

HEYNE
BÜCHER

MARC OLDEN

Vom Autor
des
Bestsellers
»Giri«

GAI 外知 JIN

ROMAN

MARC OLDEN

GAIJIN

In Erinnerung an Raymond Maldonado

DANKSAGUNG

Diane Crafford dafür, dass sie einfach da war;
Richard Pine für gut getane Arbeit;
George Coleman dafür, zum richtigen
Zeitpunkt der richtige Herausgeber gewesen zu sein.

ERSTERTEIL

Heiko no Metsuku

Die Augen im Kampf
In der Betrachtung der Dinge,
gibt es *kan* und *ken*. Zur wahren Natur der Dinge
durchzudrängen, ist *kan*;
dem Phänomen der Oberfläche verhaftet
zu bleiben, ist *ken*

MIYAMOTO MUSASHI,
Gorin no Sho

Honolulu • Juli 1983

Alexis Bendor witterte Gefahr.

Der Morgen graute bereits, als sie von ihrem Alptraum erwachte. Durch die Glasschiebetüren ihres Schlafzimmers sah sie auf einen Regenwald aus Farnen und riesigen Philodendronbüschen hinaus. Etwas Vertrautes. Genau das Richtige, um sie von den Schrecken eines bösen Traums abzulenken.

Sie hörte das Gurren der Tauben, die sich unter die Redwoodterrassen zurückgezogen hatten. Die Vögel suchten dort Schutz vor einem plötzlichen Gewitter, das inzwischen bereits wieder im Abklingen war. Das Gurren der Tauben und das stete Rauschen des Regens. Willkommene Geräusche.

Alexis setzte sich in ihrem Bett auf. Eine Dreiundsechzigjährige und auf ihre alten Tage allmählich wunderlich werdend. Natürlich war sie allein.

Gegenstand ihres Alptraums, des schlimmsten seit Jahren, war Rupert de Jongh gewesen. Längst hellwach, wollte ihr Herz noch immer nicht zu klopfen aufhören. Ihre Hand zitterte, als sie den Puls an der rechten Seite ihres Halses befühlte. Allmächtiger. Die Stelle pochte regelrecht.

Mit dem Handrücken strich sie über das glatte, lang vernarbte Gewebe der Stelle, an der sich einst ihr rechtes Ohr befunden hatte. Der Schmerz ließ sie zusammenzucken. Man hätte denken können, die Wunde wäre noch immer nicht verheilt gewesen.

Der Regen hörte auf. Durch die Glastüren schaute Alexis auf Dutzende von Vögeln hinaus, die aus dem Regenwald in den rostfarbenen Morgenhimmel aufflogen. Unter lautem Flügelflattern stoben auch die Tauben unter der Terrasse hervor. Vier Tauben. Aus vier Agenten hatte sich auch Alexis' Spionageteam zusammengesetzt damals im Februar 1945, als der Alptraum seinen Anfang genommen hatte.

Eigentlich hätten die wahren Schrecken des Kriegs spurlos an ihr vorübergehen sollen. Ihre Aufgabe bestand darin, feindliche Codes zu dechiffrieren, und war entsprechend mit kaum größeren Risiken verbunden, als sich etwa an einer

Kante ihres Schreibtisches eine Laufmasche zu holen. Doch 1945 hatte sich dann plötzlich der OSS für die fünfundzwanzigjährige Alexis zu interessieren begonnen, und dies nicht nur wegen ihrer Dechiffriertalente, sondern vor allem auch wegen ihrer Japanischkenntnisse. Und nicht zuletzt auch aufgrund ihres Wissens über Rupert de Jongh, einen ziemlich ungewöhnlichen Engländer.

Und die groß gewachsene, blonde und fast hübsche Alexis Waycross ihr Mädchenname wusste eine Menge über Mr. de Jongh. Zurückzuführen war dies auf ihre Neugier und ihren Hang zur Eigeninitiative. Im Lauf des Krieges war Washington von Spionen und Agenten aus aller Welt mit Informationen über Japan überschwemmt worden. Ein Grossteil davon wanderte unesehen in die Archive. Das Material war einfach zu umfangreich, und darüber hinaus fehlte es an hinreichend ausgebildetem Personal, um es entsprechend zu analysieren und auszuwerten.

Aus ihrem angeborenen Hang heraus, den Dingen auf den Grund zu gehen, hatte sich Alexis nun ausgiebiger mit einem Teil dieser Daten befasst, und insbesondere galt dies für alles, was sich auf Rupert de Jongh bezog. De Jongh war ein Verräter, und Verräter hatten Alexis nun einmal seit jeher fasziniert.

Nicht, dass Mr. de Jongh ein gewöhnlicher Verräter gewesen wäre. Ganz im Gegenteil. Es handelte sich bei ihm um einen englischen Aristokraten, der zum Samurai geworden war. Absolut faszinierend.

Er wurde *gaijin* genannt und stieg zu Japans Meisterspion auf. Die verschiedenen Berichte, die über Alexis' Schreibtisch wanderten, verglichen ihn mit Wilhelm Stieber, Bismarcks Geheimdienstgenie, der allen deutschen Agenten als Vorbild diene. Oder mit Sidney Reilly, dem berühmterberühmten Doppelagenten, der der Reihe nach für die Geheimdienste Großbritanniens, Frankreichs, Russlands und Japans gearbeitet hatte.

Was Grausamkeit, Unerbittlichkeit und Kaltblütigkeit betraf, übertraf der *gaijin* sie jedoch alle. Er hatte unzählige Agenten der Alliierten gefoltert und getötet, während er den zahlreichen Anschlägen auf sein eigenes Leben immer

wieder entgehen hatte können. De Jongh hatte entweder unverschämtes Glück oder einen verdammt guten Riecher. Er gehörte der japanischen Geheimpolizei Kempei Tai an und hatte Nachbauten britischer, amerikanischer, französischer und deutscher Chiffriermaschinen in seinen Besitz gebracht, die er den Japanern für ihre Belange einzusetzen beibrachte. Es war in nicht geringem Masse de Jonghs Verdienst, dass Japan auf dem Gebiet der Chiffriertechniken den gewaltigen Vorsprung der Westmächte in kürzester Zeit erheblich verringern hatte können. Gewisse Hindernisse blieben dabei jedoch selbst für de Jongh unüberwindlich. Aufgrund der Tatsache, dass sich das japanische Schriftsystem aus über zweitausend Bildzeichen und fast sechzig Schriftzeichen zusammensetzt, womit es sich nicht für eine Chiffrierung eignet, gaben die Japaner ihre Geheimcodes in unserer Buchstabenschrift durch, was für westliche Dechiffrierexperten wie Alexis eine erhebliche Erleichterung darstellte.

Und noch eine weitere von de Jonghs Methoden vermochte sie sich zunutze zu machen. Wie alle japanischen Agenten hielt auch er an der Vorstellung fest, die japanische Sprache wäre zu diffizil und differenziert, als dass Ausländer ihre sehr subtile Bedeutungsvielfalt hätten durchdringen können. Doch Alexis setzte ihren ganzen Stolz darein, de Jongh diesbezüglich Lügen zu strafen. Mit ungebrochenem Eifer knackte sie seine Codes, um dann seine Nachrichten zu lesen und sie ungeachtet ihres scheinbar für einen Ausländer nicht zu erfassenden Nuancenreichtums richtig zu interpretieren. Dessen sollte sich de Jongh erst bewusst werden, als der FBI zwei Amerikaner verhaftete, die für Japan spionierten.

De Jongh wurde im Laufe der Zeit sozusagen zu Alexis' Hobby. Sie legte erst für sich selbst, dann im Auftrag ihrer Vorgesetzten und des OSS eine Akte über ihn an. Von Londoner Geheimdienstquellen verschaffte sie sich familiengeschichtliche Informationen und Fotos von de Jongh. Die Fotos, auf denen de Jongh beim Judo, Kendo und Bogenschiessen abgebildet war, stellten nur einen Hinweis dar, wie stark des gebürtigen Engländers Affinität zu Japan war. Darüber hinaus sprach er fließend Japanisch,

beherrschte verschiedene japanische Musikinstrumente, war ein glänzender Kalligraph und verfasste Haiku. Doch seine hervorstechendste, für einen Westler bis dahin unerhörte Leistung bestand darin, sich auf höchster militärischer und gesellschaftlicher Ebene uneingeschränkte Anerkennung zu verschaffen.

Aufgrund ihrer beharrlichen Nachforschungen wusste Alexis mehr über den *gaijin* als jedes andere westliche Geheimdienstmitglied. Nun deutete alles darauf hin, dass de Jongh in Genf auftauchen würde. Urheber dieser wichtigen Information war >Richard Wagner<, der Deckname des wichtigsten alliierten Spions im Berliner Aussenministerium. Laut Wagner kam de Jongh angeblich in die Schweiz, um in Erfahrung zu bringen, ob die Sowjetunion das Friedensabkommen mit Japan zu brechen und ihm den Krieg zu erklären beabsichtigte.

Gleichzeitig warnte Wagner jedoch, sich von de Jongh nicht täuschen zu lassen; der eigentliche Grund seines Aufenthalts in der Schweiz wäre darin zu sehen, Erkundigungen über die geheimen Friedensangebote der Nazi-Führer an die Alliierten einzuziehen. Himmler, Göring, Goebbels und andere hatten alle ihre eigenen Friedensvorstellungen, mit deren Hilfe sie sich bei den Alliierten, insbesondere den Amerikanern, Liebkind zu machen versuchten. All diesen unterschiedlichen Vorschlägen war jedoch eine Forderung gemeinsam: Deutschland sollte in seiner bisherigen Regierungsform unangetastet bleiben, um sich in einem heiligen Krieg gegen das kommunistische Russland auf die Seite der Alliierten zu schlagen. De Jongh wollte nun in Erfahrung bringen, ob Deutschland sich in diesem Zusammenhang von seinem Verbündeten Japan zu lösen beabsichtigte.

Unser Sieg ist nicht mehr aufzuhalten, hatte man Alexis von Seiten des OSS versichert. Wir wollen ihn nur noch beschleunigen. Bewerbstelligen liesse sich dies unter anderem durch die Beseitigung de Jonghs. Jemand muss in die Schweiz gehen jemand, der de Jongh und seine Codes kennt und ausserdem Japanisch und Deutsch spricht. Alexis würde einer kurzen Vorbereitung auf ihre Aufgabe

unterzogen werden. Allerdings war die Zeit hierfür sehr knapp. Danach würde sie nach London fliegen, um sich dort mit den amerikanischen Operationen in der Schweiz vertraut zu machen. Zudem würde sie dort auch ihre britischen Partner kennenlernen. De Jonghs verschlüsselte Nachrichten sollten nämlich durch ein britisch-amerikanisches Team abgefangen werden. Und dann sollten die Engländer versuchen, de Jongh gefangenzunehmen. In Zürich sollte der Engländer Michael Marwood als Verbindungsmann zwischen dem amerikanischen und dem britischen Geheimdienst fungieren. Den Engländern war viel daran gelegen, de Jongh als Kriegsverbrecher den Prozess machen zu können. Sollte er sich seiner Festnahme widersetzen, hätten sie nicht davor zurückgeschreckt, ihn auf der Stelle zu töten.

Nichts hätte Alexis davon zurückhalten können, diesen Auftrag zu übernehmen. Nie hatte sie sich mit größerem Eifer in eine Aufgabe gestürzt. Endlich einmal bot sich ihr eine Chance, nicht nur von ihrem Schreibtisch aus zu handeln. Sie würde heimlich in die Schweiz einreisen und de Jonghs Nachrichten abfangen, wie sie das schon seit Jahren praktiziert hatte. Danach würde sie ein paar Tage in Bern verbringen, um ihre Erkenntnisse an den OSS weiterzugeben, und schliesslich wieder nach London zurückfliegen. Das Ganze war mit keinerlei nennenswerten Risiken verbunden. Die auf ihre Neutralität pochende Schweiz bestand darauf, dass die Agenten der Alliierten und der Achsenmächte sich gefälligst zu benehmen hätten und andernfalls abgeschoben würden.

Welch ein Glück so kurz vor Kriegsende noch einmal etwas richtige Action mitzubekommen.

Genf • Februar 1945.

Das brutale Verhör von Alexis und ihrem Team begann unmittelbar nach ihrer Gefangennahme durch de Jongh. Eines späten Nachmittags wurden die drei Amerikaner und ein Engländer von SS-Männern, die sich als Schweizer Polizisten ausgaben, aufgegriffen und zu einem abgelegenen

Gehöft gebracht, das mehrere Kilometer ausserhalb der Stadt lag. Der Hof lag in einem dicht mit Fichten und Linden bestandenen Tal, von dem aus man die schneebedeckten Bergspitzen der französischen Alpen sehen konnte. Er gehörte Peter Schulmann, einem glühenden Verehrer von Heinrich Himmler.

Als Alexis nun dort de Jongh zum ersten mal gegenüberstand, war dieser kleiner, als Alexis ihn sich vorgestellt hatte. Dessen ungeachtet hatte der Mann eindeutig Stil. Blondes Haar, blaue Augen, und das alles verbunden mit dem gediegenen guten Aussehen des Herzogs von Windsor, dem er überdies auch in seiner Vorliebe für ausgefallen elegante Kleidung ähnlich zu sein schien, obwohl Alexis eigentlich eher mit jemandem in Kimono und den sonstigen Attributen eines waschechten Samurai gerechnet hätte.

Neben de Jongh und Schulmann hielten sich in dem Bauernhaus noch zwei Japaner, drei SS-Männer und ein deutscher Geheimdienstoffizier auf. Alle waren de Jongh unterstellt, wobei sich der Geheimdienstoffizier, wie Alexis nicht entging, dem eleganten Briten nur widerwillig unterordnete. Er war Arthur Kuby, ein großer, blonder Mann mit einer ausgeprägten Hakennase und einer präzisen, aristokratisch preussischen Diktion.

So weit Alexis dies beurteilen konnte, hielten sich in dem Haus nur zwei Frauen auf Schulmanns ungeschlachte, grauhaarige Frau und ein auffallend hübsches japanisches Mädchen, die Richard Wagner als de Jonghs Reisebegleiterin identifiziert hatte. Laut Wagners Aussagen war sie das einzige menschliche Wesen, dem gegenüber de Jongh so etwas wie Zärtlichkeit an den Tag legte. Das erst fünfzehnjährige Mädchen war eine ehemalige *karayuki*, eines der unzähligen unglückseligen japanischen Mädchen, die von ihren Angehörigen als Prostituierte ins Ausland verkauft wurden. Die meisten von ihnen wurden gezwungen, in Bordellen der japanischen Armee zu arbeiten, die überall in Asien in den von den Japanern neu eroberten Gebieten errichtet worden waren. Kasumi war von ihren Eltern für drei Sack Reis einem solchen Schicksal preisgegeben worden.

De Jongh stellte die Fragen; er richtete sie in Deutsch, Japanisch und Englisch ausschliesslich an Alexis, die sich des Eindrucks nicht erwehren konnte, dass er regelrecht stank vor guten Manieren und Distinguiertheit. Aber das war nur Teil eines allumfassenden Täuschungsmanövers. De Jongh war alles und jeder, der er sein wollte, und auf keinen Fall das, was man von ihm erwartete. Alexis gab sich, was ihn betraf, keinen Illusionen hin; sobald er beschliessen würde, dass er genügend den feinen Herrn gespielt hatte, und statt dessen die Fragen stellte, die ihn wirklich interessierten, würde er vor keinem Mittel zurückschrecken. Schliesslich holte de Jongh seine Taschenuhr hervor, warf einen kurzen Blick darauf und verkündete dann, es wäre nun Zeit für eine Unterrichtsstunde. Die Herrschaften möchten doch so freundlich sein, ihm in die Scheune zu folgen. Selbstverständlich nur die Herren mit Ausnahme von Miss Waycross.

»Wie es scheint«, wandte sich de Jongh an sie, »habe ich ihren Code geknackt. Das soll mir erst mal einer nachmachen.«

Alexis schüttelte den Kopf. Er log. Ihre Codes entschlüsselte keiner. Sie war unschlagbar. Und doch war sie mit ihrem Team in Gefangenschaft geraten.

De Jongh sah zu der Balkendecke des Chalets auf und tippte mit dem Zeigefinger gegen sein Kinn. »Mal sehen, ob ich es richtig hinkriege. Der Schlüssel zu ihrem Code sind die Seiten des deutschen Kalenders für Landwirte. Sie haben die Buchstaben T Strich Y verwendet und dann noch zwei Zahlen und einen weiteren Buchstaben angehängt. Der Buchstabe wurde selbstverständlich bei jeder Übertragung geändert. Sie standen mit Bern und natürlich mit Zürich in Verbindung. Und wenn mich nicht alles täuscht, hatten sie auch mit ein paar Deutschen hinter der Grenze Kontakt aufgenommen, armen, fehlgeleiteten Seelen, die scheinbar die Ansicht hegen, Hitler könnte am Ende sein.«

Er schnippte mit den Fingern und deutete auf verschiedene Gegenstände auf einem kleinen Tisch. Alexis' Lebensmittellkarte, gefälschte Ausweise, ein Fläschchen mit Benzedrintabletten, mit denen sie sich wach hielt. Und eine

Kapsel Zyanid, die sie im Fall ihrer Gefangennahme hätte nehmen sollen. »Sie sind einfach nicht clever genug, Miss Waycross. So einfach ist das. Wirklich. Wir spielen hier ein höchst gefährliches Spiel, wenn ich es einmal so ausdrücken darf. Wirklich ausserordentlich gefährlich. Was in der Theorie und ich fürchte, Ihre Stärke liegt vorwiegend auf diesem Gebiet so einfach aussah, hat sich in der Praxis mit einem Mal als wesentlich komplizierter und riskanter herausgestellt.«

Er holte eine elfenbeinerne Zigarettenspitze aus seiner Jackentasche hervor und befestigte eine Players darin. »Was nun Mr. Marwood betrifft, Gott steh' seiner armen Seele bei, so würde ich an Ihrer Stelle nicht mehr mit seinem Eintreffen rechnen. Wir haben uns seiner bereits auf die entsprechende Weise angenommen. Wenn ich mich nicht täusche, sollte seine Aufgabe darin bestehen, sich meiner Wenigkeit zu entledigen. Wie das Schicksal nun mal will, doch bevor ich's vergesse, ich sprach doch eben von unserer Unterrichtsstunde. Wenn Sie mir also in die Scheune folgen würden?«

Die Unterrichtsstunde. Alexis hatte zwar von de Jonghs Grausamkeit gelesen; dennoch war sie nicht darauf vorbereitet, was sie nun in Schulmanns Scheune erwarten sollte. De Jongh nahm seine Zigarettenspitze von seinen Lippen, sah einen großen, hängeschultrigen SS-Mann mit stark behaarten Nasenlöchern an und deutete dann auf Julian Conroy, einen jungen Lehrer aus Pennsylvania, der noch kein ganzes Jahr beim OSS war und im Frühjahr hatte heiraten wollen. Alexis war zu seiner Hochzeit eingeladen.

Der SS-Mann hustete etwas Schleim hoch, spuckte ihn aus, zog eine gedrungene Walther PPK aus seiner Manteltasche und schoss Conroy damit in beide Füße. »Na so was«, bemerkte der SS-Mann dazu in spöttischem Ernst. »Unser Freund ist so schwer verwundet, dass es sich gar nicht mehr lohnt, ihn zu verarzten.« Die anderen SS-Männer wussten über ihre Rollen Bescheid. Sie nickten beipflichtend. Dann trat einer vor und stülpte Conroy eine Gasmaske über, um seine Schreie zu unterdrücken. »Was soll ich da nur tun?« fragte der große SS-Mann. »Ich muss unserem Freund doch irgendwie helfen.« Damit griff er nach einer Axt und hackte

Conroy die Füße ab. Alexis musste sich übergeben. Willis Speed, das jüngste Mitglied ihres Teams, begann zu weinen. »In einer Stunde wird er verblutet sein«, bemerkte der SS-Mann lakonisch.

De Jonghs kalte, blaue Augen zuckten mit keiner Wimper. Er nahm einen tiefen Zug aus seiner Players, blies den Rauch auf einen Stapel Heuballen und deutete neuerlich mit seiner Zigarettenspitze diesmal auf James Milnes, einen sechsundzwanzigjährigen Waliser, der vor dem Krieg ein vielversprechender Opernsänger gewesen war. Später fragte sich Alexis, ob Milnes aus reiner Panik gehandelt hatte oder in dem Glauben, er könnte tatsächlich entkommen. Jedenfalls rannte er plötzlich los. Er riss sich von den zwei SS-Männern los, die ihn festhielten und stürzte auf das Scheunentor zu. Mit drei Schritten hatte de Jongh ihn eingeholt. Er riss Milnes herum und rammte ihm das Knie in den Unterleib. Als der britische Agent daraufhin vornüber sackte, packte ihn de Jongh an den Aufschlägen seiner Lederjacke, um dann in einer Bewegung in die Hocke zu gehen und herumzuwirbeln, so dass er Milnes den Rücken zugekehrt hatte. Beide Hände nach unten reissend, schleuderte de Jongh den Waliser über seine rechte Schulter. Mit wirbelnden Armen, die Beine ineinanderverschlungen, flog Milnes durch die Luft, um einen lauten Schrei auszustossen, als er seitlich zu Boden stürzte und man ganz deutlich das Knacken eines brechenden Knochens hören konnte. Er schrie von neuem auf, als ihm de Jongh einen Absatz in die Wirbelsäule trieb. Anerkennendes, bewunderndes Gurren von Seiten der SS. Schulmann applaudierte lächelnd. Wunderbar. Die Japaner tauschten Blicke aus. Einer hob sogar zu einem schwachen Lächeln einen Mundwinkel. De Jongh war ein *bushi*, ein Krieger. De Jongh bückte sich, hob sein Feuerzeug vom Boden auf und wischte es ab. Mit einem Blick auf die SS-Männer erklärte er, Milnes wäre noch am Leben. Weitermachen.

Mit tränenverquollenen Augen wandte Alexis den Blick ab. Sie sterben meinetwegen, dachte sie. Weil dieses Schwein meinen Code geknackt hat.

Ein SS-Mann mit schütterem blondem Haar und spitzem Kinn trat vor. Er hielt eine Mistgabel in der Hand und drehte den stöhnenden Milnes auf den Rücken. Dann legte er den Stiel der Mistgabel über dessen Kehle und stellte sich mit gespreizten Beinen darauf, um so lange hin und her zu wippen, bis der Waliser tot war.

Darauf wandte de Jongh sich wieder Alexis zu. Zusammen mit Willis Speed, einem sanften Georgier, der mit der Mannschaft des Georgia-Teams amerikanischer Basketballmeister geworden war, sollte sie den Rest der Nacht in der Scheune verbringen. De Jongh bat sie um Verzeihung, dass sie dabei unter Aufsicht gestellt und ihrer Kleider entledigt würden. Und am darauffolgenden Tag würde er ihnen dann seine Fragen stellen.

»Ich werde es persönlich übernehmen, Ihre Kollegen vom OSS zu verständigen«, sagte de Jongh zu Alexis. »Sie sollten sich doch zweimal täglich melden mittags und acht Uhr abends, wenn mich nicht alles täuscht? Ich werde Ihren Freunden schon eine schöne Geschichte auftischen, dass Sie mich aufgespürt haben und sich inzwischen daranmachen, mich in eine Falle zu locken. Versuchen Sie inzwischen etwas zu schlafen. Morgen dürfte ein ziemlich anstrengender Tag für Sie werden. *Bonne nuit.*«

Wir haben also noch eine Chance, schöpfte Alexis neue Hoffnung. Wenn er meinen Code durchgibt, liefert er sich selbst ans Messer. Jeder Code war gegen Missbrauch gesichert. Wie das in solchen Fällen in der Regel üblich war, baute Alexis immer einen absichtlichen Fehler ein. Fehlte dieser Fehler, war dies ein Zeichen, dass etwas nicht stimmte. De Jongh mochte ja wirklich verdammt gerissen sein, aber von diesen Sicherheitsvorkehrungen Alexis' wusste er nichts. Alles, was Alexis und Willis zu tun hatten, war also, am Leben zu bleiben und zu hoffen, dass ihre Leute sie noch rechtzeitig aufspüren konnten.

Die Nacht in Schulmanns Scheune war die schlimmste in Alexis' Leben. Nackt, an Händen und Füßen gefesselt, lagen die amerikanischen Agenten zitternd vor Kälte in einem Verschlag neben dem Scheunentor. Keine Decken, auf de Jonghs ausdrücklichen Befehl. Um sich zu wärmen, bedeckten Alexis und Willis sich, so gut es ging, mit Stroh

und kuschelten sich an eine schlafende schwarzweiss gefleckte Kuh. Bewacht von zwei SS-Männern in schwarzen Ledermänteln, die irgendwann von zwei Japanern abgelöst wurden, dämmerten sie in angstrauerfühltem Halbschlaf dahin.

Am Morgen versicherte ein lächelnder Willis Alexis, dass es ihm eine Freude gewesen wäre, an ihrer Seite zu schlafen, obwohl die näheren Umstände nicht gerade ideal gewesen wären und er doch eher ein romantischer Typ wäre, der einer Dame das Frühstück ans Bett brächte. Er gab sich alle nur erdenkliche Mühe, sie etwas aufzumuntern und seine eigene Angst unter Kontrolle zu bekommen. Von ihren Fesseln war ihnen die Blutzufuhr zu Händen und Füßen abgeschnitten, und von der Kälte hatten sie schmerzhaft Krämpfe. Willis war ausserdem von dem Geruch der Kuh sterbensübel. Beide stellten fest, dass die Leichen von Conroy und Milnes entfernt worden waren.

Willis wollte eben etwas sagen, um jedoch unverzüglich wieder zu verstummen. Alexis folgte seinem Blick. De Jongh, Schulmann, die Japaner und die drei SS-Männer kamen über den Hof zwischen Haus und Scheune. Als de Jongh stehenblieb, folgten die anderen seinem Beispiel. Der Engländer sah zum Himmel hoch und sagte etwas, worauf die anderen lachten. Auf dem Hof lag etwas Schnee. In seinen Gummistiefeln sah de Jongh wie der typische Gutsbesitzer auf seinem morgendlichen Felderrundgang aus. Arthur Kuby blieb auf dem Balkon des Hauses zurück, wo er auf Kasumi einredete, die ihn jedoch ignorierte und statt dessen de Jongh hinterher sah. De Jongh drehte sich nach dem Haus um, und forderte Kuby auf, sich ihnen doch anzuschliessen. Der deutsche Geheimdienstoffizier verabschiedete sich mit einem galanten Tippen an seinen Hut von Kasumi und folgte den anderen. Alexis konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, dass er es dabei nicht gerade eilig hatte.

»Unsere Leute sind sicher schon unterwegs«, flüsterte sie Willis zu. »Vergiss das nicht. De Jongh hat einen Fehler gemacht, sich mit ihnen in Verbindung zu setzen. Sie wissen, dass er es war, und kommen uns schon zu Hilfe.«

»Na, hoffentlich beeilen sie sich ein bisschen«, brummte Willis zurück.

De Jongh und die anderen hatten inzwischen die Scheune betreten und blieben vor dem Verschlag mit den Gefangenen stehen. Nur de Jongh hatte sich rasiert. Er roch nach Rasierwasser und trug einen Panamahut, der zwar aus der Mode war, aber an ihm durchaus modisch wirkte.

Er trat vor, zog an den Knien die Hosenbeine hoch und kauerte vor Alexis nieder. »Sie müssen mir verzeihen, wenn ich gleich zur Sache komme, Miss Waycross. Ich möchte Richard Wagners richtigen Namen wissen. Wer ist der Mann, der all diese Informationen an Ihre Leute weitergeleitet hat?«

Alexis musste an Conroy und Milnes denken. Aber sie hielt de Jonghs Blick stand und sagte nichts.

De Jongh blieb mit verschränkten Fingern vor ihr kauern. »Ich warte, Miss Waycross.«

Schweigen.

Alexis sah weder die Bewegung seiner Hände noch das Messer. Doch sie spürte, wie er sie am Haar packte und ihren Kopf zurückriss. Gleichzeitig breitete sich an ihrer rechten Kopfhälfte ein schrecklicher Schmerz aus, der sie haltlos losschreien liess.

De Jongh hielt Alexis' blutiges Ohr zwischen Daumen und Zeigefinger, um es eine Weile zu betrachten und dann über ihrem Kopf baumeln zu lassen. »So wurde jeder bestraft, der sich weigerte, eine Frage zu beantworten, die von einem Samurai gestellt wurde. Mit seinem Schweigen gab man zu verstehen, dass man taub war und deshalb keine Ohren hatte. Eine durchaus logische Schlussfolgerung, finden Sie nicht

auch? Also noch mal. Richard Wagner. Wie lautet sein richtiger Name?«

»Lassen Sie sie um Himmels willen in Ruhe«, stiess Willis Speed hervor. »Ich sage Ihnen seinen Namen.«

»Nein, das werden Sie nicht«, wies ihn de Jongh zurecht.

»Weil ich Ihnen nämlich die Zunge herausschneide, wenn Sie noch ein Wort sagen, ohne gefragt worden zu sein. Meine Frage ist an Miss Waycross gerichtet.«

Gesicht und Haar blutverschmiert, versuchte Alexis unter der gefleckten Kuh, die inzwischen aufgestanden war, Zuflucht vor de Jongh zu finden. Der schüttelte nur bedauernd den Kopf und zog sie an dem Seil um ihre Fussknöchel wieder zu sich heran, um ihr am Gesäss zwei Schnitte zu verpassen. Gleichzeitig wies er sie darauf hin, dass es sich bei dieser Folter um *Lingchez* handelte, den Tod der tausend Schnitte. Chinesischen Ursprungs, mit einer langen Tradition. Und es gab unzählige Varianten. Diejenige, die er an ihr anzuwenden gedachte, setzte sich aus vierundzwanzig Schnitten zusammen nicht mehr und nicht weniger. Und immer zwei Schnitte gleichzeitig.

Richard Wagner. Sein richtiger Name.

Mit ihren gefesselten Füßen versuchte Alexis nach ihm zu treten, verfehlte ihn aber. »Sieh mal einer an«, bemerkte de Jongh nachdenklich. Er drehte sie auf den Rücken und drückte seine Hand gegen ihren Mund nicht, um sie zum Schweigen zu bringen, sondern um ihren Kopf festzuhalten. Dann brachte er ihr jeweils in der Mitte jeder Augenbraue einen Schnitt an. Nicht lang, nicht tief. Aber schmerzhaft. Und er sagte ihr im voraus, was er zu tun beabsichtigte.

Unterarme. Ein Schnitt von sieben Zentimetern auf jedem. Nicht tief, aber unerträglich schmerzhaft.

Brüste. Ein Zwei-Zentimeter-Schnitt über jeder.

Alexis' Augen drehten sich nach oben. Sie verlor das Bewusstsein.

Als Alexis wieder zu sich kam, war es dunkel, und es schneite. Ihr Mund war mit Klebstreifen verklebt. Der Geruch von Mist, Kühen und Petroleumlampen sagte ihr, dass sie noch immer in der Scheune war. Sie war mit einem Mal hellwach, als ihr bewusst wurde, dass sie an Willis Speeds Leiche festgebunden war. Er lag bäuchlings im Stroh. Alexis' Arme und Beine waren an seine gefesselt, ihr Gesicht gegen seinen kalten Nacken gepresst. Sie versuchte zu schreien, aber das Geräusch blieb in ihrer Kehle stecken. Verzweifelt versuchte sie sich loszureissen. Aber die Fesseln gaben nicht nach.

Das Geräusch nahender Schritte liess Alexis ihre Anstrengungen verdoppeln. Doch sie erreichte damit nur, dass sie sich an Fuss und Handgelenken die Haut wund riss.

Eine behandschuhte Hand berührte ihre Schulter. Sanft. Entsetzt gab Alexis ihre Befreiungsversuche auf und wartete. Sie spürte die Wärme menschlichen Atems an ihrem Ohr. »Ich bin Arthur Kuby«, flüsterte eine Männerstimme in gebrochenem Englisch. »Ich hätte Ihnen ein Geschäft vorzuschlagen.«

Er zog einen Handschuh aus und entfernte das Klebeband von Alexis' Mund.

Nachdem Kuby mit einem Taschenmesser auch ihre Fesseln zerschnitten und seinen Ledermantel über sie gelegt hatte, warf er einen vorsichtigen Blick zu dem erleuchteten Haus hinüber. Als er sich wieder Alexis zuwandte, kroch diese von ihm fort, um sich in eine Ecke des Verschlags zu drücken. In seiner Hast sprach Kuby mittlerweile auf deutsch auf Alexis ein. Er erzählte ihr, dass er den SS-Mann, der sie bewacht hatte und der Conroy die Füße abgehackt hatte, mit eben derselben Axt erschlagen hatte. Seine Leiche lag hinter dem Futterkasten.

Kuby hatte nun nur noch zwei Möglichkeiten. Entweder floh er nach Deutschland, wo der Krieg längst verloren war und die Menschen voller Angst dem Anrücken vor allem der Russen entgegenharrten. In diesem Fall würde der Tod des SS-Mannes Alexis in die Schuhe geschoben werden. Und was das für sie bedeutet hätte, war klar. Kubys zweite Möglichkeit ihr gab er übrigens den Vorzug bestand darin, mit den Amerikanern handelseinig zu werden. Dafür brauchte er allerdings Alexis. Er hatte ihr bereits geholfen; als Gegenleistung sollte sie ihm nun Zugang zum OSS verschaffen.

»Wo ist de Jongh gerade?« wollte Alexis wissen.

»Er dürfte jeden Augenblick in Genf eintreffen. Ihr Mitarbeiter, Mr. Speed, hat versucht, Ihnen das Leben zu retten, indem er ihm Richard Wagners richtigen Namen verraten hat. Ich würde Ihnen übrigens raten, sich Mr. Speed nicht näher anzuschauen. De Jongh hat ihn fürchterlich zugerichtet. Wagners Identität ist so wichtig für ihn, dass er nicht riskieren wollte, sie über Funk weiterzugeben. Deshalb hat er beschlossen, zusammen mit einem SS-Mann und einem der Japaner persönlich nach Genf zu fahren, um die Information mündlich an die dortige deutsche Legation

weiterzugeben. Was macht Ihr Ohr? Schmerzt es noch sehr?»

Alexis hob ihre Hand, ohne die Wunde jedoch zu berühren.

»De Jongh hat es kauterisiert«, fuhr Kuby fort. »Er wollte, dass Sie noch am Leben sind, wenn er zurückkommt. Er scheint Sie unwahrscheinlich zu hassen als hätten Sie ihm einmal sehr übel mitgespielt. Ist das denn der Fall?«

»Ich habe seinen Code geknackt, wodurch in Amerika mehrere seiner Leute geschnappt werden konnten.«

»Ach, so ist das also.«

Alexis schüttelte den Kopf und flüsterte: »Sie sind nicht gekommen. Sie sind nicht gekommen.« Warum hatten sie den Fehler in de Jonghs Verwendung meines Codes nicht bemerkt? De Jongh hatte ungestraft ihren Code verwendet. Es war ihm tatsächlich geglückt. Sie begann zu schluchzen.

Kuby sah auf seine Armbanduhr. »Wir haben nicht viel Zeit? Wie sieht es aus? Können wir ins Geschäft kommen?«

»Was für ein Geschäft?«

Kuby setzte ihr auseinander, dass er über Informationen verfügte, die für den OSS von Interesse sein könnten. Informationen über die Russen, über jüngste Friedensbemühungen der Japaner mit der Sowjetunion, über deutsche Wissenschaftler, die an der Atomspaltung arbeiteten und daraus eine verheerende Vernichtungswaffe zu entwickeln beabsichtigten.

Ausserdem konnte Alexis Richard Wagner vielleicht noch rechtzeitig warnen, wenn er ihr Zutritt ins Haus verschaffte.

Alexis wollte wissen, wie viele Personen noch im Haus waren. Ein SS-Mann, ein Japaner. Schulmann und seine Frau. Und das japanische Mädchen. Ein ausserordentlich hübsches Mädchen und so ganz anders als alle Frauen, die Kuby je kennengelernt hatte. Exotisch, ruhig und absolut unterwürfig. Kuby fand Unterwürfigkeit einen höchst attraktiven Zug an einer Frau.

Alexis erklärte: »Wir werden sie alle töten müssen.«

Kuby schien entsetzt. »Möglicherweise. Ja, möglicherweise. Es ist dunkel, aber nicht dunkel genug, um Sie unbemerkt ins Haus zu schaffen. Ich könnte das Haus natürlich problemlos betreten, aber ich weiss nicht, ob ich mit drei Männern fertig würde.« Er schüttelte den Kopf. »Wenn ich

allein daran denke, welche Überwindung es mich gekostet hat, eben diesen einen Mann umzubringen.«

Alexis richtete sich auf und schlüpfte in Kubys Ledermantel. Dann sank sie mit geschlossenen Augen gegen die Wand des Verschlags zurück. Nach einer Weile sagte sie: »Wir werden sie ins Freie locken und uns den Überraschungseffekt zunutze machen.«

Sie sah Kuby an. »Wir werden die Scheune anzünden. Schulmann wird dann bestimmt aus dem Haus kommen. Und die anderen werden auch sehen wollen, was hier los ist.«

Alexis wollte eine Schusswaffe.

Kuby verschwand kurz hinter dem Futterkasten und kam wenig später mit der Walther des toten SS-Manns zurück. Verstand sie damit umzugehen? Alexis nahm die Waffe aus seiner Hand und wandte ihren Blick ab. Ihr Arm hing an ihrer Seite herab, und sie sagte nichts.

Schulmann kam als erster in die Scheune gestürzt; er watschelte wie eine Ente durch den Rauch und flehte Gott an, sein Eigentum zu verschonen. Alexis duckte sich in den Verschlag mit Willis' Leiche und liess den Schweizer Bauer an sich vorbeieilen. Dann richtete sie sich auf, zielte auf seinen Rücken und drückte zweimal ab. Schulmann geriet ins Taumeln und stürzte dann mit dem Gesicht voran zu Boden.

Zwei Schüsse, die ausserhalb der Scheune fielen, liessen Alexis herumwirbeln. Als sie ins Freie trat, lag der SS-Mann im Schnee, und der Japaner stand mit erhobenen Händen vor Kuby, der seine Pistole auf ihn angelegt hatte. Er war sichtlich durcheinander.

Der Japaner wirkte sehr jung, eine schlanke, zierliche Gestalt mit einem runden Jungengesicht und langen, femininen Wimpern. Er war ohne Mantel aus dem Haus gestürzt. Und auch ohne Waffe. Nur in Hose, Gummistiefeln und Unterhemd. Alexis hob die Hand, in der sie die Walther hielt, und schoss ihn mitten ins Gesicht. Als er zu Boden stürzte, trat sie näher heran und leerte die Pistole in seinen Körper.

Alexis hörte Frau Schulmann nach ihrem Mann rufen, ohne ihr weitere Beachtung zu schenken. Statt dessen starrte sie

Kuby an, der sich Mühe gab, sein Zittern zu unterdrücken. Doch seine Hand bebte sichtlich, als er seine Pistole in seine Jackentasche schob. Denn er wusste, dass er längst ein toter Mann gewesen wäre, wenn Alexis' Walther nicht leer gewesen wäre.

Ohne ein Wort schritt sie an ihm vorbei. Der fallende Schnee zauberte feine, weisse Spitze auf ihr blutverklebtes Haar. Ihre Schritte waren zögernd, ihr Blick glasig. Die leere Pistole war jedoch noch immer in ihrer Hand.

Honolulu • Juli 1983

Bei Sonnenuntergang stand der *yakuza-Führer* Yamaga Razan hinter den Bambusjalousien seiner Wohnung in Waikiki und beobachtete das Fest der Toten. Dabei dachte er an eine Frau, die fast vierzig Jahre tot war. Doch während all der Zeit hatte er nicht aufgehört, sie zu lieben.

Gebannt verfolgte er die altertümlichen Buten, die von Bon-Tänzern, japanischen Buddhisten in grauen Kimonos und weissen Stirnbändern, in einem benachbarten Park vollführt wurden. Im Schein von weissen Lampions sangen und tanzten sie, um die Toten für eine kurze Wiedervereinigung mit den Lebenden zur Erde zurückzugeleiten. Später würden sie die Lampions auf dem Wasser davontreiben lassen, damit sie den Toten ihren Weg ins Jenseits leuchteten.

Razan betastete die Narbe auf seiner blossen linken Schulter, während er die Tänzer weiter beobachtete, wie sie zu der Musik von Gongs und Flöten einen aus Bambus errichteten Turm umkreisten. Um die Bon-Tänzer hatte sich ein buntes rassisches Gemisch aus Zuschauern geschart. Hawaii, der Schmelztiegel der Rassen. Weisse, Hawaiianer, Philippinos, Samoaner, Chinesen. Und Japaner. Der *yakuza-Führer* schüttelte missbilligend den Kopf.

In seinen Augen war Hawaii von einer besorgniserregenden Vielfalt von Rassen und ihren verschiedenen Kulturen geprägt, die einen sehr niedrigen kulturellen und moralischen Standard zur Folge hatte. Seine Bewohner lebten weniger in Harmonie nebeneinander als mehr in einer höchst oberflächlichen, rein zweckbestimmten Koexistenz,

in der es ausschliesslich um das wirtschaftliche und politische Überleben ging. Demgegenüber gab Razan der rassistischen Unverfälschtheit Japans mit der damit verbundenen Solidarität und dem unverkennbaren nationalen Identitätsgefühl eindeutig den Vorzug.

Razan hatte nicht nach Hawaii gewollt. Vielmehr war er zu dieser Reise, seiner ersten ausserhalb Japans seit Jahren, gezwungen worden. Das Land wegen eines geheimen Treffens mit den Amerikanern zu verlassen war jedoch von entscheidender Bedeutung für den Zusammenhalt seiner *yakuza*-Gruppe. Er kämpfte gegen die Zeit und den damit einhergehenden Wandel an, die schlimmsten Gegenspieler, die man sich denken konnte.

Auch innerhalb seiner Gruppe brachten die jüngeren Mitglieder dem *oyabun*, dem Anführer, nicht mehr den Respekt und absoluten Gehorsam entgegen, der einmal die Regel gewesen war. Gewalt und Geld waren das einzige, womit sie noch bei der Stange zu halten waren.

Und dann war da noch dieser Rivale, der brutale, machtgierige und jüngere Uraga, Anführer einer rivalisierenden Gruppe. Während der letzten Monate war zwischen Uraga und Razan ein ebenso unerbittlicher wie mörderischer Bandenkrieg ausgebrochen, in den auf beiden Seiten Tausende von *kobun*, Soldaten, verwickelt waren. Entsprechend hoch waren auch die Verluste. Razan selbst war nur mit knapper Not einem Anschlag entronnen. Demjenigen, der aus diesem Konflikt als Sieger hervorging, war die Kontrolle über die Unterwelt mit ihren lukrativen Beteiligungen am Geschäft mit dem Rauschgift, der Pornographie, dem Glücksspiel und den privaten Kreditinstituten sicher eine Vormachtstellung, die bis dahin Razan innegehabt hatte.

Unter dem Druck der öffentlichen Meinung - Unschuldige waren ums Leben gekommen - ging die Polizei mit verstärktem Einsatz gegen die *yakuza* vor, von denen Hunderte wegen des in Japan strengstens verbotenen Besitzes von Schusswaffen verhaftet wurden. Auch das Finanzwesen der Unterwelt wurde einer eingehenden Überprüfung unterzogen. Mit einem Mal hatte sie den romantisch verbrämten Anreiz des Geheimnisvollen

verloren, von dem sich zahlreiche hochstehende Persönlichkeiten aus der Welt der Politik, des Show-Geschäfts und des Sports in den Bann hatten ziehen lassen. Selbst in den Chefetagen der großen Konzerne, wo man gern auf die Dienste von Männern wie Yamaga Razan und anderen *oyabun* zurückgegriffen hatte, damit die Aktionäre bei den Aktionärsversammlungen nicht aus der Reihe tanzten, zog man es mittlerweile vor, hierbei vorerst auf die *yakuza* zu verzichten.

Razan hatte seit dem Zweiten Weltkrieg weiss Gott genügend Auseinandersetzungen in der Unterwelt miterlebt, um zu wissen, dass es diesmal um mehr ging. »Die Profite«, äusserte er sich einem Leutnant gegenüber, »waren noch nie so hoch und haben noch nie einen solchen Anreiz geboten. Die Jungen wie Uraga haben nur den Mut, der ihrer masslosen Habgier entspringt. Entsprechend schrecken sie vor nichts zurück.«

Da seine Macht und sein Wille eins waren, kam Razan zu einer Lösung. Vor zehn Jahren hatten ähnliche Probleme ihn und andere *yakuza* gezwungen, sich ins Ausland zu verlegen nach Asien, Australien, vor allem nach Hawaii, dem schillernden Schnittpunkt von Ost und West, und schliesslich noch dem amerikanischen Kontinent. Bisher waren die Aktivitäten und damit auch die Profite der *yakuza* auf Hawaii und in den Vereinigten Staaten durch die heimische Unterwelt jedoch noch ziemlich eingeschränkt.

Es genügte also nicht, nur zu überleben. Aus dem gegenwärtigen Bandenkrieg hatte Razan immerhin eines gelernt nämlich, dass es unumgänglich notwendig war, sich auf dieselbe, gleichberechtigte Stufe mit der amerikanischen Unterwelt zu erheben und in diesem Zusammenhang gleichzeitig den Einstieg in die reguläre Geschäftswelt zu schaffen. Dazu bedurfte es auch der Mitwirkung amerikanischer Politiker. Er würde sich dieser Herausforderung stellen und damit nicht nur diesen charakterlosen Emporkömmling Uraga vernichten, sondern sich gleichzeitig zum mächtigsten und einflussreichsten *oyabun* aufschwingen, den Japan je gesehen hatte.

Yamaga Razan war Mitte Sechzig, ein zierlicher, langnasiger Mann mit dichtem, silbergrauem Haar und

eisiger Eleganz. An diesem Abend war er barfüssig und nur mit einem *fundoshi* bekleidet, einem langen Stück weissen Stoffs, das zwischen den Beinen hochgezogen und dann mehrmals um die Hüften geschlungen wurde. Sein Körper war von Tätowierungen bedeckt bunte Darstellungen von Drachen, Blumen, Vögeln. Seinen Rücken zierte das bläuliche schimmernde Abbild eines grimmigen, ein Schwert schmiedenden Samurai, das ihm über mehrere Monate hinweg in einem äusserst schmerzhaften Prozess mit speziellen Bambusnadeln in die Haut geritzt worden war. Nur Gesicht, Hals und Hände waren nicht tätowiert. An beiden Händen fehlte ihm der kleine Finger.

Er war der *oyabun* von Japans grösster *yakuza*-Vereinigung, eines Syndikats, das sich Shinanui-Kai, Feuer des geheimnisvollen Ursprungs, nannte und, über Japan und den ganzen Erdkreis verteilt, elftausend Mitglieder zählte. Diese Machtstellung vermochte Razan nur mit brutaler Gewalt und Terror zu halten, gepaart mit eiserner Disziplin, raschem Urteilsvermögen und ungebrochenem Selbstvertrauen. In seiner Funktion liess er keinen anderen Willen als den seinen gelten und ging mit einer Rücksichtslosigkeit vor, wie sie seine Ziele erforderten.

Mochte das Alter zwar Razans Körper geschwächt haben, hatte es ihm doch zugleich zu vertiefter Menschenkenntnis und der felsenfesten Überzeugung verholfen, dass ihm alles, was er in Angriff nahm, gelingen würde. Selbst diejenigen, die ihn hassten oder fürchteten, mussten anerkennend bestätigen, dass Razan die geborene Führernatur war.

Entsprechend wurde Razan im Lauf der Zeit immer stärker vom Hauch der Legende umwoben. Er galt als ein Mann von aussergewöhnlichen Fähigkeiten, und es hiess sogar, dass er seine verborgenen Feinde spüren, in die Zukunft schauen und den Zeitpunkt des Todes eines jeden vorhersagen konnte. Einige behaupteten sogar, dass es unmöglich wäre, ihn zu töten.

Razan kehrte den Bon-Tänzern den Rücken zu und durchquerte den Raum, dessen gesamte Einrichtung lediglich aus den Strohmatten auf dem Boden, den von der Decke hängenden, erleuchteten Lampions und den verschiebbaren Wänden aus Reispapier bestand. Sein Blick

ruhte auf einem kleinen Feuer, das in einer Ecknische in einem Kohlebecken brannte.

In seinen Händen hielt Razan eine schwarze Lackdose, die den Kopf einer Puppe und einen Dolch enthielt; bei letzterem handelte es sich um ein Geschenk von Admiral Yamamoto, der den Überraschungsangriff auf Pearl Harbor geplant und durchgeführt hatte. Der Puppenkopf war das einzige Erinnerungsstück, das er von der Frau hatte, die er noch immer liebte.

Er kniete vor der Nische nieder, legte die Dose neben sich auf den Boden und begann dann mit einem Ikebana-Gesteck, das sie einst sehr geliebt hatte. Eine halbe Stunde war Razan damit beschäftigt, die wenigen Blumen und Gräser zu einem Gebilde von ebenso raffinierter wie schlichter Eleganz zusammenzustellen.

Als er damit fertig war, zündete er vor den Blumen mehrere Räucherstäbchen an und nahm den Dolch aus dem schwarzen Lackbehälter. Sein Griff war mit Haifischhaut überzogen; den silbernen Knauf zierte ein in Gold geprägtes Y, und die Klinge war so scharf, dass bereits die leiseste Berührung eine blutende Verletzung zur Folge hatte.

Razan schloss die Augen und presste sich die Breitseite der Klinge gegen die Stirn. *Die Frau*. Er schlug die Augen auf, knirschte mit den Zähnen. *Jetzt*.

Mit Daumen und Zeigefinger seiner linken Hand zog er seine Oberlippe vom Zahnfleisch fort. Seine rechte Hand krampfte sich kurz um den Griff des Dolchs. Und dann brachte sich Razan nach kurzem Zögern über den Zähnen im Zahnfleisch einen Schnitt an.

Sein Körper krampfte sich unter dem Schmerz zusammen. Seine Nasenflügel erbleichten, weiteten sich. Dick sprangen die Adern gegen die Haut an Hals und Schläfen an.

Das Blut gehörte zu seinem Eid. Er schluckte es hinunter, da er glaubte, dass dies gut für die Gesundheit wäre. Dann tippte er mit der Schneide des Dolchs, den er inzwischen in seiner Linken hielt, ein paarmal leicht gegen die Spitze seines rechten Zeigefingers. Er wartete, bis sie sich rot von Blut färbte, und führte sie dann behutsam an seine Zahnfleischwunde. Während er nun die Fingerspitze ganz leicht gegen den einen Zentimeter langen Schnitt drückte,

klapperte er sechsendreissigmal mit den Zähnen aufeinander, um zu innerer Ruhe zu gelangen und die Blutung zu stillen.

Darauf legte Razan den Dolch in den Behälter zurück und nahm den Puppenkopf heraus, um mit seinem blutenden Finger über das runde Gesicht, Augen, Stirn und Mund zu fahren.

»Bei einem Samurai«, hatte ihm der tapfere Yamamoto erzählt, »liegt das erste Kraftzentrum, die sogenannte Schlangenkraft, am Fuss der Wirbelsäule. Diese Kraft steigt durch das Rückgrat auf, verläuft über die Schädeldecke und endet im Zahnfleisch des Oberkiefers. Meditiert ein Krieger über

dieses Kraftzentrum, wird dadurch seine Körperkraft neu belebt, sein Denken klar, und vor allem verleiht ihm diese Übung immense innere Stärke. Sie verhilft dem Krieger zu unerschütterlichem, ja unerschütterlichem Vertrauen in seine Fähigkeiten.«

Ein Schwur, in Blut besiegelt von Schlangenkraft und Schwerthand. Es gab nichts, was heiliger war.

Genf • 1945.

Es sollte das letzte Mal sein, dass Razan sie sah. In einem Hotelzimmer im Carouge, dem ins Mittelalter zurückreichenden Altstadtbezirk, hielt er das weinende sechzehnjährige Mädchen in seinen Armen. »Red keinen Unsinn«, versuchte er sie zu beruhigen. »Du wirst nicht sterben. Hast du gehört? Du wirst nicht sterben. Ich werde meine Mission zu Ende führen, und dann kehren wir gemeinsam nach Japan zurück «

»Ich werde Japan nie wieder sehen.« Sie war untröstlich. »Ich werde fern der Heimat sterben. Und ich weiss, dass es so ist.«

»Jetzt hör doch endlich. Ich werde schon dafür sorgen, dass du nicht stirbst. Kein Mensch wird dir etwas zuleide tun. Das verspreche ich dir.«

Mit ihrer zierlichen Hand strich sie zärtlich über sein Gesicht. »Versprich mir, dass du mit einer Locke meines

Haars nach Japan zurückkehren wirst, um es dort zu begraben. Versprich mir nur dies eine. Mehr verlange ich nicht von dir.«

»Ich «

»Ich bitte dich darum, Razan-san.« Sie wollte vor ihm niederknien, doch er hielt sie zurück. Ihre Tränen vermochte er jedoch nicht zurückzuhalten.

Und schliesslich, weil er wusste, dass er sie so lange lieben würde, wie die Ewigkeit dauern würde, legte er ihr im Blut aus der Schlangenkraft einen feierlichen Schwur ab einen Schwur, den einzuhalten ihm schliesslich doch nicht möglich gewesen war. Etwas war geschehen, das nicht wieder rückgängig gemacht werden konnte. *Die Frau*. Ihr Name war in die Schatten seiner Seele eingegraben, und er las ihn dort Tag und Nacht.

In seiner Wohnung in Waikiki wischte sich Razan mit einem weissen Seidentuch das Blut von den Lippen und sah über seine Schulter zurück auf den Park hinaus. Bald würden die Bon-Tänzer ihren Tanz beenden, und dann würden die Mitwirkenden an der Zeremonie ihre Lampions zu einem der Bäche hinuntertragen, die durch den Park flössen, und sie vom Wasser aufs Meer hinaustragen lassen. Auch er hatte für die Frau in seiner Wohnung Lampions angezündet.

Ein paar Sekunden blieb er in einem Netz aus Erinnerungen verstrickt, in einer köstlichen Traurigkeit, angesichts deren der Gedanke an die Frau die einzige Wirklichkeit blieb. Sie hatte für immer ihre Spuren in ihm hinterlassen.

Razan streckte seine Hand aus, um eine rosa Rose zu berühren, als ihm schlagartig bewusst wurde, dass er die Wohnung mit einem Lampion verlassen würde. Auf der Stelle. Er würde sie von einem der buddhistischen Priester segnen lassen und ihn dann durch den Park zum Queen's Surf Beach hinuntertragen, um ihn aufs Meer hinaustreiben zu lassen, wie er das bisher jedes Jahr seit ihrem Tod getan hatte.

Das Treffen mit den Amerikanern war für elf Uhr in seiner Wohnung vereinbart. Bis dahin blieben ihm noch drei Stunden. Obwohl er am Stock gehen musste, würde er es in weniger als einer Stunde hinunter zum Strand und wieder

zurück schaffen. Er brauchte die Hilfe der Frau, denn in Japan waren die Toten wichtiger als die Lebenden und mussten in der Erinnerung unablässig am Leben erhalten werden.

Nachdem Razan seine Leibwächter verständigt hatte, begab er sich ins Schlafzimmer, wo er während des Ankleidens die Risiken abwog, die das Verlassen der Wohnung mit sich brachte. Uragas yakuza-Gruppe, Ginkakuji Gumi, Tempel des Silbernen Pavillons, war zwar in Hawaii relativ stark vertreten, aber keines ihrer Mitglieder hatte Razan je zu Gesicht bekommen. Selbst von Razans eigenen Leuten hatten ihn bisher nur zwei yakuza-Leutnants aus Honolulu gesehen, während in Japan kaum jemand wusste, dass er ausser Landes war. Er würde sich auf dem kleinen Spaziergang durch den Park von zwei Leibwächtern begleiten lassen und dem Koreaner, der, nach Knoblauch riechend, in der Wohnung

schief und dem Treffen mit den Amerikanern ebenfalls beiwohnen würde.

Bekleidet mit einem dunklen Sommeranzug, weissem Hemd und schwarzer Krawatte, kehrte Razan in die Nische zurück, um dort eine rosa Rose abzubrechen und an dem Lampion zu befestigen. Als er sich umsah, warteten die Leibwächter und der Koreaner bereits an der Tür.

Niemand sprach, als sie die Wohnung verliessen. Razan wollte es so. Schweigen war eine Disziplin. Schweigen gestattete es der Frau, in seinem Innern mehr Raum einzunehmen.

In schwülem Zwielficht näherten sich Alexis Bendor und die Mitglieder ihres Jogging-Clubs dem Ende eines Laufs im knietiefen Wasser von Queen's Surf Beach. Sie trainierten für den Wasserlauf über zwei Meilen, der jeden September zwischen Sans Souci Beach und Duke Kahanamoku Beach abgehalten wurde. Alexis lief als dritte in der Reihe hinter Ramon, einem hageren, jungen Philippino.

Alexis machte es einfach Spass zu laufen, während Ramon ein echter Fanatiker war. Er tat kaum etwas anderes als vielleicht noch zum Hahnenkampf zu gehen und an seinem Wagen herumzubasteln. Diesmal machte ihr das scharfe Tempo, das er vorlegte, nichts aus. Sie wurde dadurch von

ihrem Sohn Simon abgelenkt, der eigentlich schon vor einem Tag aus Japan hätte zurück sein müssen. Es war nicht auszuschliessen gewesen, dass diese Reise nach Japan seinen Tod bedeutete, aber er hatte sich durch nichts davon abbringen lassen. Simon hatte damit eine alte Schuld einer Frau gegenüber abtragen wollen, die ihm einmal das Leben gerettet hatte. Alexis' Hass auf diese Frau, die Simon nach Japan reisen hatte lassen, war unerschöpflich.

Dieser Ramon. Rannte einfach weiter, nachdem er sie aus dem Wasser geleitet hatte. Während sie nun durch den abendlichen Queen's Surf Park weiterliefen, verliessen Alexis allmählich die Kräfte, und sie spürte, wie sich in ihrer rechten Wade ein Krampf ankündigte. Sie fiel drei Läufer zurück.

Gütiger Gott, lass Simon nicht in Japan sterben.

»Was mir am meisten Sorgen macht«, hatte sie zu ihrem Sohn gesagt, »ist der Umstand, dass du dies möglicherweise aus dem falschen Grund tust. Machen wir uns doch nichts vor, du Lausejunge. Du siehst der Gefahr einfach nur zu gern ins Auge.«

Simon war ein professioneller Dieb und hatte ihr gestanden, dass er in Momenten extremer Gefahr zu Dingen imstande war, die eigentlich unter normalen Umständen unmöglich gewesen wären. Nur wenn er sich auf extreme Risiken einliess, fühlte er sich wirklich am Leben.

Er nahm ihre Hände in die seinen und drückte sie. »Diesmal verhält es sich etwas anders. Ich bin Erica etwas schuldig. Sie hat mir das Leben gerettet, und das heisst nichts anderes, als dass ein Teil von mir ihr gehört. Und wenn ich diesen Teil nicht zurückbekomme, werde ich sie am Ende noch hassen, und das will ich nicht. Die Verpflichtung zur Dankbarkeit kann eine schwere Last sein vor allem für jemanden wie mich. Ich weiss, du hältst nicht viel von Erica
«

»Ich habe nicht gesagt, dass ich sie nicht mag.«

»Alexis, mach mir doch nichts vor. Manchmal siehst du sie an, als würdest du sie am liebsten in Stücke reissen. Ich finde es wirklich schade, dass ihr beide nicht besser miteinander auskommt. Erica mag dich.«

»Ich zweifle nicht daran, dass deine Liebe für uns beide ausreicht. Und nun setzt du dein Leben aufs Spiel, weil ihre Schwester bis zum Hals in der Scheisse steckt und du sie da rauszuholen versuchst.«

Simon wandte seinen Blick ab. »Ich habe kaum eine andere Wahl. Wenn Erica nicht gewesen wäre, wäre ich längst tot. Und ihre Schwester wird auch bald zu den Toten zählen, wenn sie nicht rasch jemand aus Japan herausschafft. Unsere Regierung will nichts unternehmen, und der japanischen Regierung ist das Ganze gleichgültig.« Er sah seine Mutter wieder an.

»Das schlimmste für mich ist, einfach hier bleiben und das Ganze tatenlos mitansehen zu müssen, mein Junge.« Mit Tränen in den Augen schloss Alexis Simon in ihre Arme. »In meinen Augen ist es diese Frau einfach nicht wert, dich in einem Zinksarg zurückgeschickt zu bekommen.«

Grinsend strich er mit der Faust sanft über ihr Kinn. »Mach dir um mich keine Sorgen. Ich passe schon auf mich auf.«

Kein förmlicher Abschied, keine letzten Umarmungen. Alexis wäre vermutlich haltlos in Tränen ausgebrochen. Sie liebte ihren Sohn einfach zu sehr. Und als sie dann eines Morgens in ihrem luxuriösen Haus am Abhang von Mount Tantalus über Honolulu aufwachte, wusste sie, dass er fort war. Mit angehaltenem Atem erhob sie sich von ihrem Bett, um in einen Morgenmantel zu schlüpfen und den Flur hinunter zu seinem Zimmer zu eilen.

Leer. Das Bett gemacht. Alles an seinem Ort. Ein Raum so exakt und präzise wie Simon selbst. Die Papiere, die er hinterlassen hatte, waren in drei ordentlichen Stapeln auf dem weissen Schreibtisch vor dem grossen Aussichtsfenster aufgereiht. Ihr Blick von Tränen getrübt, starrte Alexis auf sie hinab. Simons Testament, Versicherungspolice, Schlüssel für seine Bankschliessfächer, Besitzurkunden, Scheckhefte. Und ein notariell beglaubigter Brief an seinen Anwalt, in dem Alexis zu seinem Testamentsvollstrecker ernannt wurde.

Lange Zeit sass sie auf der Kante seines Betts und starrte über den tauglänzenden Regenwald gen Osten. Nach Japan. Alexis Gladys Bendor lebte nun schon dreissig Jahre auf Hawaii, war verwitwet und besass in einem

Einkaufszentrum von Waikiki eine Buchhandlung. Während des Zweiten Weltkriegs war sie eine hervorragende Chiffrierexpertin gewesen.

Ihre Liebe zum Laufen war ursprünglich durch die nackte Angst geweckt worden. Unter hohem Blutdruck und Übergewicht leidend, hatte sie zweieinhalb Schachteln Zigaretten am Tag geraucht und schliesslich einen Knoten in ihrer rechten Brust entdeckt. Der sollte sich dann zwar als harmlos herausstellen, aber die fünf Tage, die sie auf das Untersuchungsergebnis hatte warten müssen, waren die längsten fünf Tage ihres Lebens gewesen.

Und an diesem Punkt hatte dann Simon die Sache in die Hand genommen. Er wusste, wie er sie zu nehmen hatte. Keiner von beiden liess sich gern sagen, was er zu tun hatte. Und beiden lag sehr viel an dem jeweils anderen.

Er begann mit Bestechung. Falls sie ein Jahr nicht mehr rauchte, versprach er ihr einen neuen Mercedes. Ausserdem tausend Dollar für jedes Pfund, das sie nach einem halben Jahr abgenommen hatte. Er stellte eigens für sie ein Übungs- und Diätprogramm zusammen.

Und Alexis hörte tatsächlich mit dem Rauchen auf, ernährte sich streng gesundheits- und kalorienbewusst und nahm zwanzig Pfund ab, was Simon einiges kosten sollte. Gleichzeitig ging ihr Blutdruck auf Werte herunter, die eher einer Frau zugestanden hätten, die halb so alt wie sie war.

Und nun hatte sie also mit ihrer Jogging-Gruppe die letzte Runde durch den Park absolviert. Nach den abschliessenden Lockerungsübungen verabschiedete sie sich von den anderen und machte sich mit Leonard, einem untersetzten portugiesischen Museumswärter, und Gloryette, einer Lehrerin aus Tennessee, auf den Heimweg. Da nun zunehmend wieder ihre Besorgnis um Simon von ihr Besitz ergriff, überliess sie das Reden vornehmlich Leonard und Gloryette.

»Hey, seht mal da drüben.« Leonard deutete auf eine grössere Menschenansammlung.

Alexis blinzelte in die angegebene Richtung und nickte, als sie im abendlichen Zwielficht die von einem Banyanbaum hängenden Lampions sah. »Bon-Tänzer.«

Gloryette schauderte leicht. »Ganz schön unheimlich. Tote, die zu neuem Leben erwachen. Mein Vater hat immer gesagt. Irgend jemand ist immer froh, wenn du gestorben bist.«

»Sie haben zu singen aufgehört.« Leonard grinste. »Hoffentlich nicht, weil wir was Falsches gesagt haben.«

Gefolgt von Leonard und Gloryette, ging Alexis auf die Bon-Tänzer und die Gläubigen und Schaulustigen zu. »Sie werden gleich die Lampions weihen, bevor sie sie ins Wasser setzen.« Fest der Toten. Fest der Lampions. Sie stellte sich Simons Gesicht vor und in ihm die Gesichter der zwei Männer, die sie geliebt hatte und die nun beide tot waren. Sie erschauerte leicht, als sie sich bei dem Gedanken ertappte, ob wohl Simon noch am Leben war.

Als die buddhistischen Priester schweigend die Lampions segneten, wurde es still in der Menge mit Ausnahme einer Gruppe lärmender australischer Touristen.

Alexis kauerte nieder, um ihre schmerzende Wade zu massieren. Und erstarrte mitten in der Bewegung. Erst dachte sie, ihre Fantasie, durch ihre Gedanken an Simon ausser Kontrolle geraten, hätte ihr einen Streich gespielt. Geduckt auf dem Boden kauernd, lauschte sie angespannt, mit ihrer gesamten Aufmerksamkeit. Und bekam es mit der Angst zu tun. Wie in einem Traum richtete sie sich langsam auf, um sich nach dem Geräusch umzudrehen, dem gedankenversunkenen Klicken eines Rings gegen den Knauf eines Spazierstocks.

Wie gelähmt starrte Alexis auf den Mann, der dieses Geräusch verursachte. Er stand hinter Leonard. *Direkt hinter ihm.*

Mit dem Entsetzen stieg nun auch Wut in ihr auf. In wenigen Sekunden waren ihre Nerven aufs äusserste angespannt, und sie wurde ein zum Sprung geduckter Tiger. Ihr Kopf zuckte zu den grölenden Australiern herum, und sie schrie los. »Ruhe, verdammt noch mal! Ruhe!«

Die Hysterie in ihrer Stimme brachte sie tatsächlich zum Verstummen. Andere aus der Menge drehten sich neugierig nach ihr um; einige rückten vorsichtig von ihr ab. Leonard starrte sie fassungslos an. Gloryette streckte behutsam die Hand nach Alexis aus und riskierte schliesslich, sie

vorsichtig auf die Schulter zu tippen. Alexis hörte Flüstern, ihren Namen rufen. Aber inzwischen hatte ihr Blick sich mit dem des Mannes getroffen.

Das Klopfen...

Alexis fiel dabei eine der Grundregeln des Chiffrierens ein. *Jeder Codesender hat eine persönliche Note, so einzigartig wie ein Fingerabdruck und ebenso unnachahmlich.*

Sie sah an Leonard vorbei auf Rupert de Jongh, der seinerseits sie anstarrte. Älter, ja, mit ein paar Falten mehr im Gesicht; und er stützte sich auf einen Stock. Aber noch immer

dieselbe eisige Eleganz, dieselbe lange Nase, dieselben blauen Augen. Und das amüsierte Lächeln.

Er war flankiert von drei Asiaten, von denen einer einen erleuchteten Lampion trug. Zwei von ihnen waren Japaner mit schlichten Frisuren und harten, ernsten Gesichtern; dem mit dem Lampion fehlte ein kleiner Finger. Der dritte Asiate war ein kleiner Koreaner mit auffallend grossen Ohren und einem weiten, grauen Anzug. An jedem Handgelenk trug er eine teure Rolex. Alexis kannte ihn. Wie war doch sein Name gleich wieder? *Verdammt noch mal, sein Name?*

De Jongh und Alexis starrten sich an. Ob er sie nach fast neununddreissig Jahren wohl noch erkannte?

Und dann fuhr seine rechte Hand an sein rechtes Ohr. Alexis zuckte unwillkürlich zusammen und griff nach Leonards Arm. Der fragte sie, ob ihr nicht gut sei, während Gloryette sie am Ellbogen fasste und sie fortzuziehen versuchte. Doch Alexis blieb wie angewurzelt stehen. Sie und de Jongh starrten sich weiter an, und dann hob Alexis ihre rechte Hand und tätschelte damit an der Stelle, wo einst ihr rechtes Ohr gewesen war, ihr Haar.

Der silberhaarige de Jongh nickte stumm. Wiedererkennen. Alexis spürte, wie seine Blicke mit derselben unwiderstehlichen Intensität, die sie vor fast vierzig Jahren mit Grauen erfüllt hatte, ihr Innerstes zu durchdringen schienen. Und sie versetzte sie auch jetzt wieder in Angst und Schrecken. Der Koreaner drehte sich herum und flüsterte, Alexis den Rücken zugekehrt, eindringlich auf de Jongh ein.

Das Gefühl der Gefahr traf Alexis wie ein Schlag in die Magenrube. Sie hätte de Jongh nicht sehen sollen, und schon gar nicht de Jongh und den Koreaner. Alexis wandte sich ab, um etwas zu Gloryette zu sagen. Doch sie brachte kein Wort hervor. Darauf wandte sie sich wieder de Jongh zu, doch der Engländer und die Asiaten in seiner Begleitung waren bereits verschwunden.

Und Alexis wusste, dass sie nun neuerlich die Gejagte war, gestellt von dem Mann, den sie *gaijin* nannten.

Manhattan • Juli 1983

Simon Bendor stand vor der riesigen Glasfront seines Schlafzimmers und starrte auf sein Spiegelbild, das sich vor dem Dunkel dahinter deutlich abhob. Er beobachtete sich dabei, wie er sich sorgfältig die Rippenpartie seines nackten Oberkörpers bandagierte. Er trug weisse Jeans und *zoris*, die von Hawaiis Stränden nicht wegzudenkenden Gummisandalen. Seine Stirn und seine linke Backe wiesen blutige Kratzer auf.

Nachdem er mit dem Anlegen der Bandage fertig war, massierte er seinen schmerzenden linken Ellbogen. Weitere Reflektionen in der eine Wand des Raums ausfüllenden Fensterfront eine Spiegelwand mit einem altmodischen Himmelbett davor; blutige Bandagen auf einem der überdimensionierten Kopfkissen des Betts. Ein Blick auf die Bandagen vermittelte ihm das Gefühl, als würde sein Körper nie zu schmerzen aufhören.

Die Wohnung lag im fünfunddreissigsten Stock eines neuen Wolkenkratzers an der Columbus Avenue, von wo aus man einen grossartigen Blick auf den Central Park und die Skyline von New York hatte. Um diesen Blick so wenig wie möglich zu beeinträchtigen, hatte Simon auf Vorhänge verzichtet und das Fenster statt dessen mit hohen Palmen und von der Decke wuchernden Farnen eingefasst. Die Einrichtung bestand aus sorgfältig aufeinander abgestimmten englischen und französischen Stilmöbeln und einigen wenigen neuen Stücken, die seine Mutter für ihn ausgesucht hatte. Vor wenigen Minuten hatte Simon sie

telefonisch zu erreichen versucht. Sie war weder in der Buchhandlung noch zu Hause gewesen.

Er trat vom Fenster ans Bett, liess sich neben einem Haufen blutiger Bandagen nieder und schloss die Augen. Er war hundemüde. Diese verdammte Zeitverschiebung. Er liess sich aufs Bett zurücksinken und massierte seine schmerzenden Augen. Er hatte Ericas Schwester Molly in Tokio vor den *yakuza* gerettet, und nun wohnten beide Frauen bei ihm. Im Zuge dieser Rettungsaktion war er dem Tod so nahe gekommen, wie das seit Vietnam nicht mehr der Fall gewesen war.

Er schlug die Augen auf. Falsch. Seit der Nacht, in der er Erica kennengelernt hatte.

Simon Bendor war Mitte Dreissig, eins dreiundsiebzig gross, drahtig, mit dem blonden, grünäugigen guten Aussehen eines kalten Engels. Er war ein Dieb. Das war so, seit er vor zehn Jahren mit seiner CIA-Spezialeinheit aus Vietnam zurückgekehrt war. Und im Laufe dieser Zeit hatte er über hundert Millionen Dollar zusammengestohlen in Form von Schmuck, Bargeld, Antiquitäten, Sammlerstücken und Wertpapieren. Er arbeitete ausnahmslos nachts und allein, trug keine Waffe bei sich und ging jeder Konfrontation aus dem Weg. Intelligent und draufgängerisch, hielt er nach wie vor seine körperliche Form, infolge deren er sich als einer der besten Sportler seiner High School erwiesen hatte. Er war süchtig aufs Stehlen nicht des Geldes wegen, sondern um des damit verbundenen Kitzels willen.

Er hatte es sich jedoch zur Grundregel gemacht, in Hawaii seiner Leidenschaft nicht zu frönen. Hawaii war für ihn Zuhause, und diesen Ort wollte er sich freihalten von allen Ungewissheiten und Risiken, von denen sein Leben sonst geprägt war.

Er stahl in New York und in den Städten der Ostküste. Er besass eine Zwölfzimmerwohnung in Manhattan, ein Haus in Honolulu und Grundstücke auf Hawaii sowie auf dem amerikanischen Kontinent. Ausserdem hatte er in Honolulu und in Manhattan ein Fitness-Center. Auch seine Aktienbestände konnten sich aufgrund des sachkundigen Rats seiner Mutter sehen lassen, und schliesslich war er

noch an einem Antiquitätenladen in Honolulu beteiligt, der einem Freund, einem Japano-Amerikaner namens Paul Anami gehörte.

Mit den geschäftlichen Beteiligungen hielt Simon sich die Steuer vom Leib. Steuern waren der Zoll, den er um seines Seelenfriedens willen entrichtete.

Er zwang sich, die Augen wieder zu öffnen. Warum war er darauf nicht schon früher gekommen? Sollte doch Paul versuchen, Alexis zu erreichen. Aber erst einmal räumte er lieber die blutigen Bandagen weg und sah nach Molly und Erica. Die Bandagen in seiner Faust zusammengedrückt, verliess er das Schlafzimmer und ging über den mit einem dicken Teppichboden ausgelegten Flur durch das Wohnzimmer in die Küche. Er verschnürte die Bandagen in einer schwarzen Plastiktüte, steckte sie jedoch nicht in den Müllschlucker. Es bestand immer die Möglichkeit, dass der Beutel sich im Schacht verklemmte oder dass ihn jemand, der im Keller arbeitete, entdeckte. Simon würde den Beutel selbst wegbringen. Niemand hütete seine Geheimnisse besser als er.

Er verliess die Küche wieder und ging zum Gästezimmer zurück, das neben seinem Schlafzimmer lag. Er blieb an der Tür stehen und lauschte. Erica und Molly schliefen. Beide Frauen waren körperlich extrem erschöpft gewesen; darüber hinaus hatte auch noch die Aufregung eines Wiedersehens nach so langer Zeit in nicht unerheblichem Mass an ihnen gezehrt. Simon senkte seinen Blick auf den Lichtstreifen, der unter der Tür durchfiel. Die jüngsten Erlebnisse in Japan hatten Molly so stark mitgenommen, dass sie die Dunkelheit wieder zu fürchten gelernt hatte und nur bei Licht zu schlafen vermochte.

Simon öffnete ganz leise die Schlafzimmertür und spähte nach drinnen. Die Schwestern schliefen in zwei alten englischen Messingbetten, die Alexis in Londons Portobello Road erstanden hatte. Erica Styler, die ältere von beiden, schlief neben dem Kamin. Sie hatte dunkles Haar und braune Augen, war Anfang Dreissig, schlank und fast so groß wie Simon. Sie war in einem seiner Morgenmäntel auf der Bettdecke eingeschlafen. Sie war eine professionelle Spielerin, eindeutig die beste Frau in diesem Metier, und

stand ihren männlichen Kollegen an Können und Kaltblütigkeit in nichts nach. Simon hatte sich von ihrer Furchtlosigkeit sehr stark angezogen gefühlt. Vor Erica hatte er die Liebe bewusst von sich ferngehalten, und um so mehr sollte es ihn schliesslich überraschen, wie rasch er sich in sie verliebt hatte.

Molly January - January war ein Künstlernamen - schlief in dem Bett vor dem Fenster. Sie war Anfang Zwanzig, eine kindliche Blondine mit dem Gesicht einer minderjährigen Ausreisserin auf dem Körper einer Frau. Noch vor achtzehn Monaten hatte sie für zweihundertfünfzig Dollar die Woche in einem Salon in Queens als Friseurin gearbeitet. Und nun nannte sie sich eine Schauspielerin und jettete zwischen Vorsprechterminen in New York und Los Angeles hin und her, um nur gelegentlich einen kleinen Auftritt an Land zu ziehen. Simon hielt sie für zu untalentierte und undisziplinierte, um es zu etwas bringen zu können. Sie war egozentrisch, streitsüchtig und felsenfest davon überzeugt, dass sie zu Großem bestimmt war.

Letzten Monat hatte Molly endlich einen dicken Fisch an Land gezogen. Oder zumindest hatte sie das geglaubt. Ein Agent aus Los Angeles namens Victor Pascal hatte ihr ein Engagement in Tokio verschafft. Sie sollte in einem neu eröffneten Club als Sängerin und Tänzerin auftreten, und ausserdem sollten nebenbei noch ein paar Fototermine für sie abfallen. Doch weit gefehlt. Als Molly in Tokio eintraf, bestand ihr Engagement darin, in einem billigen Nachtclub, der den *yakuza* gehörte, als Hostess zu arbeiten. Und die Besitzer waren nicht im geringsten daran interessiert, dass sie dort etwa gesungen oder getanzt hätte.

In ihren Briefen an Erica schrieb sie, man hätte ernsthafte Drohungen gegen sie ausgesprochen, falls sie sich weigern sollte, als Prostituierte zu arbeiten und in Sex-Shows aufzutreten. Das Ganze wurde nur noch schlimmer, als sich Molly den Avancen eines *yakuza-Bosses* widersetzte. Er wurde wütend, riss sie an den Haaren, trat auf sie ein. Daraufhin warnte eine andere Hostess aus dem Club Molly mit allem Nachdruck, sie solle sich diesem Kerl gegenüber gefügig zeigen, falls ihr ihr Leben lieb wäre. Er hätte bereits

zwei ausländische Mädchen umgebracht, die sich ihm zu widersetzen gewagt hatten.

Zu allem Überfluss konnte Molly Japan nicht verlassen. Die Inhaber des Clubs hatten ihr den Pass abgenommen, >um ihn vor Dieben zu schützen<, und behielten auch den größten Teil des ihr zustehenden Verdiensts ein. In ihrer Wohnung gab es kein Telefon, und im Club durften sie und die anderen Neuen nicht telefonieren. Ausserdem wurden sie ständig überwacht. Sie war auf fremde Hilfe angewiesen, aber sie hatte nur Erica. Nachdem Erica vergeblich versucht hatte, Molly in die Staaten zu schaffen, war sie an Simon herangetreten.

»Ich habe Angst«, gestand sie ihm. »Ausserdem habe ich ein furchtbar schlechtes Gewissen. Eigentlich hätte ich mich doch um sie kümmern sollen. Und jetzt sieh selbst, was aus ihr geworden ist.«

Simon dachte: Du kannst ihr zwar nicht helfen, aber sie kann dich zweifellos in eine üble Klemme bringen.

Erica fischte ein zuckerloses Pfefferminz aus ihrer Handtasche, eine neue Angewohnheit, seit Simon sie dazu überreden hatte können, das Rauchen aufzugeben. »Ich habe meinen Eltern vor ihrem Tod noch versprochen, mich um Molly zu kümmern. Sie steckte ja damals schon ständig in Schwierigkeiten. Schliesslich glaubte ich eine passable Methode gefunden zu haben, mich dieser Aufgabe zu entledigen. Ich habe ihr einfach immer wieder Geld zugesteckt und gehofft, sie würde mich dann schon in Frieden lassen. Mein Leben drehte sich einzig und allein um den Spieltisch. Für eine zweite Person, wenn es nicht gerade ein Spieler war, gab es darin keinen Platz.«

»Hör doch endlich auf, dich mit Selbstvorwürfen zu quälen. Du hast dein Bestes versucht. Hast du mir nicht selbst erzählt, dass Molly nicht gerade mit überragender Intelligenz gesegnet ist.«

»Na gut, das mag durchaus stimmen. Aber findest du es vielleicht in Ordnung, dass so ein >Agent< ein Mädchen einfach mir nichts, dir nichts als Prostituierte ausser Landes verkauft?«

Sie verlor fast die Beherrschung. Fast. Für ein paar Sekunden war sie verängstigt und verletztlich. Sie starrte

auf ihre Handtasche, und Simon wusste, was sie dachte. Die Magnum. Wie die meisten Spieler trug sie häufig große Summen mit sich herum und damit auch eine 357er Magnum, auf die sie einen Waffenschein hatte. Damit hatte Erica bereits zwei Männer, erschossen, die sie zu berauben versucht hatten.

Simon schloss sie in die Arme und küsste sie aufs Haar. »Besorg mir ein Passfoto von Molly, und zwar so schnell wie möglich. Wir brauchen einen neuen Pass für sie. Und noch etwas: Keine Briefe und Telegramme mehr an sie. Und halte dich von der Botschaft und dem Agenten, der sie nach Japan geschickt hat, fern.«

»Wieso?«

»Wenn du Molly mitteilst, dass ich komme, werden das in Kürze auch ihre Bewacher wissen. Ich gebe uns beiden bestenfalls zwei Tage, um ein paar Dinge zu erledigen. Dann werden wir Paul aufsuchen.«

»Paul Anami? Ich dachte, du arbeitest grundsätzlich allein.«

»Das tue ich auch. An diesen Grundsatz werde ich mich nach wie vor halten. Aber Paul ist Japaner, und er weiss bestens über die *yakuza* Bescheid. Wenn wir uns schon auf dieses Abenteuer einlassen, sollten wir das lieber gut informiert tun.«

Paul Anami sass in seinem Büro hinter dem Antiquitätenladen und las Mollys Brief an Erica. Er schaute zu Erica und Simon auf, die vor ihm saßen, und sagte: »Blond, runde Augen und große Titten. Genau das, worauf japanische Männer stehen. Was Ihrer Schwester zugestossen ist, ist übrigens nicht weiter ungewöhnlich. Hunderte amerikanischer Mädchen werden mit Versprechungen von einer internationalen Show-Karriere nach Japan gelockt, um dort von den *yakuza* in billigen Nachtclubs verheizt zu werden.«

Paul Anami war Mitte Dreissig, ein zierlicher, kleiner Mann, dessen ernstes Gesicht eine jugendliche Weichheit beibehalten hatte. Nur seine nervös hin und her zuckenden Augen verrieten die innere Anspannung unter der charmant freundlichen Oberfläche. Simon war einer der wenigen, die wussten, dass Anami, mit dem er seit der Schulzeit befreundet war, unter psychiatrischer Behandlung stand.

Anami trug einen hellgrünen Kaftan mit einem goldenen Malteserkreuz um den Hals und duftete nach Paco Rabanne. Sein linkes Handgelenk zierte mehrere mit Amethysten besetzte Jadekettchen. Seine Mandelaugen waren hinter einer randlosen, blaugetönten Brille verborgen, und seine Fingernägel waren bis aufs Fleisch abgekaut.

Er sagte zu Erica: »Das japanische Konsulat in Los Angeles hat also nichts unternommen.«

»Nein, man hat mir auf sehr höfliche Weise selbstverständlich zu verstehen gegeben, die Regierung würde sich grundsätzlich nicht mit arbeitsrechtlichen Problemen von Ausländern in Japan befassen. Sie sind nicht im geringsten daran interessiert, dass Ausländer in Japan arbeiten und wenn doch, dann sollen sie schon selbst sehen, wie sie zurechtkommen.«

»Japanische Männer haben herzlich wenig Respekt vor ausländischen Frauen«, erklärte Anami dazu. »Sie geniessen es regelrecht, sie sexuell erniedrigt zu sehen. So ungern ich das sage Japan ist ein sehr rassistisches Land. Aber ich, nehme an, dass die amerikanische Regierung Ihrem Anliegen kaum ein offeneres Ohr geschenkt hat?«

»Leider nicht. Ausser ein paar freundlichen leeren Worten hatte man mir auch von dieser Seite nichts zu bieten.«

Anami beugte sich vor und nahm den Briefumschlag von seinem Schreibtisch, um ihn kurz zu studieren. »Der Absender, den Molly hier angegeben hat, liegt im Roppongi-Distrikt.« Anami sah Simon an. »Dort müsstest du dich doch eigentlich bestens auskennen.«

Simon nickte: »Na ja, ich war während meiner Zeit in Vietnam zweimal in Tokio. Mir kam die Stadt damals wie der Himmel auf Erden vor. Und Roppongi war bei den GIs natürlich besonders beliebt, weil man dort immer jemanden traf, der Englisch sprechen konnte. Und dann natürlich all die Diskos, Clubs, Pizzerias, SexShows. Dort war immer eine Menge los. Molly schreibt allerdings, dass sie möglicherweise ein anderes Zimmer bekommt.«

»Dieses Schwein von Pascal«, stiess Erica hervor. »Er und dieses Aas von Nora Bart.«

»Bart«, korrigierte sie Simon. »Nora Bart.«

Erica schnaubte verächtlich. »Sie und Pascal haben Molly zugesichert, sie würde in Tokio mindestens tausend Dollar die Woche verdienen. Sie haben ihr auch ein Rückflugticket versprochen. Aber als Molly und zwei andere Mädchen dann in L. A. losfliegen sollten, tauchten Pascal und seine saubere Miss *Barf nur* mit Oneway-Tickets am Flughafen auf, um den Mädels mit irgendeiner fadenscheinigen Ausflucht aufzuwarten und sie damit zu trösten, sie würden ihr Rückflugticket sofort bekommen, sobald sie in Japan gelandet wären. Ich würde dieser Miss Barf nur wünschen, dass sie mal ein Elefant als Tampon verwendet. Und dieser Pascal soll mir nur erst mal in die Quere kommen.«

Anami holte aus seiner Schreibtischschublade ein Fläschchen mit Pillen hervor und steckte sich zwei davon in den Mund, um sie mit einem Schluck Mineralwasser hinunterzuspülen. »Haben Sie Pascal eigentlich je persönlich kennengelernt?«

»Nein. Aber ich habe eine Freundin in L. A., die für mich Erkundigungen über ihn einzog.«

»Und...«

»Er hat selbst eine gescheiterte Karriere als Sänger hinter sich und hat sich mittlerweile jedoch aufgrund seiner dubiosen Geschäftspraktiken einen Namen gemacht. Dieser Bursche muss so geldgeil sein, dass er selbst noch einen lausigen Strassenkötter kahlfressen würde.«

»Ericas Freundin Marilyn«, schaltete sich Simon ein, »hat ausserdem herausgefunden, dass Pascal und Nora Bart vorgestern nach Tokio geflogen sind. Sein Büro liegt am Sunset Strip. Er hat eine Sekretärin, und die geht jeden Tag pünktlich um halb vier nach Hause.«

Ohne aufzusehen, entgegnete Anami gelassen: »Und was erhoffst du dir davon, in sein Büro einzubrechen?«

Simon tippte mit dem Zeigefinger gegen seine Stirn. »Na, wozu hast du denn deinen Kopf, du kleiner Schlauberger. Mr. Pascal hat, wie man uns gesagt hat, selbst einmal auf den großen Durchbruch im Showgeschäft gespechtet. Ein Sänger, der es nie geschafft hat. Das kann nur heissen, dass er noch immer eine gehörige Portion Eitelkeit mit sich herumträgt. Er dürfte also mit Sicherheit nicht nur ein Foto

von sich in seinem Büro rumhängen haben. Darüber hinaus ein Blick auf seinen Terminkalender, um zu wissen, wo er und Nora Bart in Tokio absteigen werden. Mein Plan sieht folgendermassen aus: Ich werde Pascal ausfindig machen und ihn zwingen, mir zu sagen, wo Molly steckt. Schliesslich müsste er das ja wissen. Und danach werde ich sehen, dass ich zusammen mit Molly das Land so schnell wie möglich verlassen kann.«

Anami griff nach einem Ordner auf seinem Schreibtisch und klappte ihn auf. »Also gut, und nun zum Hauptpunkt den *yakuza*. Hier handelt es sich um das Protokoll einer Sitzung der Handelskammer. Auch wenn ich mich manchmal frage, warum, so darf meine Wenigkeit sich doch als Mitglied dieser erlauchten Runde bezeichnen.«

Er schob die Unterlagen Simon über den Schreibtisch zu. »Jährlich besuchen fast achthunderttausend Japaner Amerika und Hawaii. Sie geben dabei anderthalb Milliarden Dollar aus. Eine hübsche Stange Geld. Und von diesem Kuchen wollen die *yakuza* natürlich ein ordentliches Stück abhaben. Entsprechend haben sie sich den *Zugang* zu den amerikanischen Tourismusindustrien erzwungen angefangen von Besichtigungstouren, japanischen Bars, Souvenirläden bis zu einigen der besten Hotels in Waikiki.« Er beugte sich vor, um sich mit beiden Unterarmen auf die Schreibtischplatte zu stützen. »Mit Hilfe ihrer legitimen Erwerbszweige waschen sie hier gleichzeitig eine Menge Geld. Sie sind am Drogenhandel beteiligt, und nicht weniger gilt dies fürs Waffengeschäft.«

Anami richtete sich wieder auf und sah Simon unverwandt an. »Das heisst, dass du Molly unmöglich nach Hawaii bringen kannst, falls es dir glückt, sie aus Japan herauszuschaffen. Die *yakuza* sind hier schon fast ebenso stark vertreten wie in ihrer Heimat.«

Simon sah von dem Sitzungsprotokoll auf. »Mein Gott, daran hätte ich eigentlich denken können. Ich hatte ursprünglich vor, sie erst mal in meinem Haus hier unterzubringen. Aber du hast recht das könnte unter Umständen gefährlich werden.«

Anami wandte sich Erica zu. »Sie kann auch nicht in Las Vegas bei Ihnen bleiben. Wie in allen Hochburgen des Glücksspiels sind die *yakuza* auch dort stark vertreten.«

Erica nickte bitter. »Das kann ich leider nur bestätigen.«

»Tja, mit den *yakuza* ist wirklich nicht zu spassen. Diese Leute schrecken vor nichts zurück.«

Unterhalb von Anamis linkem Auge machte sich plötzlich ein nervöser Tick bemerkbar. »Sie haben auch meine Eltern auf dem Gewissen.« Es dauerte ein paar Sekunden, bevor er weitersprechen konnte. »Meine Eltern sind aus Japan nach Kalifornien gekommen. Nach San Diego. Dort wurde ich auch geboren. Während des Krieges kamen sie in ein Internierungslager, und dann gingen sie nach Hawaii, um noch einmal von vorn anzufangen. Mein Vater machte als Fischexporteur gute Geschäfte. Aber sein Ziel war immer schon gewesen, seinen Lebensabend in Japan zu verbringen. Und als der Zeitpunkt kam, sich aus dem Geschäftsleben zurückzuziehen, machte er seinen Traum auch tatsächlich wahr. Er investierte einen Grossteil seiner Ersparnisse in einen grossen Elektronik-Konzern in Tokio. Und dann traten die *yakuza* auf den Plan. Ab dann...«

Er griff nach den Pillen, schluckte zwei weitere davon und knackte mit den Knöcheln. »In Japan nennt man das *sokaiya*, eine Art Massenerpressung, wie sie von den *yakuza* praktiziert wird. Gegen ein gewisses Entgelt verpflichtet sie sich, keine Aktionärsversammlungen zu stören und dafür zu sorgen, dass dies auch sonst niemand tut. Manchmal kaufen sie einen geringfügigen Aktienanteil, um ihn zu einem wesentlich überhöhten Preis wieder an die Gesellschaft zurückzuverkaufen. Auf diese Weise können die *yakuza* so tun, als handle es sich bei diesen Geldern lediglich um Gewinne aus Aktienverkäufen und nicht um Zwangseintreibungen. Wie dem auch sei, mein Vater stellte gewisse Ausgaben der Gesellschaft in Frage. Schmier und Bestechungsgelder, und was es sonst noch alles gibt. Darauf versuchten ihn die *yakuza* zum Schweigen zu bringen. Mein Vater gab jedoch nicht klein bei. Es kam zu heftigen Auseinandersetzungen. Drohungen, bis schliesslich ein Trupp Gorillas meinen Vater gewaltsam aus einer Aktionärsversammlung herausholte. Am nächsten Tag war

er tot. Laut Angaben der Polizei ist er betrunken gegen einen Lastwagen gefahren.«

Er tätschelte Ericas Hand. »Machen Sie es Simon nicht unnötig schwer. Tun Sie genau, was er Ihnen sagt, ja?«

»Ich werde es versuchen.«

Simon klappte den Ordner zu und warf ihn auf Anamis Schreibtisch. »Paul, könntest du mir eine Liste der Passagierschiffe und Frachter besorgen, die nächsten Montag und Dienstag von Tokio auslaufen?«

Ericas Augen weiteten sich. »Das ist doch schon in drei Tagen. Glaubst du, dass du Molly so schnell finden und herauschaffen kannst?«

Er grinste sie und Anami an. »Keine Sorge. Je kürzer ich mich in Tokio aufhalte, desto besser. Und ausserdem werde ich das Land aller Wahrscheinlichkeit nach mit dem Flugzeug verlassen. Aber es kann ja nie schaden, sich auch noch ein Hintertürchen offenzuhalten.«

»Du kriegst die Liste im Lauf des Tages«, versicherte ihm Anämie.

»Was denkt Alexis darüber?« wollte Erica wissen. »Sie hat ja nicht gerade einen Narren an mir gefressen. Ich kann mir zwar nicht denken, warum sie mich eigentlich nicht mag, aber vielleicht hat sie einfach etwas gegen Berufsspielerinnen. Komisch. Sie ist eine der wenigen Frauen, mit denen ich befreundet wäre. Und genau sie will nichts von mir wissen.«

»Alexis wird bestimmt verstehen, weshalb ich nach Japan muss«, erklärte Simon. »Ich bin nun mal, wie ich bin. Und was euch beide betrifft, dann warte erst mal ab. Das gibt sich schon noch.«

»Na, ich will's mal hoffen. Deine Mutter ist wirklich ein ganz aussergewöhnlicher Mensch. Wie ihr Sohn.« Erica rückte näher an Simon heran, bis ihre Gesichter sich berührten. »Ich dachte früher immer, wenn man jemand liebgewinnt, spielt man ihm alles in die Hände, was er dann gegen einen verwenden kann. Aber mit dir ist das anders.«

Das kam bei Erica, einer wenig mitteilsamen und sehr auf Distanz bedachten Frau, einer Liebeserklärung an Simon schon verdammt nahe.

Die beiden schickten sich eben zum Gehen an, als Anami Simon behutsam am Ärmel fasste und beiseite zog. Als er sicher war, dass Erica sie nicht mehr hören konnte, fragte er: »Wann soll es losgehen?«

»Morgen früh.«

»Dachte ich mir's doch, dass du nicht lange zaudern würdest.«

»Erst Los Angeles, und dann Tokio. Ich werde es Erica heute beim Abendessen verklickern.«

Anami legte Simon die Hand auf den Unterarm. »Pass gut auf dich auf da drüben. Mit diesen Leuten ist nicht zu spassen. Ich kann dir nur eines sagen: Wenn die dir auf die Schliche kommen, werden sie dir das nie vergessen, Simon. Diese Leute vergessen nie.«

Die Hitze in Tokio machte Victor Pascal sogar noch mehr zu schaffen als die Menschenmengen und der Lärm. Am Spätnachmittag war das Thermometer an die Vierzig-Grad-Grenze herangeklettert, so dass er Nora Bart sagte, er hätte keine Lust mehr, sich noch länger herumzuquälen; sie würden jetzt ins Hotel zurückfahren, wo es eine Klimaanlage und einen Swimmingpool gab.

Zurück in ihrer Suite, bestellte er erst einmal etwas zu trinken und einen Salat jedenfalls etwas Leichtes, Erfrischendes aufs Zimmer. Nora würde sicher auch etwas essen wollen. Dieses Weibsstück frass wie ein Scheunendrescher, ohne dass sie ein Gramm Fett angesetzt hätte.

Beladen mit Einkaufstüten, kam sie hinter ihm in die Suite. Sie war überglücklich, weil sie nun endlich Gelegenheit zu einem ausgedehnten Einkaufsbummel gefunden hatte. Drei Tage waren sie nun schon in Tokio und hatten währenddessen nichts anderes getan, als sich mit Kisen zu treffen oder zu warten, bis er wieder einmal Zeit für sie hatte. Kisen hatte darauf bestanden, dass sie jederzeit verfügbar wären. Er war der höchstgestellte *yakuza*, dessen Bekanntschaft Pascal und Nora je gemacht hatten ein humorloser Mann, der unbedingten Gehorsam forderte. Wenn einem dieser Dreckskerl etwas sagte, dann sperrte man lieber die Ohren auf.

Obwohl Pascal bereits seit vier Jahren mit den *yakuza* zusammenarbeitete, hatte er noch immer nicht den Boss, den *oyabun* kennengelernt. Selbst Kisen in all seiner Kaltblütigkeit schien enormen Respekt vor seinem geheimnisumwitterten Chef zu haben.

An diesem Tag hatte Kisen Pascal und Nora jedoch erklärt, sie könnten über den Nachmittag frei verfügen. Sie wollten sich dann erst zum Abendessen wieder treffen, um Pascals neue Rolle innerhalb der Expansionsbestrebungen des *oyabun* in Amerika zu besprechen.

Und nun waren sie also, zermürbt von der Hitze und den Strapazen eines nachmittäglichen Einkaufsbummels, glücklich wieder in der Kühle ihrer Suite zurück. Das war schon mehr nach Pascals Geschmack. Er verschränkte seine Hände im Nacken und atmete begierig die kühle Luft ein. Die Stille und Abgeschlossenheit einer Suite mit vier geräumigen, im westlichen Stil eingerichteten Räumen, einschliesslich Bar, Kühlschrank und englischsprachigem Fernsehen, war nach der Schwüle und Hektik der Stadt eine angenehme Abwechslung.

Victor Pascal, Ende Vierzig, war ein Mulatte, der sich nicht gern als Farbiger bezeichnen liess. Groß gewachsen und gut aussehend, hatte er glatt zurückgekämmtes schwarzes Haar und einen bleistiftdünnen Schnurrbart, unter dem er ständig ein Sympathie heischendes Lächeln aufgesetzt hatte, das seinem guten Aussehen etwas abträglich war. Sein ganzes Denken drehte sich um Frauen, zu denen er abwechselnd brutal und charmant war. Er verdiente seinen Lebensunterhalt damit, sie zu hintergehen und auszunutzen, wie es ihm gerade passte, während er gleichzeitig nicht auf ihre Bewunderung und Zuneigung hätte verzichten können. Eigentlich war er ein ziemlich guter Sänger gewesen, aber da es in Hollywood nun mal eine ganze Menge guter Sänger gab und der gute Victor noch nie viel von harter Arbeit gehalten hatte, hatte er sich schliesslich darauf verlegt, aus den Starambitionen unzähliger Mädchen, die hoch hinauswollten, Kapital zu schlagen. Denn ausser dem Singen hatte er noch eine zweite Begabung, und die bestand darin, jungen Mädchen eine Menge Honig um den Bart zu schmieren und ihnen das Blaue vom Himmel herunter zu

versprechen. In Hollywood gehörte es ja schon fast zum guten Ton, all die Möchtegern-Sternchen gehörig anzuschmieren, und weshalb hätte also in dieser Hinsicht ausgerechnet Victor Pascal Skrupel an den Tag legen sollen?

Die *yakuza* zahlten gutes Geld für frisches, junges Fleisch, wenn es vor allem auch noch blond war. Ausserdem zahlten sie Pascal dafür, dass er auf seinen sogenannten Geschäftsreisen Handfeuerwaffen für sie nach Hawaii schaffte. Hin und wieder hatte er auch beträchtliche Mengen Rauschgift in seinem Gepäck, wenn er von Honolulu nach Los Angeles oder San Francisco flog, und das waren noch am ehesten die Gelegenheiten, bei denen seine Unterwäsche braune Flecken bekam. Die Vorstellung, mit zwei Kilo Heroin im Handgepäck erwischt zu werden, hätte wohl jeden in die Hose machen lassen.

Für Pascal war es längst zu spät, daran etwas ändern zu wollen. Er wusste von zwei Amerikanern, die aus diesem Geschäft mit den *yakuza* haben aussteigen wollen. Einer von ihnen, der dumm genug gewesen war, mit der Polizei zu drohen, wurde eine Woche später von einer Hafenpatrouille in der Dusche seiner Yacht hängend aufgefunden. Selbstmord, lautete die offizielle Erklärung. Sein Kollege starb bei einem Blockhausbrand, ausgelöst durch einen explodierenden Gasheizofen. Unfall, hiess es diesmal.

Indessen beobachtete Pascal im Wohnraum ihrer Hotelsuite, wie Nora Bart sich auf eine weisse Ledercouch niedersinken liess, ihre Schuhe abstreifte und ihre Füsse zu massieren begann. Er genoss es, sie zu betrachten. Und sie liess ihn gern gewähren. Dieses Luder kannte keine Scham, was einer der Gründe war, weshalb er sie gern um sich hatte. Unter ihrer durchaus genüsslichen Immoralität legte sie eine gewisse Härte an den Tag, die er sehr zu schätzen wusste, wenn es um geschäftliche Dinge ging. Nora Bart war dreissig, eine schmale, hübsche Frau mit punkig kurzem, rosa gefärbtem Haar und den schlanken, muskulösen Armen und Beinen einer Tänzerin. Als Pascal sie kennengelernt hatte, hatte sie sich mit den üblichen, für die Erfolglosen abfallenden Hollywoodjobs über Wasser gehalten als Aerobic-Lehrerin, Bedienung, Tänzerin für Musikvideos,

Supermarktkassiererin. Und als schliesslich alle Stricke rissen, hatte sie ihren knackigen, kleinen Arsch an Interessenten beiderlei Geschlechts verhökert. Pascal mochte ihre krächzige Stimme, ihre Art und ihre Nonchalance und ihre Bereitwilligkeit, für Geld alles zu tun.

Pascal schlüpfte aus einem schwarzen Seidenhemd, das durch den Schweiss noch dunkler geworden war, und liess es zu Boden fallen. Nora würde seinem Beispiel folgen. Er befestigte die drei Goldkettchen an seinem Hals, um dann seinen linken Arm über seinen Kopf zu heben und seine Nase in seine Achselhöhle zu stecken. Er zuckte in gespielter Entsetzen zurück. »Meine Herren, das riecht ja, als hätte sich irgendein Vieh verkrochen, um stillschweigend zu verrecken. Soll ich dir mal was sagen, Süsse? Wenn mir Tokio und die Hölle gehören würden ich würde Tokio vermieten und in der Hölle wohnen. Ach, tu mir doch den Gefallen und ruf den Zimmerservice an. Sie sollen uns ein Paar Flaschen Perrier und etwas Vanilleis raufschicken. Du...«

Nora hörte ihm jedoch nicht zu. Sie hatte ihren Kopf nach rechts gewandt, um mit hervorquellenden Augen auf etwas zu starren. Pascal wollte sie für ihren Ungehorsam schon fast gehörig zusammenstauchen, als er ihrem Blick folgte und fast aus den Latschen gekippt wäre. Das durfte doch nicht wahr sein! Ein Mann in der Uniform der U.S. Army stand in der Tür zum Schlafzimmer. In voller Lebensgrösse. Der Mann war von mittlerer Grösse, hatte dunkles Haar und einen Schnurrbart und trug eine überdimensionale Sonnenbrille. Über seine Hände hatte er sich Gummihandschuhe gestreift, und in einer davon hielt er eine 18X24-Hochglanzvergrösserung.

Pascal konnte natürlich nicht wissen, dass es sich dabei um ein Foto von ihm handelte, das vor elf Jahren aufgenommen worden war. Er lächelte auf diesem Foto und sass rittlings in einem Smoking auf einem Stuhl, die Arme sorgfältig über der Lehne verschränkt, so dass die Goldkette an seinem Handgelenk und die drei Ringe an seinen Fingern deutlich sichtbar waren. Der Captain besah sich das Foto, schaute dann prüfend Pascal an und faltete die

Hochglanzvergrößerung zweimal zusammen, bevor er sie in seine Gesäßtasche steckte.

Als wäre seine Anwesenheit in Pascals Suite die natürlichste Sache von der Welt, schlenderte er dann auf diesen zu. »Legen Sie sich auf den Boden. Sie beide. Mit dem Gesicht nach unten, die Hände im Nacken verschränkt. Verhalten Sie sich ruhig, und Sie haben nichts zu befürchten.« Seiner Stimme haftete eine patenhafte Heiserkeit an. Pascal kannte Varietekomiker, die diesen Effekt erzielten, indem sie sich Watte in die Backen stopften.

Doch Pascal sollte seine anfängliche Angst schnell überwinden. Sicher war der Kerl irgendein harmloser Irrer, besoffen oder vollgestopft mit irgendwelchen Drogen, der sich lediglich in der Zimmernummer geirrt hatte und nun plötzlich auf dumme Gedanken kam. Immerhin war Pascal ein Stück kräftiger gebaut als der Eindringling, der zudem noch nicht einmal eine Knarre gezückt hatte. Mit diesem Heini würde er ohne weiteres fertig werden.

»Soll das vielleicht ein Witz sein?« protestierte er also. »Sie sehen lieber mal, dass Sie aus meiner Suite kommen, Freundchen, und auf den Boden werde ich mich für Sie schon gar nicht legen.«

Der Captain grinste. Und trat dabei Pascal gegen das Schienbein. Der Agent kippte vornüber und fasste mit beiden Händen nach der heftig schmerzenden Stelle. Gleichzeitig kam der Captain in einer kurzen Bewegung hinter Pascal zu stehen, um ihn mit kräftigem Griff an seinen nackten Schultern zu packen. Im nächsten Moment wurde Pascal nach hinten gerissen. Und zwar hart und genau über das ausgestreckte linke Bein des Captains. Für einen Moment schwebte Pascal in der Luft, während er noch dachte, so etwas könnte ihm doch nicht passieren, und dann schlug er mit voller Wucht auf den Boden, so dass ihm die Luft wegblieb und seine Knochen knackten.

Der Captain beugte sich über ihn und griff mit den Fingern seiner rechten Hand nach Pascals Kehlkopf. Ein rasches Zudrücken, und Pascal schnappte nach Luft. In seiner samtigheiseren Stimme sagte der Captain: »Wenn ich Ihnen das Ganze noch mal sagen muss, wird das für Sie um

einiges schmerzhafter werden. Das ist keine Drohung, Sie mieser, kleiner Zuhälter, sondern ein Versprechen.«

Der Captain sah inzwischen zu der schweigenden Nora Bart hinüber, die mit züchtig übereinander geschlagenen Beinen, die Hände im Schoß gefaltet, auf der Couch sass und dem Schauspiel ohne irgendwelche äusseren Anzeichen von Furcht gefolgt war. Sie schien es sogar eher interessant zu finden. Doch dann stand sie wortlos auf, trat auf Pascal zu und legte sich neben ihm nieder. Ein paar Sekunden lang stützte sie sich noch auf Ellbogen und Hüfte auf, um erst Pascal einen kurzen und dann dem Captain einen längeren Blick zuzuwerfen. Schliesslich rollte sie sich doch auf den Bauch, jedoch nicht ohne vorher dem Mann in Uniform eindeutiges sexuelles Interesse bekundet zu haben.

Nachdem auch Pascal bäuchlings auf dem Boden lag, richtete sich der Captain auf und ging ins Schlafzimmer zurück, um gleich darauf mit einem kleinen, braunen Aktenkoffer wieder zurückzukehren. Er entnahm ihm Handschellen und legte sie den beiden auf dem Boden Liegenden am Rücken an. Dann trat er an das Zimmertelefon und wählte, Pascal und Nora den Rücken zugekehrt, die Nummer der Rezeption. Keiner von beiden sah ihn die Wattebäusche aus seinem Mund entfernen, während er wartete.

Und dann: »Hier spricht Mr. Pascal, Zimmer Nummer dreihundertfünf. Wir möchten uns ein wenig ausruhen. Stellen Sie also bis auf weiteres keine Anrufe an uns durch. Ja. Keine Anrufe. Danke.« Er hängte ein, steckte die Watte wieder in seinen Mund und kehrte zu seinem Koffer zurück. Er entnahm ihm eine Rolle Klebstreifen, riss zwei Stücke davon ab und befestigte sie sorgfältig über Nora Barts Mund. Dann nahm er ein Taschentuch aus dem Koffer, zerknüllte es zu einer Kugel und hielt Pascal mit Daumen und Zeigefinger einer Hand die Nase zu. Als der Mulatte darauf, nach Luft schnappend, den Mund aufriss, stopfte ihm der Captain das Taschentuch hinein.

Als Pascal nun gegen den Knebel anzuschreien versuchte, riss der Captain zwei weitere Streifen Klebeband ab, drehte Pascal auf den Rücken und verklebte ihm sorgfältig die

Nasenlöcher. Als er damit fertig war, setzte sich der Captain auf die Couch und sah in aller Ruhe zu, wie zunehmende Panik von Pascal Besitz ergriff.

Das Gesicht des Mulatten wurde erst bleich, dann blau und schliesslich rot. Seine Augen traten hervor, und er wand und krümmte sich auf dem Boden. Der Captain grinste. Nach ein paar Sekunden beugte er sich vor und zog Pascal das Taschentuch aus dem Mund.

Der schnappte deutlich hörbar nach Luft. Sein Brustkorb hob und senkte sich. Noch nie hatte er solche Angst gehabt. »Sollten Sie mir noch einmal dumm kommen«, warnte ihn der Captain, »dann kommt' das Taschentuch wieder rein. Nur werde ich es das nächste Mal nicht wieder rausnehmen. Molly January. Wohnt sie noch immer im Roppongi-Distrikt?«

Pascal blinzelte Tränen aus seinen Augen und nickte. »Ja, ja. Aber stecken Sie mir um Himmels willen dieses Ding da nicht mehr in den Mund. Alles, nur das nicht.«

Der Captain entfernte den Klebstreifen von Noras Mund. »Sagt unser Freund Dark Gable die Wahrheit? Wenn nicht, fangen wir das Spielchen nämlich wieder von vorne an.«

Nora nickte und wollte gar nicht mehr mit dem Nicken aufhören. Ihr Gesicht wetzte über den Teppich. »Sie wohnt noch in der alten Wohnung und arbeitet noch im selben Club. Morgen kommt sie anderswohin. Aber erst morgen.«

Der Captain wandte sich wieder Pascal zu. Wie ein Pendel liess er das feuchte Taschentuch über seinem Gesicht hin und her schwingen. In panischer Angst versuchte der Mulatte sich seiner Berührung zu entziehen. »Sie wohnt noch da, Mann. Ich schwör's Ihnen bei meiner Mutter, dass sie noch da ist.«

Der Captain entfernte den Klebstreifen von Pascals Nase. »Sollte dem nicht so sein, werde ich zurückkommen. Und um sicher zu gehen, dass Sie währenddessen nicht ausbüchsen «

Er holte ein schwarzes Etui aus seinem Koffer. Als er es öffnete, stöhnte Pascal laut auf. »Nein, nur das nicht.«

Der Captain hielt eine Spritze hoch und grinste dabei, als hätte er schon seit Ewigkeiten keinen solchen Spass mehr gehabt. »Damit Sie beide schön brav schlafen.«

»Hören Sie, Mann, ich hab' was gegen Nadeln. Ich «
Der Captain stach Pascal die Nadel in den rechten Bizeps.
Als dieser das Bewusstsein verloren hatte, stieg der Captain
über ihn hinweg und sah auf Nora Bart hinunter.

»Wie lange werde ich weg sein?« wollte sie wissen. Ihre
krächzige Stimme erinnerte ihn an June Allyson.

»Ein paar Stunden.«

»Na gut.« Als wäre das alles das Selbstverständlichste von
der Welt. Und dann: »Könnten Sie sie mir vielleicht ins
Bein geben? Wissen Sie, bei mir sieht man das nämlich
ewig. Und gerade jetzt im Sommer, mit den kurzärmeligen
Kleidern, sieht man so einen Einstich ja ständig. Wäre das
vielleicht möglich?«

Er streifte ihren Rock über ihr Gesäss hoch. Sie trug keinen
Slip. Statt dessen zierte die Mitte einer Pobacke eine
winzige Tätowierung von einem Totenkopf, durch dessen
leere Augenhöhle sich eine Schlange wand. Der Captain
hob kurz eine Augenbraue und verpasste ihr dann
unmittelbar unter der Pobacke eine Spritze. Als er ihren
Rock wieder nach unten zog, kicherte sie. »Kriege ich
davon schöne Träume? Wir haben nämlich aus Hawaii
tolles Gras mitgebracht. Echt starkes Zeug. Wollen Sie...«

Ihre Stimme erstarb. Schlafend sah sie gleich einige Jahre
jünger aus, und vor allem auch harmlos wie ein Rehkitz.
Hätte nur noch ein bunt bedruckter Pyjama und eine Puppe
gefehlt.

Minuten später öffnete der Captain vorsichtig die Vordertür
und spähte auf den Gang hinaus. Als dort niemand zu sehen
war, trat er hinaus, verschloss die Tür hinter sich, den
Schlüssel in seine Tasche gleiten und hängte das
NICHTSTÖREN-Schild an den Türknopf.

Dann nahm er seinen Koffer und ging, Billy Joels >An
Innocent Man< summend, zum Lift.

Leise vor sich hin weinend, betrat die hohläugige Molly
January an jenem Abend ihr kleines, dürftiges Apartment.
Sie wurde von einem untersetzten Japaner mit zernarbter
Stirn und einem *yakuza-Anhänger* um seinen Hals begleitet.
Er blieb kurz stehen, um zwei Leibwächtern, die sich tief
verneigten und auf dem schmalen, schlecht erleuchteten
Flur zurückblieben, einen kurzen Befehl zuzuteilen. Einer

von ihnen zog die Tür hinter ihm zu, worauf sich beide, die Arme über ihren muskulösen Brustkörben verschränkt, vor der Tür aufpflanzten.

In der Wohnung knipste der Japaner indessen das Licht an und grunzte. Molly hasste dieses Geräusch. Es war ein Ausdruck der Arroganz, ähnlich dem Knallen einer Peitsche. Das Geräusch besagte: Hergehört und zwar sofort. »Warum du nicht saubermachen Wohnung?« fragte er. »Schmutzig hier.«

Sie hatte ihm den Rücken zugekehrt. »Es war schon schmutzig, als du mich hierher gebracht hast. Und was mich betrifft, kann es das auch weiter bleiben.«

Ein Grunzen. »Morgen kriegst du andere Wohnung; drei, vier Stunden ausserhalb von Tokio. Viele Männer dort. Bauern, Fabrikarbeiter, Fischer. Du für sie tanzen, du sie ficken. Dort nicht so schön wie in Tokio. Sehr, sehr schmutzig. *Hai*. Diese Männer sich nicht waschen. Sie dich schlagen, wenn du nicht gehorchen.«

Er klatschte mit der Handfläche auf seine Brust. »Erst du lernen, mir gehorchen. Du dich ausziehen. Wir machen ficken-fickie.«

Trotz der Julihitze lief Molly ein eisiger Schauer den Rücken hinunter. Er würde sie wieder vergewaltigen, wie er das schon gestern und vorgestern getan hatte. Er war brutal und herablassend gewesen, hatte ihr nichts erspart. Und danach hatte er sich im Club vor den anderen *yakuza* damit gebrüstet, was er getan hatte. Er hiess Kisen.

Mollys Magen begann zu arbeiten. Bittere Magensäure stieg in ihrer Kehle hoch. Beide Hände an den Mund gepresst, stürzte sie ins Bad und sank vor der Kloschüssel in die Knie, übergab sich. Als sie fertig war, rang sie nach Atem.

Sie drehte sich um und sah, wie Kisen sich auszog. Sein untersetzter Körper war von den Schultern bis zu den Knien mit Tätowierungen bedeckt. Dieser Anblick widerte sie dermassen an, dass sie über den schmutzigen Boden kroch und die Tür zuwarf. Dann sank sie gegen die Badewanne zurück und schloss die Augen. Nein, was zu viel war, war zu viel.

Vor zwei Tagen hatte ihr Kisen damit gedroht, ihr auf der Stelle das Gesicht zu zerschneiden, wenn sie nicht nackt in

diesem Rattenloch von einem Nachtclub tanzte. Er hatte ihr tatsächlich ein Messer an ihre Wange gehalten, während er auf ihre Antwort wartete. So hatte Molly nachgegeben.

Molly zog ihre Knie an ihren Oberkörper und lauschte den Geräuschen, die von der Strasse herauf durch das kleine Badfenster drangen. Tokio hatte sich als ein einziger Alptraum entpuppt, aus dem es kein Erwachen gab. Sie war völlig auf sich allein gestellt. Die zwei Mädchen, mit denen sie nach Japan geflogen war, waren von Kisen anderswo untergebracht worden.

»Komm jetzt raus da. *Sofort.*« Kisen.

Molly schlug die Augen auf, und während sie noch ihren Kopf in Richtung Tür drehte, legte sie eine Hand über ihren Mund, und ein starker Arm drückte sie zu Boden. Ihre Schreie erstarben ihr im Hals. *Sie konnte sich nicht bewegen.* Sie spürte jemandes warmen Atem an ihrem Ohr, und eine Stimme flüsterte ihr zu: »Nicht schreien. Ich bin's, Simon. *Simon.* Erica hat mich geschickt.«

Er hatte sich hinter dem Duschvorhang in der Badewanne versteckt und stieg nun heraus, so dass sie ihn sehen konnte. Er liess seine Hand jedoch noch immer nicht von ihrem Mund.

Sie runzelte die Stirn. Dunkles Haar, Schnurrbart, Uniform. Sonnenbrille. Das war nicht Simon. Und doch...

Ja. Lautlos schluchzend klammerte Molly sich an ihn. Er legte seinen Zeigefinger auf seine Lippen, liess sie nun vollends los und gab ihr durch eine Handbewegung zu verstehen, sie solle sich ganz ruhig verhalten. Er sah sich in dem winzigen Bad um, das kaum mehr Platz einnahm als drei oder vier Telefonzellen. Wenn Simon die Arme ausstreckte, konnte er beide Seitenwände berühren. Das Bad war seit Monaten nicht mehr geputzt worden. Es stank wie ein Bouquet von Arschlöchern.

Unter Mollys erstaunten Blicken steckte Simon den Stöpsel in die Badewanne und drehte beide Hähne bis zum Anschlag auf. Dann richtete er sich vor dem verdreckten Waschbecken auf, auf dessen Rand Mollys Fön lag. Simon schaltete ihn ein und legte ihn in das Waschbecken, wo er unter einem Waschlappen eine Spritze versteckt hatte. Der

Lärm dürfte genügen, dass Kisen nicht hören konnte, wie er und Molly sich unterhielten.

Er kauerte wieder neben Molly nieder und fragte sie flüsternd, ob unten vor dem Haus jemand auf den Mann nebenan wartete. *Ja. Ein Fahrer.* Sonst noch jemand? *Nein, nur ein Fahrer.* Waren die Männer auf dem Flur bewaffnet? *Ja. Es sind Leibwächter. Zwischen den yakuza war gerade ein Bandenkrieg ausgebrochen.*

Das genügte. Nun erklärte Simon Molly, was sie zu tun hatte. Da Molly nicht gerade die Intelligenteste war, fragte Simon sie zum Schluss, ob sie alles verstanden hätte. Sie nickte.

Als Simon ihr dann hochhalf, grinste er ihr aufmunternd zu. Auch über ihre Lippen begann sich ein Lächeln zu legen, das jedoch auf halbem Wege erstarb. Trotzdem machte sie sich daran, sich auszuziehen. Wie befohlen. Als sie bis auf den Slip nackt war, flog die Badezimmertür auf, und ein splinternackter Kisen funkelte sie aufgebracht an. »Wird's bald?«

Molly sah sich unwillkürlich nach Simon um.

Er war verschwunden.

Sie hob ihre Hand an den Mund; sie wusste nicht mehr, was sie als nächstes tun sollte, was Simon ihr gesagt hatte.

Kisen vergrub seine Wurstfinger in ihre Brüste, so dass Molly schreiend vor ihm zurückwich.

Simon hing, sich mit Händen und Füßen gegen die Seitenwände stemmend, unmittelbar unter der niedrigen Decke des Badezimmers und beobachtete, wie eine Hand des tätowierten *yakuza* zwischen Mollys Beine fasste. Simon gefiel das alles ganz und gar nicht. Molly hätte eigentlich den Japaner ins Bad locken sollen, um sich selbst dann möglichst rasch daraus zu verdrücken. Das war auch der Grund gewesen, weshalb sie sich nackt ausziehen sollte um den Japaner zu Simon und der Spritze und fort von seinen Leibwächtern zu locken.

Gegen den Lärm des Föns und des einlaufenden Wassers schrie Simon schliesslich: »Molly, so lauf doch endlich!«

Und dann passierte alles auf einmal. Kisen sah zur Decke hoch. Molly drängte sich an ihm vorbei und stürzte mit

wippenden Brüsten aus dem Bad. Simon liess sich von der Decke fallen.

Für einen Mann seiner Statur reagierte Kisen ungewöhnlich schnell. Kaum war Simon auf ihm gelandet, schleuderte ihn der *yakuza* rücklings gegen Waschbecken und Spiegel. Letzterer ging zu Bruch, und mehrere Glassplitter bohrten sich schmerzhaft in Simons linke Seite. Ausserdem verspürte er in seinem linken Ellbogen einen stechenden Schmerz, bevor er taub wurde. Rittlings auf Kisens Rücken hockend, sah Simon, wie nun auch das altersschwache Waschbecken aus seiner Halterung riss und zusammen mit dem Fön in die fast volle Badewanne fiel. Und mit der Spritze.

Das Wasser in der Badewanne begann unverzüglich zu brodeln und zu spritzen. Mit Elektrizität aufgeladen, war es nun ebenso tödlich wie der Mann, der Simon den Garaus zu machen versuchte.

Kisen griff über seine linke Schulter und krallte nach Simons Augen; er verfehlte sie zwar, brachte ihm aber an Stirn und Wange tiefe Kratzer bei. Bevor der *yakuza* neuerlich zuschlagen konnte, klatschte Simon mit seinen Handflächen gegen Kisens Ohren.

Während der nackte Japaner unter einem lauten Aufschrei nach vorn auf die Kloschüssel zutaumelte, landete Simon in der Hocke auf dem Boden. Der *yakuza* liess ihm keine Zeit, sich aufzurichten; er warf einen kurzen Blick über seine Schulter zurück und setzte zu einem gemeinen Rückwärtsstoss mit seinem rechten Bein an. Simon warf sich nach links

gegen die Wand, und Kisens schwieliger Fuss verfehlte seinen Kopf höchstens um einen Zentimeter. Gleichzeitig rief der Nackte nach seinen Leibwächtern, sie sollten die verschlossene Wohnungstür eintreten und den Eindringling töten.

Simon hörte, wie die Eingangstür splitterte. Gleich würden sie im Bad sein. Er hatte eigentlich nicht damit gerechnet, es mit drei Männern aufnehmen zu müssen, die möglicherweise auch noch bewaffnet waren. Wenn sie ihn mit ihren Revolvern hier drinnen erwischten, war er erledigt. Es galt also, rasch zu handeln.

Kisen war inzwischen herumgewirbelt und stand vor Simon. In dem engen Bad hätte jeder von beiden nur die Hand auszustrecken gebraucht, um den anderen zu berühren. Simon hob mit seiner behandschuhten Hand ein paar Splitter des zerbrochenen Spiegels vom Boden auf und schleuderte sie auf Kisens Gesicht. Als dessen Hände schützend hochzuckten, verpasste ihm Simon einen rechten Haken in die Hoden. Als der Japaner darauf vornüber sackte, sprang Simon auf und schmetterte sein rechtes Handgelenk gegen Kisens Kehle.

Der *yakuza* taumelte würgend zurück, um schliesslich auf dem nassen Boden auszugleiten. Mit den Armen durch die Luft fuchtelnd, stürzte er unter einem lauten Aufschrei in das brodelnde Badewasser. Heftig um sich schlagend, stiess er immer nur schrillere, durchdringendere Schreie aus. Seine Haut rötete sich merklich, seine Augen traten aus den Höhlen, und er schlug und trat heftig spritzend blindlings um sich. Dann versteifte er sich plötzlich und schien sich für einen Augenblick fast aus der Wanne zu heben, bevor er endgültig im Wasser zurücksank. Sein Körper erschlaffte. Leblos baumelten sein rechter Arm und das rechte Bein über den Rand der Wanne.

Mittlerweile gab die Wohnungstür unter lautem Krachen nach. Mit gezückten Revolvern stürmten die Leibwächter in die Wohnung. Sie riefen nach Kisen und sahen sich in allen Richtungen nach ihm um. Simon verlor keine Zeit. Er ging genau nach Plan vor. Er liess sich zu Boden fallen und zog un

ter der Badewanne die Rauchbombe hervor, die er dort verborgen hatte. Sie hatte eine AchtSekundenSicherung. Er riss am Ring, zählte bis drei und warf die Rauchbombe nach den Leibwächtern in den Wohnraum. Sie landete auf der weichen Couch.

Angespannt folgten die Leibwächter mit ihrem Blicken dem Flug der Granate. Als sie nicht hochging, stürzte der eine von ihnen ins Schlafzimmer, der andere in Richtung Bad. Währenddessen hatte Simon eine Gasmaske unter der Badewanne hervorgeholt. Was war denn nur mit dieser verdamnten Rauchbombe los?

Und dann hörte er ein leises Floppen und sah, wie sich der Rauch rasch im Wohnraum ausbreitete. Sein Herz flatterte, aber er grinste. Das war gerade noch mal gut gegangen. Er rollte sich auf dem Boden herum, riss sich die Sonnenbrille herunter und stülpte die Gasmaske über sein Gesicht.

Er hatte sich bereits auf seine Knie aufgerichtet, als er erstarrte. Die dunklen Umrisse eines hustenden Leibwächters füllten die Badezimmertür aus. Die Hand mit dem Revolver baumelte an seiner Seite herab, während er die andere über Mund und Nase gepresst hielt. Kein Zweifel, er sah Simon. Er wollte eben die Hand mit dem Revolver heben, doch während Simons Körper sich bereits in Erwartung des Schusses verspannte, entglitt die Waffe unvermutet seiner Hand und fiel scheppernd zu Boden. Gleichzeitig taumelte der Mann gegen den Türrahmen zurück, um dann in die Knie zu sinken und mit dem Gesicht nach vorn auf den Boden des Wohnraums zu sacken.

Seinen schmerzenden linken Arm haltend, stand Simon auf und stieg über den auf dem Boden ausgestreckten Leibwächter in den raucherfüllten Wohnraum hinaus, wo er den zweiten Leibwächter über eine umgestürzte Lampe stolpern und auf den Couchtisch fallen sah. Der Tisch gab unter ihm nach, so dass er krachend zu Boden stürzte. Er blieb, sich übergebend, auf der Seite liegen und trat würgend mit den Beinen um sich, als führe er langsam Rad. Unter seiner Gasmaske heftig schwitzend, trat Simon an den einzigen Schrank des Raums und öffnete ihn. Neben seinem Koffer kauerte Molly. Sie war in eine weisse Bluse und einen grauen Rock geschlüpft, war aber noch barfuss. Ausserdem hatte sie sich die Gasmaske übergesreift, die Simon dort für sie deponiert hatte. Sie sah darin aus wie ein riesiger blonder Käfer mit Titten und lackierten Zehennägeln.

»Ab nach Hause«, rief er ihr zu.

In der einen Hand seinen Koffer mit ihren Pässen, Kleidung und Geld haltend, zerrte er sie mit der anderen über den rauchigen Gang auf den Hinterausgang zu. Molly jammerte, dass es unter ihrer Gasmaske so schrecklich heiss wäre, dass sie keine Schuhe an hätte und dieses und jenes in ihrer

Wohnung vergessen hätte. Simons linker Arm verfügte noch über ausreichend Kraft, um sie nachdrücklich genug hinter sich her zu zerren, so dass sie endlich den Mund hielt und ihm folgte.

Nachdem Simon in seiner New Yorker Wohnung die Tür des Gästezimmers wieder leise geschlossen hatte, in dem Erica und Molly schliefen, kehrte er in sein Schlafzimmer zurück. Alexis ging inzwischen sicher längst die Wände hoch. Er sah besser zu, dass er Paul erreichte, damit der seine Mutter verständigen konnte. Simon liess sich auf den Rand seines Himmelbetts nieder, brachte den Hacker an seinem Telefon an und wählte Pauls Nummer.

Paul Anami war sichtlich erleichtert, seine Stimme zu hören. »Na, wie ist es gegangen?«

»Wie Eiweiss auf einem Türgriff. Völlig reibungslos.« Simon erzählte ihm die ganze Geschichte, wobei er ihm allerdings den Tod des *yakuza-Boss* verschwieg. Es bestand kein Grund, Paul unnötig zu beunruhigen. Simon hatte seine Spuren in Japan gründlich verwischt. Sie hätten schon eine Menge Glück gebraucht, um ihm auf die Schliche zu kommen. Und auch Molly würden sie nicht wieder finden, wenn sie sich nicht gerade unverzeihlich blöd anstellte.

»Demnach hattest du also keinerlei Probleme«, meinte Anami.

»Zumindest keine, mit denen ich nicht fertig geworden wäre. Vergiss bitte nicht, Alexis zu sagen, dass alles in Ordnung ist, ja?«

»Wird gemacht. Es scheint also, du hast von den Japanern tatsächlich nichts mehr zu befürchten. Ihr einziger Verlust besteht ja nur in einer Frau, einer Ausländerin noch dazu. Und das ist in Japan beileibe nicht viel.«

Simon sah auf seine bandagierten Rippen hinab. Nein, von dem Mann in der Badewanne würde er nichts sagen. Simon war nun quitt mit Erica und konnte wieder seine eigenen Wege gehen, was hiess, dass er keine weiteren Gedanken mehr an das verschwenden würde, was in Japan geschehen war. Er zumindest war zufrieden. Was hätte er noch mehr gewollt?

Yokohama • Juli 1983

In einem Anflug von Perversität hatte Rupert de Jongh in diesem Seehafen, dreissig Kilometer südlich von Tokio, ein Haus gekauft. Es gab in der Hafenstadt relativ viele Ausländer, einhergehend mit den mit ihrem Auftreten unweigerlich verbundenen Konsulaten, internationalen Konzernniederlassungen, einer alten Chinatown und amerikanischen Countrymusik-Clubs. Eigentlich genau die Art von Ambiente, die de Jongh als Europäer und *yakuza*-Führer erwartungsgemäss tunlichst vermeiden hätte sollen. Gewiss, er trug einen japanischen Namen, Yamaga, nach dem Mann, der entscheidend an der Entwicklung von *bushido*, dem Verhaltenskodex der Krieger der Feudalzeit, beteiligt gewesen war; Razan nach dem Philosophen und Ratgeber der Tokugawa-Shogune. Und er hatte im wahrsten Sinne des Wortes sein Blut für Japan vergossen. Dennoch war er nach wie vor nicht bereit, sich von irgend jemandem sagen zu lassen, was er zu tun und zu lassen hatte. Er war der *gaijin*, und er tat, was ihm passte.

De Jonghs Haus war ein roter, viktorianischer Backsteinbau auf dem Bluff, einem von Kiefern bewachsenen Hügel über dem Hafen von Yokohama. Obwohl hier auch einige wohlhabende Japaner wohnten, galt der Bluff doch seit altersher als Ausländerbezirk eine Enklave von westlichen Geschäftsleuten, Diplomaten und reichen Missionaren.

Von de Jonghs Schlafzimmerfenster aus hatte man einen herrlichen Ausblick auf den pittoresken Ausländerfriedhof, der Unmengen von fotografierwütigen Touristen anzog. Die asiatische Hälfte de Jonghs betrachtete ihn freilich weniger als eine skurrile Sehenswürdigkeit als eine ständige Erinnerung an den Tod. Eine Art Knoten im Taschentuch, der einen auf Schritt und Tritt daran erinnerte, dass der Tod die endgültige Antwort auf alle Fragen war. Mit zunehmendem Alter fragte de Jongh sich, ob wohl das Leben oder der Tod die größere Überraschung in sich barg. Für Mittag hatte de Jongh in seinem Haus eine Besprechung mit seinen wichtigsten Unterbossen einberaumt. Ihr Ausgang war von entscheidender Bedeutung, falls er sich

weiter als ihr Anführer behaupten wollte. Und um sich darauf vorzubereiten, war er bereits im Morgengrauen aufgestanden, um zum Bogenschiessplatz am Fuss des Hügels hinunterzugehen und in streng ritualisierten Bewegungen Pfeil um Pfeil abzuschliessen. De Jongh würde seinen *yakuza* wieder einmal beweisen müssen, dass seine Kraft keine Grenzen kannte.

Die Tatsache, dass Kisen vor zwei Tagen von einem Westler ermordet worden war, stellte eine ernste Bedrohung für de Jonghs Position als *oyabun* des Shinanui-Kai dar. In gewisser Weise stellte dies eine größere Bedrohung dar als das zufällige Zusammentreffen mit Alexis Waycross auf Hawaii. Kisens Tod, wenn er nicht unverzüglich gerächt wurde, konnte de Jongh über Nacht die Macht kosten, zumal ihm Kisen bei einer Gelegenheit das Leben gerettet hatte, indem er sich vor den Engländer geworfen hatte, als dieser von einem Schwertmann angegriffen wurde. Kisen seine Narbe auf der Stirn rührte hiervon her war stets der erste gewesen, der ihn vor Verrat und Ungehorsam in den eigenen Reihen gewarnt hatte.

Um vor seinen Leuten nicht das Gesicht zu verlieren, musste de Jongh Kisens Mörder ausfindig machen und töten. Ein *oyabun*, der seine Männer nicht zu schützen wusste, konnte sich nicht lange ihrer Gefolgschaftstreue vergewissern. Infolgedessen beabsichtigte der *gaijin* anlässlich der für Mittag anberaumten Besprechung in aller Deutlichkeit klarzustellen, dass er Kisens Tod zu rächen entschlossen war.

Selbstverständlich konnte er es sich nicht leisten, Alexis Waycross, oder wie diese Frau sich inzwischen nennen mochte, ausser acht zu lassen. Falls es ihr gelang, die Amerikaner zu überzeugen, dass er noch am Leben war, konnte sie ihm äusserst gefährlich werden. Viel zu hartnäckig, die gute Miss Waycross. Und sie hatte, weiss Gott, Grund genug, de Jongh zu hassen. Er musste auf jeden Fall damit rechnen, dass sie unverzüglich jegliche noch existierende Kommissionen zur Sühnung von Kriegsverbrechen davon in Kenntnis setzen würde, dass er, de Jongh, 1945 keineswegs das Zeitliche gesegnet hatte, sondern noch sehr lebendig war.

Ihre Einmischung konnte das Aus für sein neues Bündnis mit den La Serra-Brüdern bedeuten, den Bossen der führenden New Yorker Unterweltorganisation. Und damit hätte er natürlich auch alle seine Pläne hinsichtlich seiner Expansionsbestrebungen für Hawaii und den amerikanischen Kontinent begraben können. De Jongh hatte es für das Klügste gehalten, Hawaii bereits wenige Minuten nach seinem zufälligen Zusammentreffen mit Alexis Waycross zu verlassen. Er hatte deshalb sogar ein wichtiges Treffen mit den La Serras, einem koreanischen CIA-Mann und einem hawaiianischen Polizeilieutenant, der auf de Jonghs Gehaltsliste stand, abgesagt. Der Lieutenant war inzwischen damit beauftragt worden, Miss Waycross aufzuspüren und unschädlich zu machen.

Mit hochrotem Gesicht und schwitzend, spannte de Jongh die Sehne des Bogens, bis sie sich genau dreiundzwanzig Zentimeter hinter seinem rechten Ohr befand. Das war sein letzter Pfeil. Er war inzwischen fast sieben Stunden auf dem Bogenschiessplatz und hatte währenddessen weder Nahrung noch etwas zu trinken angerührt. Und er gestattete dem *doyo*-Wetter, den Hundstagen, nicht, seinen Körper in seinem Streben nach geistiger wie körperlicher Vollkommenheit seinen Geist beeinträchtigen zu lassen. Mit seinem letzten Pfeil stand er ebenso aufrecht wie mit dem ersten und wartete, bis der Schmerz in seinem Arm kaum mehr zu ertragen war. Dennoch liess er den Pfeil noch nicht von der Sehne schnellen. Erst wollte er spüren, wirklich spüren, dass sein Körper und sein Geist eins waren.

Er hatte keine Ahnung, wie lange er so wartete. Noch hätte er sagen können, wann der Pfeil von der Sehne schnellte. Doch er hörte das Sirren der Sehne und spürte, wie der Bogen in seiner rechten Hand herumzuckte. Er verharrte noch eine ganze Weile in vollkommener Reglosigkeit, den Blick auf die Zielscheibe und den darin steckenden Pfeil geheftet, und er fühlte sich voller ungebrochener Energie.

Schliesslich wandte sich de Jongh den **zwei kobun** zu, die ihm schweigend assistierten. Ihre Aufgabe bestand darin, ihm bei Bedarf frisch gefüllte Köcher zu überreichen und die Pfeile von der Zielscheibe zu entfernen. Ja, sie achteten ihn. Doch noch etwas anderes bemerkte de Jongh in ihren

Mienen. Sie fürchteten ihn auch. Sie wussten sehr gut, dass es nur wenige Männer, ganz gleich welchen Alters, gab, die nach den strengen Regeln der japanischen Kunst des Bogenschiessens hundert Pfeile mit solcher Präzision und Kraft abzuschliessen vermochten.

Dabei handelte es sich um eine spirituelle wie körperliche Glanzleistung, wie sie ihrer zu Lebzeiten wohl kaum mehr ein zweites Mal Zeuge werden würden. *Hai*, sie hatten den *gaijin* schon viele Male seine Pfeile abschiessen sehen, aber noch nie mit solcher Kraft und Entschlossenheit.

Er war unbezwingbar und gebot über uneingeschränkte Autorität. Er war der *gaijin*.

Unter seinem Blick sanken die *kobun* auf die Knie nieder und berührten mit der Stirn den Boden. Wenige Sekunden später schritt de Jongh zwischen ihren hingestreckten Körpern hindurch auf eine hölzerne Bank zu. Mit Blick auf die Treppe, die zu seinem herrschaftlichen Sitz hinaufführte, liess er sich darauf nieder und verschränkte seine Hände auf dem langen Bogen, der quer über seinen Knien lag.

Bis zu dem Treffen mit seinen Unterbossen, die er hierher, auf den Bogenschiessplatz bestellt hatte, waren es noch fünf Minuten.

Über den weitläufigen Platz hinweg starrte de Jongh auf zwei Männer, die an die hölzernen Pfähle für die Zielscheiben gebunden waren. Es waren die Leibwächter, die Kisen nicht das Leben zu retten vermocht hatten. Zudem hatten sie auch noch seinen Mörder entkommen lassen. Einer von ihnen flehte wimmernd um sein Leben. Der andere starrte teilnahmslos vor sich hin. Vielleicht bereitere er sich bereits auf den Tod vor; vielleicht war er auch nur zu stupid, um zu begreifen, was ihm bevorstand. De Jongh scherte sich nicht darum. Hinter de Jongh standen ein Dutzend *yakuza-Unterbosse* und *kobun* und liessen ihre Blicke stumm zwischen dem *oyabun* und den Leibwächtern hin und her wandern.

In seiner linken Hand den Bogen haltend, stand de Jongh aufrecht da. Der Köcher an seiner rechten Hüfte enthielt nur zwei Pfeile. Jemand räusperte sich. Ein anderer Mann, der an Asthma litt, atmete laut pfeifend ein und griff nach einem Spray in seine Hosentasche. Mehrere Männer wischten sich

den Schweiss von Gesichtern und Nacken. Zwei senkten den Blick zu Boden.

Auf die meisten von de Jonghs Leutnants war Verlass. Diejenigen, auf die das nicht zutraf, bezeichnete er als »Randfiguren«. Und sie waren es auch, die schnell mit dem Urteil zur Hand sein würden, Kisens Ermordung als ein Zeichen von de Jonghs Schwäche zu deuten. Doch der Engländer war entschlossen, sie diesbezüglich eines Besseren zu belehren.

Er riss einen Pfeil aus dem Köcher, führte ihn an den Bogen, während er diesen gleichzeitig in einer Bewegung anlegte und spannte.

Und dann schnellte der Pfeil mit solcher Schnelligkeit von der Sehne, dass die Anwesenden in tödliche Stille und Starre verfielen. Der Pfeil durchschlug Schläfe und Schädel des sich windenden, um sein Leben bittenden Leibwächters und heftete seinen Kopf an den Pfahl, an dem er festgebunden war. Sein Unterkiefer sank nach unten, und sein Körper erstarrte zu vollkommener Reglosigkeit. Seine weit aufgerissenen, toten Augen starrten auf seinen Gefährten zu seiner Linken.

De Jongh stand vollkommen reglos da und sah den zweiten Mann an, der inzwischen seine Augen geschlossen hatte. Nach einer ganzen Minute riss der *gaijin* den zweiten Pfeil aus dem Köcher, um ihn von neuem mit kaum zu fassender Schnelligkeit abzuschliessen.

Zischend schoss der Pfeil über den Platz, durchschlug die Nase des Leibwächters, durchdrang sein Gehirn, so dass sein Kopf nach hinten zuckte, und nagelte ihn mit einem dumpfen Schlag gegen den Pfahl dahinter.

Nachdem de Jongh den Toten eine Weile teilnahmslos betrachtet hatte, drehte er sich herum und schritt auf seine Unterbosse zu. Sie wichen auseinander, um ihm Platz zu machen. Er ging, ohne anzuhalten, auf die kleine Bank zu und liess sich, den Bogen über seine Knie gelegt, darauf nieder. Schweigend und sichtlich beeindruckt, folgten ihm die *yakuza*, um sich im Halbkreis um ihren *oyabun* aufzustellen. Nun richtete de Jongh das Wort an sie: »Ich habe bei Kisens Begräbnis nur wenige Worte gesprochen und damit, wie es scheint, einige von euch zu der Annahme

verleitet, ich wäre mir des Ernstes seines Dahinscheidens nicht bewusst. Diejenigen unter euch, die wissen, was in meinem Innersten vorgeht, sind sich sehr wohl im klaren, wie viel mir an unserem Bruder gelegen war und wie sehr ich ihn geliebt habe. Daher ziehe ich es vor, Taten statt Worte sprechen zu lassen. Kisen wird keineswegs der Vergessenheit anheim fallen. Und nicht weniger gilt dies für den Mann aus dem Westen, der ihn getötet hat. Das schwöre ich euch als *oyabun*.«

De Jongh nahm sein feuchtes Stirnband ab und wischte sich den Schweiss vom Nacken. »Es gibt noch einen zweiten Grund, weshalb ich dieses Treffen anberaumt habe. Und zwar möchte ich jeglichen Mutmassungen entgegenreten, meine Reise nach Hawaii wäre ein Misserfolg gewesen.«

Er liess seine Blicke über ihre Gesichter wandern. Wie aufmerksam sie ihm doch zuhörten. Nicht eine zweifelnde Miene unter ihnen. Und welchen Respekt sie ihm entgegenbrachten.

Er begann damit, seinen Unterbossen auseinanderzusetzen, dass er zwar wegen eines alten Feindes Hawaii früher als geplant zu verlassen gezwungen worden war, dass ihn dieser Umstand jedoch nicht im geringsten daran hätte hindern können, einem Bündnis mit den La Serra-Brüdern einen Schritt näherzukommen. Nach seiner Rückkehr nach Japan hätte er einfach über seinen New Yorker Mittelsmann weiter mit den La Serras verhandelt. Dieser Mittelsmann, ein japanischer Geschäftsmann mit Wohnsitz in Manhattan, könnte die Verhandlungen in seinem Sinne weiter vorantreiben.

Dann kam er zu den Einzelheiten. Natürlich Waffen. Die La Serras würden die gewünschten Mengen nach Hawaii liefern. Die Waffen dann nach Japan zu schaffen blieb de Jongh überlassen.

Heroin. Künftig würden de Jonghs *yakuza* die La Serras nicht wie bisher mit ein paar Kilos, sondern mit Zentnern davon beliefern. Die Japaner würden die heisse Ware aus dem Goldenen Dreieck, Burma, Laos und Thailand, nach Hawaii schaffen, von wo aus dann die La Serras die weitere Verteilung übernehmen sollten.

»Damit sind uns also enorme Absatzmärkte garantiert«, fuhr de Jongh fort. »Die La Serras haben sich nämlich ausserdem verpflichtet, jährlich mindestens eine Million Metamphetamintabletten abzunehmen.«

Zustimmendes Gemurmel. Und nun wandte de Jongh sich einem Mann namens Soto zu, der zu seiner Rechten stand. Zierlich und gutausehend, war Soto von fast ödipaler Liebe zu seiner Mutter erfüllt. Ein brillanter Schachspieler, spielte er sogar gegen mehrere Gegner gleichzeitig. Er hatte nicht gezögert, seinen eigenen Bruder, ebenfalls einen *yakuza*, zu töten, als dieser ihn hintergangen hatte. Soto war dazu ausersehen, Kisen als de Jonghs Stellvertreter zu ersetzen.

»Du wirst dich der Drogengeschäfte annehmen«, erklärte de Jongh. »Das heisst, dass du eng mit Kangnang zusammenarbeiten wirst. Vergiss dabei jedoch nie, dass er derjenige ist, der Befehle entgegnzunehmen hat. Du bist ein *yakuza*, er nicht.«

Soto verneigte sich aus der Hüfte heraus tief. Kim Doo Kangnang war der koreanische CIA-Agent, der mit de Jongh in Hawaii gewesen war. Er arbeitete schon lange als Kurier für Drogenlieferungen im Auftrag der *yakuza*.

Als Nachfolger Kisens würde Soto über eine *yakuza*-Gruppe gebieten, der ein paar Koreaner angehörten. Die Organisation zählte insgesamt zehn Prozent Koreaner in ihren Reihen. Sie machten jedoch gelegentlich Schwierigkeiten, und Soto würde vor ihnen also auf der Hut sein müssen. Auch innerhalb der japanischen Gesellschaft waren die Koreaner die am stärksten vertretene und zugleich am meisten diskriminierte rassische Minderheit.

Während des Zweiten Weltkrieges waren die Koreaner zu Sklavenarbeiten nach Japan gebracht worden, wobei dieses Stigma bis zum heutigen Tag nicht von ihnen abgefallen war. Ungeachtet der Länge des Zeitraums, in dem die Koreaner bereits in Japan ansässig waren, wurden ihnen systematisch die Einbürgerung und die damit verbundenen Rechte verweigert. Entsprechend gering blieben seit jeher ihre Aufstiegschancen innerhalb der japanischen Gesellschaft.

Aus diesem Grund griffen viele junge Koreaner begierig zu, wenn sich ihnen eine Gelegenheit bot, für die *yakuza*, die ja

selbst eine Aussenseiterposition einnehmen, zu arbeiten. Zu Kisens Verdiensten hatte es nun unter anderem gezählt, dass er die Koreaner fest im Griff gehabt und zu unterbinden gewusst hatte, dass es zwischen ihnen und den japanischen *yakuza* zu ernsthaften Auseinandersetzungen kam. Ähnliches erwartete der *gaijin* nun von Soto.

Als nächstes brachte de Jongh das Problem der >Randfiguren< zur Sprache. Sie sollten künftig sorgsam im Auge behalten werden, da Uruga an sie herangetreten war, um sie zum Überwechseln auf seine Seite zu bewegen. Sollte Uruga mit seinen Bemühungen tatsächlich Erfolg beschieden sein, hätte dies einen schweren Schlag für de Jonghs Autorität und Prestige bedeutet. Doch der *gaijin* hatte das untrügliche Gefühl, dass diese Abtrünnigen, noch bevor dieser Tag zu Ende ging, einsehen würden, wie falsch sie die Lage eingeschätzt hatten.

Schliesslich kam de Jongh auf die neuen >Erwerbszweige< zu sprechen, die er den *yakuza* im Zuge seiner Verhandlungen mit den La Serras eröffnet hatte; unter anderem drehte es sich dabei um Geschäfte mit gestohlenen Autos und um Beteiligungen an amerikanischen Spielcasinos sowie einem großen Hotel auf Hawaii.

»Von ganz besonderer Bedeutung«, fuhr de Jongh in seinen Ausführungen fort, »ist in diesem Zusammenhang, dass wir ab sofort ohne irgendwelche Beschränkungen mit verschiedenen von den La Serras kontrollierten Banken in drei amerikanischen Bundesstaaten zusammenarbeiten werden können. Wir werden also künftig unser Geld völlig ungehindert in die Staaten schaffen können, ohne dass uns die dortigen Behörden irgendwelche Schwierigkeiten machen. Und vor allem werden sich auf diese Weise unsere Transaktionen für die Leute in Hongkong wesentlich problemloser abwickeln lassen.«

Davon hatte de Jongh die La Serras übrigens nicht in Kenntnis gesetzt. Wozu auch? Die Gegenpartei liess sich immer leichter kontrollieren, wenn sie nicht alles über einen wusste. Demzufolge hatte de Jongh seinen amerikanischen >Geschäftspartnern< nichts von den astronomischen Summen erzählt, die er für Wirtschaftsunternehmen in Hongkong nach Hawaii und in die Vereinigten Staaten

schaffen liess Beträge, die übrigens immer weiter anstiegen, je näher das Jahr 1997 rückte, in dem die britische Kronkolonie nach hundertfünfzig Jahren wieder in den Besitz der Volksrepublik China übergehen sollte.

»Und da wäre noch etwas, das ihr vielleicht durchaus amüsant finden könntet«, wandte der *gaijin* sich an seine Unterbosse. »Die La Serras haben mir gegenüber gewisse Andeutungen gemacht, dass sie künftig Uruga das Leben in Amerika etwas schwer machen könnten.« Pause. »Und nicht minder gilt das für seine Anhänger.« Er lächelte die Randfiguren an, von denen keiner seinem Blick standzuhalten vermochte.

»Und nun zum letzten Punkt«, kam er zum Abschluss seiner Ausführungen. »Raymond Manoa kandidiert selbstverständlich auf meinen Wunsch hin für den Senat von Hawaii. Ich wüsste nicht, was seinem Wahlsieg entgegenstehen könnte. Und sein Erfolg wird natürlich auch der unsere sein.«

Raymond Manoa war der hawaiianische Polizeileutnant, den de Jongh zu treffen beabsichtigt hatte, bevor ihm Alexis Waycross in die Quere gekommen war. Ein seltsamer Mann, der sich als Polizeibeamter mehrere Tapferkeitsauszeichnungen verdient hatte. Als gebürtiger Hawaiianer fühlte er sich seiner Heimat und ihrer Tradition nachhaltig verpflichtet, was ihm wiederum die Sympathie der einheimischen Hawaiianer eintrug, die ihre schönen Inseln in zunehmendem Masse von den Profitinteressen zugereister Makler und Baulöwen zerstört sahen.

Doch der nach aussen hin so sonnige und sympathische Mr. Manoa hatte auch seine Schattenseiten, resultierend aus altem einheimischem Aberglauben und weit zurückreichenden Konfrontationen seiner Sippe mit den herrschenden Weissen. Unter einem dünnen Furnier der Zivilisiertheit verbarg sich eine bestialische Natur. De Jongh hatte Mr. Manoa damit beauftragt, Alexis Waycross aufzuspüren und zu beseitigen.

Schliesslich ging der Engländer auf dem Bogenschiessplatz noch auf die Fragen seiner Leute ein, um sich dann von der Bank zu erheben und die Besprechung für beendet zu erklären. Darauf führte er seine Unterbosse den Hügel zum

Haus hinauf und durch den sorgfältig gepflegten japanischen Garten auf eine Tür in der hinteren Umfassungsmauer zu, die er öffnete, um dann zur Seite zu treten und erst seine Männer hindurchgehen zu lassen. Er wartete ein paar Sekunden, bevor er ihnen schliesslich folgte.

Sie drängten sich in einem engen Hof, der bis auf einen nackten Victor Pascal leer war. Mit Stacheldraht war er an Armen und Beinen an eine verzinkte Eisenplatte gebunden, die gegen eine Mauer des Hofes gelehnt war. Sein blutverkrustetes Gesicht war verquollen, und seine Zunge hing schwarz verfärbt aus seinem offenen Mund. Als er de Jongh und die Japaner gewahr wurde, bewegte er langsam den Kopf und bettelte um Wasser.

Trotz des Stacheldrahts um seine Hand und Fussgelenke verursachte ihm die schlimmsten Qualen die Hitze, welche die Eisenplatte wie eine riesige Bratpfanne aufgeheizt hatte. Jede Bewegung riss Pascal ein paar Fetzen Haut vom Leib. De Jongh kannte diese Foltermethode aus dem Zweiten Weltkrieg, wo sie von der Kempei-Tai, Japans Geheimpolizei, an gefangenen englischen und amerikanischen Fliegern eingesetzt wurde.

Ein *kobun* betrat den Hof und stellte einen Eimer Wasser zu Pascals Füßen ab. Dann verneigte er sich vor de Jongh und pflanzte sich mit über der Brust verschränkten Armen neben diesem auf. Beim Anblick des Wassers zerrte Pascal unwillkürlich an seinen Stacheldrahtfesseln, um jedoch sofort vor Schmerz aufzustöhnen. Und dann sah er in seinem Delirium ein Foto von sich auf dem Wasser des Eimers schwimmen. Smoking, pfundweise Gold um Hals und Handgelenke, ein Lächeln für die Damen.

De Jongh neigte den Kopf zur Seite und betrachtete den unrasierten, blutenden Pascal, »Das Foto wurde in dem Bad gefunden, in dem Kisen starb. Wie ich annehme, hat es dieser amerikanische Offizier nach Japan gebracht.«

Er kehrte dem Mulatten den Rücken zu. »Ich habe die amerikanische Frau, Miss Bart, am Leben gelassen. Bis auf weiteres zumindest. Bis sie ihren Beitrag zur Auffindung dieses >Offiziers< geleistet hat...«

Mehr zu sagen, erübrigte sich.

De Jongh verliess den Hof als erster. Die anderen folgten ihm. An dem Zierbecken im Garten blieb er kurz stehen, um seine Handgelenke zur Abkühlung ins Wasser zu tauchen. Heute würde er seinen Männern nichts zu essen oder trinken anbieten. Das würde die Eindrücke nur vertiefen, die sie an diesem Tag in seinem Heim gewonnen hatten.

Als de Jongh sich wieder vom Rand des Beckens aufrichtete und umdrehte, warteten drei Männer darauf, mit ihm zu sprechen. Sie waren nervös, unfähig, seinem Blick standzuhalten. Die >Randfiguren<.

Schliesslich fassten sie sich doch ein Herz und verneigten sich tief, ohne sich wieder aufzurichten. Nur der ältere ergriff das Wort. »*Oyabun*, ist es gestattet, das Wort an Sie zu richten?«

»Worum dreht es sich?«

Stille. Und dann: »Um Uraga.«

»Ach ja, Uraga. *Hai*, dann sprechen wir also über Uraga.«

Oxford, England • 1937

An einem milden Oktoberabend stieg ein achtzehnjähriger Rupert de Jongh in einem schäbigen Studentenwohnheim in der Holywell Street die Treppe hinauf und achtete dabei sorgsam darauf, das tragbare Grammophon in seinen Händen nicht fallen zu lassen. Zu dumm, wenn ihm das blöde Ding zu Bruch gegangen wäre, bevor er die neuen Platten von Art Tatum und Duke Ellington hätte anhören können. De Jongh er studierte an der Universität Oxford besass eine umfangreiche Sammlung von Platten schwarzer Amerikaner, deren Musik vom größten Teil seiner Zeitgenossen als barbarisch und dekadent bezeichnet wurde und die er deshalb bei sich zu Hause nicht hören durfte.

Da er mehrere Monate auf sein neues Grammophon hatte warten müssen, war er bis dahin gezwungen gewesen, sich das Gerät eines Kommilitonen auszuleihen, eines sexuell noch unschlüssigen Kommunisten im Zimmer nebenan. Dummerweise hatte das zur Folge, dass er sich dafür dessen Geschwätz über dialektischen Materialismus anhören, sich von ihm >Genosse< nennen und immer wieder sagen lassen

musste, wie fabelhaft er in seinem grauen Flanellanzug aussah.

Tags zuvor war dieser Kommilitone in die Vereinigten Staaten gereist, um dort für die Amerikanische Studenten-Vereinigung zu arbeiten, die sich einer Resolution der Oxforder Studentenschaft angeschlossen hatte, >keine Kriegsvorbereitungen seitens der Regierung zu unterstützen<

Hitler, Mussolini und japanische Staatsmänner planten eine Achse Berlin-Rom-Tokio. Andere Nationen machten aus ihrer Besorgnis hierüber kein Hehl und begannen mit der Wiederaufrüstung. Krieg, die Konzentration aller menschlichen Gewalttätigkeit, schien unausweichlich.

Nicht so für de Jongh. Ihn interessierte das alles herzlich wenig. Am Ende erwiesen sich solche Befürchtungen doch sowieso nur als halb so schlimm.

De Jongh verbrachte seine Zeit lieber damit, Swingmusik zu hören, auf der Themse Boot zu fahren oder im Fechtclub der Universität zu trainieren. Ausserdem gehörte er der Dramagruppe an, die sich traditionell auf die Stücke Marlowes und Shakespeares konzentrierte. Und schliesslich hatte er auch gegen ein gelegentliches Techtelmechtel mit der einen oder anderen hübschen Kommilitonin nichts einzuwenden.

Der Ernst des Lebens würde Rupert früh genug einholen. Doch hielt Rupert de Jongh nicht sonderlich viel davon, in die zahlreichen geschäftlichen Unternehmungen seines Vaters, Lord Clarence Geoffrey de Jongh, einzusteigen. Hätte sich jemand etwas Langweiligeres vorstellen können als das Geschäftsleben? Er wäre daran schneller zugrunde gegangen, als irgendein Krieg dies vermocht hätte. Nein, so eine Zukunft wurde seinem Tatendrang nicht einmal annähernd gerecht. Ihm stand der Sinn nach Höherem.

Das Grammophon gegen seine Brust gestemmt, erreichte er den obersten Treppenabsatz, um nach rechts in den schmalen Flur zu biegen, dessen Bodenbretter quietschten wie junge Mäuse. Zu spät fiel ihm ein, dass er Kerzen hätte kaufen sollen seine einzige Lichtquelle nach Sonnenuntergang. Es gab in seiner Studentenbude auch keine Toilette, und in dem einzigen Fenster fehlte eine

Scheibe. Die Matratze hatte ein paar gesprungene Federn, und der Fussboden neigte sich merklich nach links. Nicht gerade das

Ritz, aber dennoch eine willkommene Abwechslung nach der aristokratischen Steife des Hertfordshire-Herrschaftssitzes aus dem siebzehnten Jahrhundert, in dem seine Eltern wohnten.

Ungeachtet seines desolaten Zustands hatte das schäbige Wohnheim durchaus auch seine positiven Seiten. Es lag in unmittelbarer Nähe von mehreren der insgesamt sechzehn Colleges der Universität Oxford, und vor allem war es zu de Jonghs Entzücken denn er las viel und mit Begeisterung nur einen Katzensprung von der Bodleian Library, einer der größten Bibliotheken der Welt, entfernt.

De Jongh wollte eben die Tür zu seinem Zimmer öffnen, als er aus dem Zimmer seines kommunistischen Kommilitonen Singen hörte. Vermutlich feierte sein neuer Bewohner gerade eine Einstandsparty. Dem Gesang nach zu schliessen, handelte es sich offensichtlich um Japaner, sturzbesoffen noch dazu. Mussten diese verdammten Japse ausgerechnet der Zerbrechlichkeit alter englischer Madrigale Gewalt antun. Unmöglich, und doch auch nicht ohne einen gewissen Reiz. Einmal von den grölenden Stimmen abgesehen, war der Klang ihrer heimischen Instrumente durchaus reizvoll. De Jongh hatte den Eindruck, als wäre es für ihn nichts Neues, was natürlich völlig ausgeschlossen war. Eine Art Dejàvu-Erlebnis.

Warum klangen diese Instrumente so erstaunlich vertraut?

Er betrat sein Zimmer, stellte das Grammophon aufs Bett und ging dann wieder nach draussen auf den Flur, um an die Tür nebenan zu klopfen.

Sie waren zu dritt drei junge Männer, keiner älter als zwanzig und sassen trinkend auf dem Boden des Zimmers, das dem de Jonghs an Ärmlichkeit in nichts nachstand. Alle drei waren nach der damals bei jungen Engländern gerade sehr beliebten Mode gekleidet Hose aus Nadelstreifenflanell, ärmelloser Pullover, schwarzweiss abgesetzte Schuhe. Auf einer Kochplatte vor ihnen brodelte ein verbeulter Teekessel mit Reiswein vor sich hin. Daneben standen zwei Teller mit gesalzenem Trockenfisch,

der mit fein geschnittenem, eingelegtem Gemüse bestreut war.

Zwei der Japaner waren Cousins, der vogelähnliche Omuri und der schüchterne, kurzsichtige Inoki. Sie studierten Geschichte und wohnten ein paar Blocks weiter in der Merton Street. Beide waren Freunde von de Jonghs neuem Zimmernachbarn Naiga Kanamori, einem stämmigen, gutaussehenden Neunzehnjährigen mit dem unverkennbaren Selbstvertrauen eines geborenen Führers. Alle waren wie de Jongh im dritten Semester. Und seltsamerweise waren sie ihm auf der Stelle sympathisch, obwohl er gewiss nicht der Typ war, der sich schnell mit jemandem anfreundete. Aber er fand die drei spontan sympathisch, wobei dies insbesondere für Kanamori galt, einen angehenden Dramatiker und Sohn eines wohlhabenden und angesehenen japanischen Geschäftsmannes.

Angestachelt von mehreren Schalen warmem Reiswein, versuchte de Jongh ihnen beizubringen, wie man englische Madrigale richtig sang. Damit sollte er zwar kläglich scheitern, aber trotzdem hatten sie dabei eine Menge Spass. Zwischendurch assen sie gesalzenen Fisch, tranken weiter Reiswein und lachten viel. Und als ein anderer Student an die Tür klopfte und sich über den Lärm beschwerte, nannte ihn de Jongh ein blödes Arschloch und forderte ihn auf, sich zu verpissen.

Es wurde Abend. Sie zündeten Kerzen und Räucherstäbchen an, und als sich allmählich eine ruhigere Stimmung unter ihnen ausbreitete, spielten die Japaner de Jongh heimische Musik vor.

Der beste Musiker der drei war Kanamori; er spielte sein dreisaitiges, banjoähnliches Instrument mit einer süßen Melancholie, die de Jongh, der keineswegs zu Sentimentalität neigte, zu Tränen rührte. Diese Musik hatte er doch schon einmal gehört. *Doch wo?*

Als Kanamori zu spielen aufgehört hatte, bat ihn de Jongh um das Instrument und bezeichnete es dabei als *shamisen*. Eigentlich hätte er dieses Wort nicht kennen können. Entsprechend erstaunt hob Kanamori seine Hand, um seinen Freunden Schweigen zu gebieten. Keine Fragen an den *gaijin*. Nicht jetzt.

Fast zärtlich glitten de Jonghs Finger über den langen, hölzernen Hals und den mit Katzenhaut bespannten Klangkörper der *shamisen*. So ein Instrument hatte er schon einmal in der Hand gehalten. *Doch wann?* Er griff nach dem Elfenbeinplektrum, das Kanamori vor ihm benutzt hatte, und schlug langsam die Saiten damit an. Mit verschleiertem Blick starrte er geradeaus vor sich hin. Sein Spiel klang unverkennbar japanisch. Traurig, aber angenehm. Und von lyrischer Ruhe erfüllt.

In einer fast unheimlichen Stille kam er zum Ende seines Spiels. Kanamoris Gesicht war tränenüberströmt. Seine Stimme klang halb erstickt, als er sich an de Jongh wandte: »Weisst du, was du da eben gespielt hast?«

Wie aus einem Traum erwachend, schüttelte de Jongh den Kopf.

»Man nennt diese Musik *gagaku*«, erläuterte ihm nun Kanamori. »Zeremonielle Hofmusik, die vor eintausendzweihundert Jahren am japanischen Kaiserhof gespielt wurde.« De Jongh hatte vollkommen fehlerlos gespielt. »Karma«, fuhr Kanamori fort. »Es ist der Grund, weshalb jeder als ein höherer oder geringerer immer wieder von neuem geboren wird. Karma ist der endlose Prozess von Aktion und Reaktion, das sogenannte ewige Gesetz der Kausalität, in dem frühere Handlungen die gegenwärtigen Handlungen bestimmen, in dem die Gegenwart die Zukunft prägt.«

Wie sonst hätten sich die Unterschiede zwischen den Menschen erklären lassen, was Gesundheit, Begabung und Weisheit betraf, fuhr er fort. Wie sonst hätte sich erklären lassen, dass ein junger Engländer ein Instrument zu spielen verstand, das er bis zu diesem Tag noch nicht einmal gesehen hatte.

»Du verfügst über ganz spezielle Kenntnisse über Japan«, erklärte Kanamori. »Du bist *hennagaijin*, wenn nicht sogar mehr.«

Er griff nach einer gefalteten Serviette, legte sie um den Griff des verbeulten Teekessels und schenkte daraus de Jongh, Omuri und Inoki Sake ein. Sich selbst goss er nichts ein, sondern stellte den Kessel auf die Heizplatte zurück und sah de Jongh an.

Ich weiss, was ich zu tun habe, dachte de Jongh. Nun bin ich an der Reihe, ihn zu ehren.

Er griff nach dem Kessel und füllte Kanamoris Schale. Unter Japanern galt es als schlechtes Benehmen, sich selbst Sake einzuschenken.

Lächelnd hob Kanamori seine Schale und brachte einen Trinkspruch auf de Jongh an. »*Hennagaijin*.« Omuri und Inoki wiederholten das Wort. Alle drei verneigten sich. De Jongh lief ein kalter Schauer den Rücken hinunter. Ohne den Grund hierfür zu ahnen, wusste er doch, dass sie angemessen gehandelt hatten, indem sie ihre Köpfe vor ihm geneigt hatten.

Die Japaner warteten, bis er getrunken hatte. Dies war eine Geste des Respekts vor einem Führer.

De Jonghs Freundschaft mit Kanamori bereicherte beider Leben in ungeahntem Masse. Kanamori war der festen Überzeugung, dass sie in einem früheren Leben Brüder gewesen waren. Und de Jongh hatte bis dahin mit Ausnahme seiner Mutter kaum einem Menschen Zuneigung entgegenzubringen vermocht. Doch zu Kanamori fühlte er sich so stark hingezogen, dass er sich total von ihm beeinflussen liess.

Kanamori hatte de Jongh es zu verdanken, dass er mit einem Mal genau wusste, was er wollte. Und er scheute keine Mühe, dieses Ziel zu erreichen. De Jongh wollte die Seele eines Japaners bekommen.

Kanamori gab ihm zu verstehen, dass den ersten Schritt zur Erreichung dieses Ziels das Erlernen der japanischen Sprache darstellte kein gerade einfaches Unterfangen, in das sich de Jongh jedoch mit Feuereifer stürzte. Er nahm bei einem Universitätsdozenten Privatunterricht und war binnen eines Monats imstande, sich mit Kanamori, Omuri und Inoki in fließendem Japanisch zu unterhalten. Der erstaunte Dozent erklärte, in den fünfundzwanzig Jahren seiner Lehrtätigkeit noch nie einen so begabten Schüler gehabt zu haben.

Darüber hinaus befasste sich de Jongh intensivst mit japanischer Philosophie und Geschichte, wozu ihm die Fernöstliche Abteilung der Bodleian Library umfangreichen Lesestoff bot. Am fruchtbarsten erwiesen sich jedoch nicht

diese Studien und die damit verbundenen Gespräche mit Kanamori, sondern die Beschäftigung mit seinem eigenen Bewusstsein.

Da Kanamoris Vater mystisch angehaucht war, konnte der junge Japaner de Jongh besser verstehen. Alles Wissen lag im Bewusstsein, erklärte Kanamori; und dieses stellte den Schlüssel zum wahren Verständnis Japans dar.

Zu de Jonghs grosser Freude erhielt er eines Tages einen Brief von Kanamoris Vater, einem Adligen, der seine Familientradition ungebrochen über einundzwanzig Generationen zurückverfolgen konnte. Kanamoris Vater bestärkte de Jongh in diesem Brief in seinen Bemühungen und ermutigte ihn in seiner Suche nach seinem wahren Selbst. Gleichzeitig begrüßte er seine Freundschaft mit seinem Sohn und lud ihn nach Japan ein.

Je mehr de Jongh über Japan lernte, desto fremder, lähmender und eintöniger wurde ihm die englische Heimat. *Japan*. Allein in dem Wort schwang eine Ahnung von etwas mit, das alles Gewohnte, Weltliche überstieg.

Hennagaijin. Das war nichts, worüber man beim Tee mit den Eltern oder in einem Studententreff mit den Kommilitonen plauderte. Dieses Wissen blieb nur auf de Jongh und seine japanischen Freunde beschränkt, wobei er selbst mit ihnen vorsichtig sein musste. Einmal beschuldigte er Kanamori, *tatema*e zu sein. Alle Japaner bedienten sich wechselweise zweier Formen des Umgangs mit den Mitmenschen. *Tatema*e war die oberflächliche Annäherungsweise. Man blieb dem rein Äusserlichen verhaftet, der Wahrung der Form. *Hanne* dagegen war die Einstellung, in der man seine wahren Gedanken offenbarte, was nur bei sehr guten und sehr alten Freunden der Fall war. Das Wort *tatema*e war de Jongh einfach, Gott weiss woher, in den Sinn gekommen, und er hatte es ausgesprochen, ohne lange zu überlegen. Wie sich herausstellte, hatte er sich in Kanamori nicht getäuscht. Sein Freund hatte tatsächlich seine wahren Gedanken vor ihm verborgen. Und es war natürlich peinlich für ihn, dessen von einem Europäer, einem *gaijin*, bezichtigt zu werden noch dazu in Gegenwart Omuris und Inokis. Doch auch de Jongh sollte daraus lernen: Sag nie, was dir als erstes in den Sinn kommt. Und

täusche dich nicht darüber hinweg, dass es immer wieder Situationen geben wird, in denen Kanamori und andere Japaner dich als Aussenseiter und nicht als *hennagaijin* betrachten werden.

De Jongh erhielt unter anderem auch Gelegenheit, zusammen mit Kanamori, Omuri und Inoki im Keller ihres Wohnheims Judo zu trainieren. In diesem Zusammenhang lernte de Jongh auch *atewaza*, Schläge, die mit Händen, Fingern, Ellbogen, Füßen und Knien gegen lebenswichtige Körperstellen gerichtet wurden. De Jongh begeisterte sich so sehr für Judo, dass er alle anderen Sportarten aufgab und sich ausschliesslich darauf konzentrierte.

Als Matten verwendeten sie alte Matratzen und Teppiche. Kanamori, der das Training leitete, Omuri und Inoki trugen Judoanzüge, während de Jongh anfänglich in einem alten Blazer und einer abgelegten, weiten Cordhose zum Training erschien, bis ihm Baron Kanamori eines Tages einen eigenen Judoanzug zuschickte.

War Kanamori der geschickteste Kämpfer, erwies sich de Jongh als der aggressivste und entschlossenste, was ihm auch den Spitznamen *oni*, Dämon, eintragen sollte. Wenn de Jongh niemanden hatte, der mit ihm trainierte, übte er allein die verschiedenen Falltechniken.

Beim Judo, erklärte ihm Kanamori, kommt es vor allem darauf an, den richtigen Augenblick abzuwarten und dann seine Chance zu nutzen. Man durfte sich dabei keine Fehler erlauben und musste den Gegner unter allen Umständen bezwingen. Es galt, den Feind zu besiegen, nicht sich selbst. Konzentriere dich und lass darin keine Sekunde nach. Das ist der Weg des *budo*, der kriegerische Pfad. Nicht nur das, dachte de Jongh. Dies war eine Weisheit, an die es sich sein ganzes Leben lang zu halten galt.

Je mehr de Jonghs Freundschaft mit den Japanern sich vertiefte, desto mehr entfernte er sich seinen englischen Kommilitonen. Nachdem er sich mehrmals vergeblich um die Aufnahme Kanamoris in die exklusiven Studentenclubs bemüht hatte, denen er selbst mehr aufgrund der hohen gesellschaftlichen Stellung seines Vaters angehörte als aus echtem Interesse, teilte er diesen brieflich sein Ausscheiden mit, ohne dabei darauf hinzuweisen zu vergessen, dass er

keinen Wert mehr auf die Gesellschaft von Kretins legte, die sich nicht einmal in der Nase bohren konnten, ohne sich dabei mit dem Finger erst mal in die Augen zu stechen. Damit schuf er sich nicht gerade wenige Feinde. Er wurde ganz bewusst geschnitten, als liefe er wie ein Aussätziger mit einer Glocke um den Hals durch die Strassen von Oxford.

Und nicht nur, dass de Jongh mit anonymen Drohbriefen traktiert wurde, lauerten de Jongh und Kanamori eines Abends vor einem Restaurant drei Mitglieder des Rugbyteams der Universität auf. Die beiden wurden der drei Angreifer mittels ihrer Judokünste problemlos Herr, und de Jongh brach einem von ihnen dabei den Unterarm, dass der Knochen die Haut durchbohrte. Obwohl von nun an weitere solche Attacken ausblieben, liess der Hass gegen de Jongh und Kanamori keineswegs nach.

Das sollte de Jongh schmerzlich an die Prügel erinnern, die er in Eton von seinen snobistischen Kameraden einstecken hatte müssen, weil seine Mutter Schauspielerin gewesen und in Musicals aufgetreten war. Die englische Oberschicht mit ihren Tweedseelen konnte ihm mehr und mehr gestohlen bleiben. Nichts, als ein Haufen verdammter Heuchler. Ständig darauf bedacht, nach aussen hin den Schein zu wahren, während sie sich im Privatleben als Lügner, Trinker und Ehebrecher entpuppten. Dies galt im übrigen auch für de Jonghs Vater, der seine Mutter vom ersten Jahr ihrer Ehe an betrogen hatte.

Kanamori nahm diese Zurückweisung eher gelassen zur Kenntnis, und war dennoch de Jongh für seine Bemühungen um seine gesellschaftliche Integration nur zu um so größerem Dank verpflichtet. Zum Schauplatz ähnlicher rassistischer Diskriminierung sollte nun freilich wenig später auch de Jonghs großherrschaftliches Elternhaus in Hertfordshire werden. Diesmal machte sich dieser Engstirnigkeit kein geringerer schuldig als der beleibte, bärtige Lord de Jongh persönlich, der sich weigerte, Kanamori die Hand zu schütteln. Ausserdem liess er seine Frau wissen, dass er für die nächsten paar Tage nicht im Kreise seiner Familie zu speisen wünschte.

»Er ist ausser sich, mein Junge«, erklärte Lady Anna de Jongh. »Er behauptet, man hätte ihm nicht gesagt, dein Freund wäre Japaner.«

»Na und? Dann ist er eben Japaner«, entgegnete Rupert.

»Dein Vater dachte, als du damals sagtest, du würdest einen deiner Freunde mit nach Hause bringen, da dachte er «

»Er und denken?« schnaubte de Jongh verächtlich. »Dass ich nicht lache. Langsam reicht mir diese Behandlung, die Kanamori hier in England erfährt, wirklich. Ich habe ihn hierher gebracht, damit wir gemeinsam ein schönes Wochenende verbringen, und dafür werde ich auch sorgen, und wenn ich diese ganze Scheissbude hier niederbrennen muss.«

Lady Anna, der das neue Selbstvertrauen ihres Sohnes keineswegs entgangen war, bemühte sich, jede offene Auseinandersetzung mit dem Vater zu vermeiden. »Wenn du das bitte mir überlassen würdest, Liebling. Würdest du deiner Mutter diesen Gefallen tun? Ich werde persönlich dafür sorgen, dass dein Freund einen angenehmen Aufenthalt bei uns hat.«

Und die zierliche, hübsche Frau, die ihr blondes Haar nach der Mode der damaligen Zeit in einem frechen Bubikopf trug, sollte zu ihrem Wort stehen. Sie führte Kanamori zusammen mit ihrem Sohn durch die zahlreichen prunkvollen Räume des Schlosses und beantwortete dessen zahlreiche und interessierte Fragen zu seiner Geschichte ebenso bereitwillig wie sachkundig.

Sie unternahmen ausgedehnte Spaziergänge in die nähere Umgebung und besuchten alle möglichen Sehenswürdigkeiten von Tudor-Cottages über die Ruinen einer Normannenburg bis hin zu einem Dorf, auf dessen Marktplatz noch immer ein mittelalterlicher Pranger zu sehen war. Sie führten

dabei lange Gespräche über Gott und die Welt, und Kanamori stellte unermüdlich seine Fragen über die Heirat des abgedankten englischen Königs von England Edward VIII., mittlerweile Herzog von Windsor, mit der geschiedenen Amerikanerin Wallis Simpson; er wollte wissen, wie die Briten über Hitler dachten und ob Churchill

tatsächlich ein Kriegstreiber wäre und je wieder an die Macht zurückgerufen werden würde.

Wieder einmal mit seiner Mutter allein, versicherte de Jongh Lady Anna, dass die Japaner das wissbegierigste Volk der Erde wären. Ganz beiläufig liess er bei dieser Gelegenheit auch einfließen, dass er das Studienfach gewechselt hätte. Anstatt Betriebswirtschaft hätte er mittlerweile Asiatische Geschichte zu studieren begonnen. Ausserdem beabsichtigte er, auf eine Einladung von Kanamoris Vater hin bald einmal Japan zu besuchen.

Lady Anna gab zwar zu bedenken, dass Ruperts Vater dies gar nicht gern hören würde. »Du weisst doch, was er von« fast hätte sie Japse gesagt »hält.« De Jongh beendete die Diskussion darauf mit dem höflichen Hinweis, dass er es vorzöge, aus seinen eigenen Fehlern zu lernen als aus den ihm von anderen aufgenötigten.

Kurz vor de Jonghs und Kanamoris Eintreffen auf Bramfield House hatte sich Lady Anna in der Küche heisses Öl über ihren linken Arm und die Hüfte gekippt und sich dabei sehr schmerzhaft Verbrennungen zugezogen, die bis dahin noch nicht verheilt waren. Als Ursache dieses Missgeschicks hatte sie zwar angegeben, sie wäre auf dem nassen Küchenboden ausgeglitten, aber alle wussten inzwischen, dass sie heimlich trank. Die Schuld hierfür gab de Jongh seinem Vater, der sich immer weniger um seine Mutter kümmerte. Lady Anna griff zur Flasche, weil ihr Mann sie betrog und weil dessen Familie und Bekanntenkreis von oben auf sie herabsahen, da Lord de Jongh ihrer Ansicht nach unstandesgemäss geheiratet hatte.

Und sie trank auch, weil sie einsam war. Ihr Mann verbot ihr jeden Umgang mit ihren alten Freunden und Bekannten vom Theater und ihrer Familie. Im Zuge dieser grausamen Bemühungen, die letzten Bande Lady Annas zu ihrer Vergangenheit zu durchtrennen, hatte er erst kürzlich sogar ihre sorgsam gehegte Sammlung alter Theaterprogramme, Zeitungsausschnitte und Kostüme aus dem Haus entfernen lassen. Gerumpel und dummes Zeug, wie er es nannte.

Kanamori vermochte zwar nichts gegen Lady Annas zerrüttete Ehe zu unternehmen, aber er konnte zumindest etwas für ihre Verbrennungen tun. Eines Abends zog er kurz

vor Sonnenuntergang zusammen mit Rupert los, um Frösche zu fangen. Als sie etwa acht hatten, kehrten sie ins Haus zurück, um sie in der Küche auszukochen. Das abgeschöpfte Fett strich Kanamori dann auf Lady Annas Verbrennungen, an denen sich daraufhin noch am selben Tag eine Besserung feststellen liess. Aus Dankbarkeit dafür schenkte Rupert de Jonghs Mutter Kanamori daraufhin eine kunstvolle Taschenuhr, die jede Viertelstunde anschlug.

Am Tag vor Rupert de Jonghs und Kanamoris Abreise nach Oxford begegneten sich Vater und Sohn zufällig allein auf der herrlichen, geschnitzten Treppe von Bramfield House. »Wie ich höre, planst du eine Reise nach dem Fernen Osten«, sprach Lord de Jongh seinen Sohn an.

Von dessen Seite ein Nicken. Nicht mehr.

»Sieh bitte zu, dass du nicht noch mehr von *ihnen* mit nach Hause bringst«, fuhr der Vater fort. »Wir haben bereits genügend Wäschereiarbeiter in England.«

Den Blick, mit dem ihn sein Sohn daraufhin bedachte, sollte der alte de Jongh sein Leben lang nicht mehr vergessen. Er liess dem herrischen und weiss Gott selbstbewussten alten Herrn unwillkürlich einen eisigen Schauer den Rücken hinunterlaufen. Und er gewährte ihm Einblick in Tiefen im Wesen seines Sohnes, die er bis dahin nie ausgelotet hatte. In diesem Blick lag der unbedingte Wille und die Macht, einen Menschen zu vernichten.

Um seine plötzliche Angst zu kaschieren, entschuldigte sich Lord de Jongh und stieg weiter die Treppe hinab, um seinen Sohn allein auf dem Absatz stehen zu lassen. Am Fuss der Treppe angelangt, drehte sich der Vater noch einmal um, nachdem er seine alte Selbstsicherheit wiedergewonnen hatte, und sagte: »Vielleicht bekommst du auf deiner Weltreise deine Arroganz ja noch aus den Knochen geprügelt, bevor du hierher zurückkehrst, um für mich zu arbeiten. Eine kleine Klimaveränderung soll ja hin und wieder auch gewisse Veränderungen im Wesen zur Folge haben.«

Das Lächeln, mit dem sein Sohn diese Bemerkung erwiderte, war tödlich und kaltblütig. Ja, das war genau das richtige Wort. *Kaltblütig*. »Daran zweifle ich nicht im

geringsten«, entgegnete Rupert de Jongh schliesslich.
»Nicht im geringsten.«

Zwei Monate später flogen de Jongh und Kanamori nach Tokio, wo sie an einem grauen Silvestermorgen eintrafen. De Jongh wurde unverzüglich zum Gegenstand einer Demonstration von Baron Kanamoris Macht und Einfluss. Während sich alle anderen Ausländer einer peinlich genauen und langwierigen Befragung und sogar ärztlichen Untersuchung unterziehen mussten, brauchte de Jongh sich lediglich den auch für Japaner üblichen Formalitäten zu unterziehen. Er und Kanamori wurden vom Privatsekretär des Barons und einem Major erwartet, die sie an weissbehandschuhten Zollbeamten vorbei zu einem vor dem Flughafengebäude wartenden Wagen begleiteten. Der Sekretär war ein gedrungener, dicker Mann namens Hara Giichi, dessen hervorstechendste Merkmale ein ständiges Lächeln, extrem kleine Ohren und ein Klumpfuss waren. Der stämmige, ungepflegte Major hiess Jiro Takeo und hatte Essensflecken auf seiner Uniformjacke, schlechte, gelbliche Zähne und Mundgeruch. Ein spezielles Abzeichen an seiner Brust ein von Laubwerk eingefasster Stern wies ihn als Angehörigen der Geheimpolizei KempeiTai aus.

Die Umstehenden beeilten sich, ihnen Platz zu machen, als ihnen Major Takeo durch das Flughafengebäude voranschritt. De Jongh entging auch nicht, dass Giichi sich in Takeos Gegenwart sichtlich unwohl fühlte. Auch Kanamori begrüßte den Major mit unverhohlener Zurückhaltung und war erleichtert, als er nicht mit ihnen in den Wagen stieg. Während de Jongh Giichi durchaus sympathisch fand, war Major Takeo seiner Ansicht nach nur mit äusserster Vorsicht zu geniessen. Er starrte den Engländer finster an und verabschiedete sich dann mit einem übertrieben festen Händedruck von ihm, bevor er in das Flughafengebäude zurückstolzerte. Er war zweifellos enttäuscht darüber, dass er dem westlichen Besucher des Barons gegenüber nicht doch ein bisschen den Macker herauskehren hatte dürfen.

De Jongh sagte zwar Kanamori nichts davon, aber er hielt den Major für einen ausserordentlich unangenehmen Zeitgenossen.

Der Wagen brachte sie zum Wohnsitz des Barons in Kanazawa, das Kanamori de Jongh als eine bezaubernde Provinzstadt in den Japanischen Alpen beschrieben hatte.

Auf ihrer Fahrt durch die Aussenbezirke Tokios, die de Jongh in seiner Neugier auf alles Japanische eher enttäuschend fand, passierten sie einen kleinen Park, wo sich eine Gruppe junger Männer mit Fahnen und Wimpeln um einen Bus versammelt hatte und laute, vom rhythmischen Klatschen ihrer Hände untermalte Gesänge anstimmten. Sogar ihre Köpfe nickten im Takt der Musik. Sie sangen mit überwältigender Intensität. De Jongh spürte sofort, dass er hier Zeuge aussergewöhnlich starken Engagements für eine Sache wurde.

Doch für welche Sache?

Auf ein Wort Giichis hin hielt der Chauffeur an. De Jongh hörte noch ein paar Minuten dem Gesang zu, bis die Sänger unter lautem Jubel ihre Arme in die Luft warfen und schrien: »*Banzai!*« Lang lebe der Kaiser. Sie hatten sich in eine regelrechte Ekstase hineingesteigert. Solchen Fanatismus hatte de Jongh noch nie zuvor gesehen. Das Ganze war beängstigend aber auch faszinierend.

Als Giichi dem Chauffeur auf die Schulter tippte, fuhr dieser wieder los. Gleichzeitig begann der Sekretär de Jongh in stockendem Englisch zu erklären, wovon er eben Zeuge geworden war. De Jongh unterbrach ihn höflich und bat ihn, japanisch fortzufahren. Dem kam Giichi mit einer Verneigung nach. Die Menge verabschiedete mit ihrem Gesang einen Bus voll Studenten, die zum Militär eingezogen worden waren. Japan stand im Krieg mit China. Und bald würde es auch dem Westen den Krieg erklären. Mit England und Amerika. Schweigend warteten Kanamori und Giichi auf de Jonghs Reaktion.

Der sah die Japaner mehrere Sekunden unverwandt an und sagte dann, was er fühlte. Die Dinge lassen sich nicht ändern, selbst wenn sie das könnten. Giichi wollte wissen, ob er im Kriegsfall nicht um sein Leben fürchte, worauf de Jongh erwiderte, ob man wohl einem Feuer, einmal angesteckt, befehlen könne, dies zu verbrennen, jenes aber nicht. Daraufhin schwieg Giichi für den größten Teil der Fahrt. Und jedesmal, wenn de Jongh etwas sagte, hörte der

Sekretär aufmerksam zu, was de Jongh mehr und mehr in dem Glauben bestärkte, dass Mr. Giichi in Gedanken bereits eine Art von Akte über ihn zusammenstellte.

Kanazawa war tatsächlich so bezaubernd, wie Kanamori es beschrieben hatte. Die engen, gewundenen Strassen der kleinen Stadt hatten sich seit dem siebzehnten Jahrhundert kaum verändert. Die heftigen Schneefälle trugen nur noch zum Reiz des Ortes bei. Kanamori war darüber jedoch alles andere als begeistert. Ihm war Tokio lieber, wo es nie schneite und es Hunderte von hübschen Mädchen gab. Das einzige, was er an Kanazawa wirklich mochte, war der Kenrokuen Park, der mit seinen künstlich angelegten Wasserfällen, Bächen und Teichen zu den schönsten Japans zählte.

Als sie an dem Park vorbeifuhren, erklärte de Jongh, er hätte sich in diesem Park ergangen, als er noch Lord Maedas Privatgarten gewesen und als die Maeda-Sippe in Kanazawa geherrscht hatte. Lord Maeda hätte ihn damals für seine treuen Dienste geehrt und ihm als Zeichen seiner Anerkennung ein herrliches weisses Pferd geschenkt.

Kanamori und Giichi wussten, dass die Maedas im siebzehnten Jahrhundert in der Stadt geherrscht hatten. Doch beide enthielten sich eines Kommentars.

Schliesslich fragte Kanamori de Jongh, ob er noch wüsste, was aus dem Pferd geworden wäre.

»Nein, aber vielleicht fällt es mir später wieder ein«, erwiderte der junge Engländer. Sein Herz schlug ungewöhnlich schnell. So vieles, was er einst gesehen und wieder vergessen hatte. Und woran er sich jetzt plötzlich wieder schwach erinnerte.

Baron Kanamoris Haus lag im Rand des Kenrokuen Parks. Anfänglich hatte de Jongh Schwierigkeiten, die spartanische Eleganz seiner Einrichtung zu akzeptieren, doch allmählich vermochte er sich von seinen westlichen Erwartungen zu lösen und es mit japanischen Augen zu sehen. Was bis dahin ein kahler Raum mit einem einzigen Möbelstück gewesen war, wurde inzwischen zu einem Raum mit Schiebewänden, Bodenmatten, Bildrolle, Teeschränkchen und einer einzigen Blumenvase. Absolut geschmackvoll.

Und es gab nichts, was dem noch hinzugefügt werden hätte müssen.

Nur die Kälte machte de Jongh zu schaffen. Die einzige Wärmequelle stellte ein kleiner *hibachi* in der Ecke seines Raums dar ein mit glühender Holzkohle und Asche gefülltes Kohlebecken. Der Wohnraum wurde immerhin mit einem *irori* beheizt, einer in den Boden eingelassenen Feuerstelle, bei der es sich einfach um ein Loch im Boden ohne einen Kamin darüber handelte. Entsprechend entwickelte sich dadurch in dem so beheizten Raum nicht selten mehr Rauch als Wärme, da ersterer zwar durch ein Loch im Dach entweichen hätte sollen, aber sich statt dessen häufig lieber im Raum selbst breitmachte.

Baron Kanamori war ein kleiner, zierlicher Mann, Ende fünfzig, mit einem auffallend grossen Kopf, kurz geschnittenem, weissem Haar und dem durchdringenden Raubvogelblick eines Falken, der auf seine Beute hinabstarrte. Sein beachtliches Vermögen hatte er sich mit Öltankern, der Herstellung von Eisen und Zigaretten und dem Import von Reis aus Korea und Formosa erworben. Dazu legte er das stolze Gehabe eines Mannes an den Tag, dessen Vorfahren als Samurai in den Diensten von Kaisern, Shogunen und Kriegsherren gestanden hatten. Seinen schwarzen Kimono zierte das Familienwappen eines Silberfuchses mit zwei Ginkobäumen in Gold.

De Jongh war selbstverständlich sehr gespannt auf das erste Zusammentreffen mit dem alten Herrn. Immerhin hing ihm der Ruf nach, ein Mystiker zu sein, der tagelang fastete, unter einem Wasserfall im Kenrokuen Park sitzend meditierte und Stunden damit verbrachte, in stummer Kontemplation vor einer kahlen Wand zu knien. Laut Aussagen des jungen Kanamori, der sich zu diesem Thema nicht näher äusserte, stand sein Vater mit hochgestellten Persönlichkeiten aus Politik und Militär auf vertrautem Fuss. Darüber hinaus gehörte der Baron verschiedenen Geheimgesellschaften an, die teils patriotische Ziele verfolgten, teils die Kampfkünste pflegten. De Jongh fragte nicht, ob in diesen Bereich auch Kontakte mit den *yakuza* fielen. Vielmehr ging er davon einfach stillschweigend aus. Schliesslich war es in Japan ein offenes Geheimnis, dass die

Schlägertrupps der *yakuza* vor allem von konservativen Geschäftsmännern in ihre Dienste genommen wurde, um liberale Politiker einzuschüchtern.

Der junge Kanamori erklärte de Jongh: »Der hervorstechendste Charakterzug meines Vaters ist seine Beharrlichkeit. Er ist in allem aussergewöhnlich hartnäckig und unnachgiebig. Und seine ganze Liebe gehört Japan. Er scheut keine Mühen und Kosten, sein Vaterland zu schützen. Allen von uns meiner Mutter, meiner Schwester und mir hat er unmissverständlich klar gemacht, dass wir eines Tages vielleicht unser Leben für Japan werden opfern müssen.«

De Jongh fragte sich, ob der Baron nicht einen leichten Zacken in der Krone hatte.

Schliesslich erzählte der junge Kanamori ihm auch von den Geheimgesellschaften. Der Schwarze Drache, der Weisse Wolf und die Bruderschaft des Blutes hatten sich ebenso patriotischen Zielen verschrieben wie die Vereine zur Pflege der Kampfkünste. Sie reichten bis in das neunzehnte Jahrhundert zurück und hatten ihren Ursprung in der Absicht gehabt, geheime Informationen über Japans größte Feinde von aussen China und Russland zusammenzutragen. Später dehnte sie ihr geheimes Nachrichtennetz auf ganz Asien so wie Afrika, Europa und Amerika aus. Zu ihren Mitgliedern zählten Kabinettsmitglieder, Industrielle, hohe Militärs, Journalisten, Studenten, Geheimdienstagenten.

Damit wurde der Baron in de Jonghs Augen zu einer Art inoffiziellen Spionageleiter. Ein radikaler Nationalist, der die Überzeugung vertrat, dass Japan wieder von der Kriegerkaste regiert werden sollte, wie das vor der Wiedereinsetzung des Kaisers im neunzehnten Jahrhundert der Fall gewesen war.

Der junge Kanamori sprach nur sehr widerstrebend über die *yakuza*. Als überzeugtem Idealisten fiel es ihm sehr schwer, sich damit abzufinden, dass Gangster nicht aus dem politischen Leben eines Landes wegzudenken sein sollten. Aber er war verpflichtet, seinem Vater zur Seite zu stehen, und deshalb stand es ihm nicht zu, diesen hinsichtlich des Einsatzes der *yakuza* zu kritisieren. Der Baron wiederum

pochte mit Nachdruck darauf, dass die *yakuza* in dem bevorstehenden Überlebenskampf Japans - der Konflikt mit Russland und China spitzte sich immer mehr zu, und auch Amerika erwies sich mehr und mehr als potentieller Kriegsgegner - von größter Wichtigkeit sein würden. Wollte Japan sich gegen diese Übermacht von aussen behaupten, bedurfte es der Mitwirkung jedes einzelnen Japaners. Eines jeden.

Auf de Jongh übte diese Vorstellung eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus. Die *yakuza*, böse und geächtet, waren doch in die japanische Politik miteinbezogen. Wirklich erstaunlich. Natürlich verschafften sich auch in Großbritannien alle nur erdenklichen Schlitzohren und Ganoven Zutritt zu Regierungsämtern, wenn dies auch auf einer rein individuellen Basis geschah und nicht im Zuge einer regelrechten Verschwörung. Die *yakuza* setzten ihre Ziele mit Drohungen und notfalls brutaler Gewalt durch. Sie hatten nichts zu verlieren. De Jongh bewunderte ihre Fähigkeit, ihre Ziele ohne jede Beeinträchtigung durch moralische Skrupel zu verfolgen. Ob wohl der Baron selbst ein *oyabun* war? Das war eine von vielen Fragen, die er dem japanischen Großindustriellen gern gestellt hätte.

Doch in dem rauchigen, eiskalten Wohnraum war es Baron Kanamori, der die Fragen stellte. Die ersten davon waren stumm, bezogen lediglich die Augen ein. Noch nie in seinem Leben hatte der junge Engländer Blicke von solcher Intensität auf sich ruhen gespürt. Nach wenigen Sekunden schickte der Baron seinen Sekretär und seinen Sohn aus dem Raum. Darüber hinaus trug er seinem Sohn auf, dafür zu sorgen, dass er und der *gaijin* nicht gestört würden.

Als sie schliesslich allein waren, nahm der Baron de Jonghs Kopf zwischen seine kleinen Hände, die aussergewöhnlich warm waren. Fast hätte de Jongh sich seinem Zugriff entzogen, um sich dann jedoch eines Besseren zu besinnen. Er war fest entschlossen, sich auf das Wagnis einzulassen, ein für allemal herauszufinden, ob er hierher gehörte oder nach England.

Bedächtig liess Baron Kanamori seine Fingerspitzen über de Jonghs Stirn, Augen, Ohren, Mund gleiten. Dieser spürte, wie seine anfängliche Nervosität mehr und mehr von ihm

wich. Ja, dieser kleine, weisshaarige Mann war gewiss irgendwie anders, aber doch nicht auf eine Weise, die ihn beunruhigen hätte sollen. Er wollte de Jongh ganz offensichtlich nichts Böses. Im Gegenteil, de Jongh fühlte sich allmählich von einer Ruhe und Gefasstheit durchdrungen, wie er sie selten gespürt hatte. Der Baron wollte alles von ihm wissen, was es über ihn zu wissen gab. Indem er de Jongh betastete, begutachtete er seine Seele. Er durchdrang das Innerste seines Bewusstseins und berührte seinen Lebensfunken.

Der Baron sollte nur ein Wort sagen: *bushido*.

De Jongh hielt seinem Blick stand und erwiderte, dies wäre der Kodex der Krieger. Gefolgstreue dem Herrn gegenüber, Tapferkeit in der Schlacht. Und Ehrfurcht vor dem Leben selbst.

Der Baron liess den Atem aus seinen Lungen entweichen. Er war zufrieden. »Du bist gerade rechtzeitig eingetroffen. Japan ist auf deine Dienste angewiesen, *gaijin*. Wir dürfen keine Zeit verlieren, dich zu lehren, was du bereits weisst.« Eine Stunde vor Mitternacht verliessen Baron Kanamori, sein Sohn und de Jongh das Haus, um ans Meer zu einem fünf Kilometer entfernten Tempel zu fahren. Sie wollten den Silvesterabend mit Shinto-Priestern verbringen, um für das kommende Jahr Segen auf die Familie Kanamori herabzuflehen.

Die Nacht war kälter geworden, und es war Vollmond. Es hatte wieder zu schneien begonnen. Im Innern des kargen Tempels zündeten die drei Kerzen an und halfen den Mönchen in ihren dunklen Gewändern, Talismane an die endlosen Reihen von Gläubigen zu verkaufen, welche die Tempelglocke läuteten und um Segen im neuen Jahr beteten. Umgeben vom Klang von Glocken und hölzernen Trommeln, hatte de Jongh noch nie solches Glück verspürt. Und solchen Frieden.

Der Morgen graute. Die Zahl der Gläubigen nahm ab. De Jongh und die Kanamoris scharten sich mit den Mönchen um ein Kohlebecken, wärmten sich die Hände, assen Reiskuchen und tranken den ersten Sake des Jahres. Das Dunkel wich dem heranbrechenden neuen Tag, und de Jongh konnte durch die offenen Tempeltore den Schnee

fallen sehen. Die Kirschbäume vor dem Tempel waren gegen die Kälte in Reisstrohmatten gehüllt. Zusammen mit dem Schnee waren sie von so atemberaubender Schönheit, dass de Jongh spürte, dass er nie wieder ganz Engländer würde sein können.

Noch musste ihm die Bedeutung des Umstands auseinandergelegt werden, dass er sich in dieser ganz speziellen Nacht in diesem Tempel aufhielt. Für ihn bedeutete das neue Jahr auch ein neues Leben.

Er fühlte sich erschöpft, körperlich ausgelaugt, als er in die Glut im Kohlebecken starrte, doch er war genau dort, wo er sein wollte. In Japan.

Die Mönche stimmten einen Gesang an, und es dauerte ein paar Minuten, bevor er merkte, dass ihm die Worte, die sie sangen, durchaus etwas bedeuteten. *»Was gewesen ist, soll sein. Was getan ist, soll getan werden. Gestern, heute, auf immer.«*

De Jongh schloss die Augen. Doch als er spürte, dass er im Stehen einzuschlafen drohte, riss er die Augen wieder weit auf. Die Mönche waren verschwunden. Ebenso der junge Kanamori. De Jongh und der Baron standen allein vor dem Kohlenbecken.

Sie unterhielten sich, bis die Sonne aufging und der Tempel sich wieder mit Gläubigen zu füllen begann. Der Baron entlockte de Jongh die Vergangenheit und erfüllte ihn mit Stolz über seine früheren Leben als Samurai, Adliger bei Hofe, Dichter und Musiker. Und nicht minder weckte er in ihm das unstillbare Verlangen, in Japan zu bleiben.

Unvermutet erklärte Baron Kanamori: *»Bete mit mir für meinen Sohn hennagaijin.«* Der Baron war plötzlich sehr ernst. Sein unerwarteter Stimmungsumschwung traf de Jongh vollkommen unvorbereitet. Irgend etwas stimmte nicht.

Baron Kanamori sprach weiter. *»Naiga wird bald aus dem Leben scheiden.«*

Erst dachte de Jongh, er hätte nicht richtig gehört. Doch Kanamoris bedrückte Miene liess keinen Zweifel daran, dass er sich nicht getäuscht hatte.

»Woher wissen Sie das?« fragte de Jongh.

»Ich weiss es einfach; genau so, wie ich über dich Bescheid weiss. Naiga hat sein Karma erfüllt, das darin bestand, dich zu mir zu bringen. Nun ist seine Aufgabe auf dieser Welt erfüllt.«

»Aber weshalb muss er sterben?«

Der Baron sah in das Kohlebecken. »Deinetwegen, *gaijin*. Weil es eines Blutopfers bedarf, um dich an Japan zu binden. Weil du Dinge für unser Land vollbringen kannst, deren er nicht fähig wäre. Kehre zu mir zurück, *gaijin*, wenn mein Sohn gestorben ist.«

Oxford

An einem kalten, feuchten Februarabend besuchten de Jongh und Kanamori das neu eröffnete Kino in der George Street. Es war bereits ihr zweiter Kinobesuch innerhalb von drei Tagen, da Kanamori sich mittlerweile zu einem eifrigen Kinogänger entwickelt hatte, dessen besondere Vorliebe den neuen Hollywoodfilmen galt. Während er nun an diesem Abend gebannt Gary Coopers Auftritt in *Mr. Deeds kommt in die Stadt* folgte, sass de Jongh eher gelangweilt neben ihm, um über sich ergehen zu lassen, wie Cooper ein Zwanzig-Millionen-Erbe ausschlug. Ihm stand der Sinn nach Höherem.

Er war zwei Wochen länger in Japan geblieben als geplant. Sein Vater war ausser sich gewesen, zumal er auch sein Studium zu vernachlässigen begann. De Jongh war wegen *Yamato Damishii*, des Geistes von Japan, so lange dort geblieben. Diese Redewendung liess sich nur schwer erklären; man musste ihren Sinn und ihre Bedeutung einfach spüren oder begreifen. Die Japaner hatten damit keine Probleme, nannten es spirituelle Kraft etwas, von dem die Japaner glaubten, dass es sie jedes Jahr von neuem stärken und stützen würde. *Yamato Damishii* einte die ganze Nation, verpflichtete nötigenfalls jeden Mann, jede Frau und jedes Kind dem totalen Krieg zur Verteidigung des Landes, das sie mit einer Inbrunst liebten, die jeder Beschreibung spottete.

Der Konflikt in Ostasien hatte sich inzwischen so weit zugespitzt, dass Japan vor der Wahl stand, sich aus China zurückzuziehen und auf jegliche weiteren

Expansionsbestrebungen zu verzichten, oder erhebliche Wirtschaftssanktionen von Seiten des Westens in Kauf zu nehmen. Japans aufstrebende Industrie war nachhaltigst auf die Rohstoffquellen des restlichen Ostasiens angewiesen, auf die vor allem auch Amerika und Großbritannien Anspruch erhoben. Japan sah sich vor die Entscheidung gestellt, sich dem Druck aus dem Westen zu beugen oder seinen Rohstoffbedarf auf kriegerischem Wege zu decken.

De Jongh hatte selbst erlebt, was *Yamato Damishii* bedeutete. Für ihn stand ausser Frage, dass Japan sich für die Eroberung weiterer Rohstoffquellen entscheiden würde, und an diesem großen Abenteuer wollte er unter allen Umständen teilhaben.

Als der Film gegen elf Uhr abends zu Ende war, nahmen de Jongh und Kanamori in einem Restaurant in der High Street ein spätes Abendessen zu sich. Sie unterhielten sich dabei über Filme und Japan. Für de Jongh war dies einer der wenigen Augenblicke, in denen die peinigenden Gedanken an des Barons Prophezeiung von Kanamoris Tod gänzlich von ihm gewichen waren.

Nach dem Essen traten sie auf die dunkle, menschenleere Strasse hinaus. Die öffentlichen Verkehrsmittel hatten bereits den Betrieb eingestellt; nur ein einzelner Student radelte auf dem Heimweg an ihnen vorbei. Oxford war eine kleine Stadt; ein kurzer Spaziergang durch die kühle Februarnacht, und sie hätten das Wohnheim erreicht.

Kaum waren sie losgegangen, sahen sie das Licht und ihre grotesk in die Länge gezogenen Schatten vor sich. De Jongh sah über seine Schulter zurück. Wie von einem Dämon geritten, raste ein Wagen in höllischem Tempo auf sie zu. Vielleicht sass auch nur ein betrunkenener Student an seinem Steuer. De Jongh drängte Kanamori vom Rand des Gehsteigs näher an die Hauswand. Es schien angeraten, diesem Irren kein allzu verlockendes Ziel zu bieten.

Als der Wagen nur noch wenige Meter hinter ihnen war, fuhr er auf den Gehsteig hoch, so dass er funkensprühend die Hauswand entlangstreifte, eine Mülltonne rammte und ganz knapp einen Laternenpfahl verfehlte. Entsetzt wurde de Jongh bewusst, dass der Wagen sie absichtlich zu überfahren versuchte.

Alles ging ganz schnell. Er erhaschte einen flüchtigen Blick auf den Wagen, einen gelben Daimler. Und im nächsten Augenblick wurde er auch schon von seinen Scheinwerfern geblendet und flog in hohem Bogen durch die Luft. Kanamori hatte ihn mit aller Kraft vom Gehsteig auf die Strasse hinausgestossen, fort von dem heranbrausenden Daimler. De Jongh schlug heftig auf dem Asphalt auf und rollte sich instinktiv weiter auf die Strassenmitte hinaus, fort von dem Wagen. Er kam erst zum Stillstand, als er mit seiner Schulter gegen den Gehsteig auf der anderen Strassenseite stiess.

Auf dem Rücken liegend, sah er den Daimler weiter über den Gehsteig jagen und einen laut schreienden Kanamori unter seinem rechten Kotflügel mit sich über das Pflaster schleifen. Im Inneren des Wagens schrie jemand triumphierend auf. Neben dem Fahrer sassen dort noch mindestens drei weitere Personen. Und dann holperte der Daimler über Kanamoris Körper wieder auf die Strasse zurück, um laut hupend über die High Street davonzujagen. Kanamori blieb vor einer Konfiserie liegen.

De Jongh versuchte sich mühsam aufzurichten, konnte sich jedoch nicht auf den Beinen halten, so dass er auf allen vieren über die Strasse auf Kanamori zu kroch. Erst jetzt wurde er sich der Verletzungen bewusst, die er sich bei seinem Sturz zugezogen hatte. Kopf und linkes Handgelenk schmerzten empfindlich. Sein Gesicht blutete heftig. Ausserdem verspürte er heftige Schmerzen in seiner linken Seite. Wäre Kanamori nicht gewesen, wäre es de Jongh noch wesentlich übler ergangen. Wesentlich übler.

Aber er hatte den Wagen gesehen. Und er wusste, wer der Dreckskerl war, der am Steuer gesessen hatte.

Als de Jongh schliesslich Kanamori erreichte, hätte ihm dessen Anblick fast das Bewusstsein geraubt. Der Daimler hatte Kanamori die Beine abgerissen, den grössten Teil seiner Kleidung zerfetzt und sein Gesicht in eine unkenntliche Masse verwandelt. Der Boden in seiner Umgebung war so glitschig von Blut, dass de Jongh fast ausgeglichen wäre. Kanamoris Mund war ein schwarzes Loch in einem blutüberströmten Schädel; als er zu sprechen versuchte, brachte er kein Wort heraus. Mühsam streckte er

statt dessen einen von blutigen Kleiderfetzen bedeckten Arm nach de Jongh aus.

In den umstehenden Häusern gingen die Lichter an. Fenster öffneten sich. Leute in Nachthemden sahen nach draussen und verlangten laut rufend zu wissen, was denn los wäre und weshalb dieser Lärm.

Weinend nahm de Jongh Kanamori in seine Arme. Ihm war so elend zumute, dass er dachte, ihm müsste jeden Augenblick übel werden. In einer erstaunlichen Aufbietung aller Kräfte packte Kanamori eine von de Jonghs Hände, dass dieser schon glaubte, er würde ihm alle Knochen zerbrechen. Und dann starb er.

Es bedurfte vierer Polizisten, um den hysterischen de Jongh von Kanamoris verstümmelter Leiche zu trennen.

De Jongh hatte sich verschiedene schwere Verletzungen zugezogen Gehirnerschütterung, verstauchten Knöchel, Gesichtsabschürfungen und mehrere Rippenbrüche. Dennoch verliess er sein Krankenhausbett, um bei der Polizei gegen Denis Addison, den Besitzer des gelben Daimler, Anzeige zu

erstatten. De Jongh vergass in diesem Zusammenhang auch nicht, darauf hinzuweisen, dass er und Kanamori sich vor mehreren Monaten erfolgreich gegen eine Attacke des Beschuldigten und zweier seiner Rugbyteamkollegen zur Wehr gesetzt hatten. Dafür hatte sich Addison nun, wie es schien, gerächt.

Addison sollte jedoch vor Gericht bezeugen, dass der Daimler zwei Tage vor Kanamoris Unfall gestohlen worden sei. Ausserdem hätte er sich während des in Frage kommenden Zeitraums auf einer Party in Christ Church Meadow befunden. Ja, er war sich mit de Jongh und seinem japanischen Freund in die Haare geraten. Sie hatten ihm eine schwere Armverletzung beigebracht, die ihn gezwungen hatte, sich vom aktiven Hochschulsport zurückzuziehen. Als Anlass der Prügelei nannte er Kanamoris Ärger darüber, nicht zu den Studentenclubs zugelassen worden zu sein. Rupert de Jongh hielt dem entgegen, er und sein Freund wären ohne Grund von den drei Rugbyspielern angefallen worden.

Addisons Vater, eben erst zum Admiral ernannt, liess nun seine Beziehungen spielen. Entsprechend gingen bei der Oxforder Polizei in der Folge eine ganze Reihe von Anrufen von höchsten Stellen ein, in denen immer wieder auf den untadeligen Charakter des jungen Addison hingewiesen wurde.

Die schockierendste Neuigkeit sollte de Jongh von seinem eigenen Vater erfahren. Der Polizeibericht über den gestohlenen Daimler war falsch. Der Unfallwagen war in Wirklichkeit dreissig Minuten nach dem >Unfall< gestohlen gemeldet worden. Rupert de Jongh wollte wissen, ob die Polizei denn absichtlich die Unwahrheit sagte. »Natürlich«, erwiderte sein Vater ungerührt. »Oder glaubst du etwa, alles, was in England Rang und Namen hat, würde sich umsonst für diesen jungen Rabauken einsetzen?«

»Du wirst dich wohl oder übel damit abfinden müssen, mein Junge«, fuhr der Lord schliesslich fort, als sein Sohn nichts erwiderte. »Und verlass dich lieber nicht darauf, dass diese kleine Geschichte, die ich dir eben erzählt hatte, ans Tageslicht kommen wird. Die wird noch einige Zeit schön begraben bleiben, wo sie jetzt ist.«

In der heftigen Auseinandersetzung, die darauf folgte, schleuderte Rupert de Jongh seinem Vater die Namen der wahren Mörder Kanamoris an den Kopf englischer Reichtum und die damit verbundene Privilegierung. Sein Vater beschimpfte ihn einen dummen Esel, den Tod eines einzigen Japses über die lang gefestigte Tradition seines Landes zu stellen. Und wie ständen überhaupt in Zukunft die de Jonghs den Addisons und anderen Familien wie ihnen gegenüber da, wenn man über dieser Kanamori-Geschichte kein Gras wachsen liess.?

Familienbande hin oder her wenn Rupert keine Vernunft annehmen wollte und die Sache mit Kanamori auf sich beruhen liess, würde Lord de Jongh nicht davor zurückschrecken, ihm seine finanzielle Unterstützung unverzüglich zu entziehen. Rupert sollte alle Kontakte mit der Presse und der japanischen Botschaft in London unterlassen und aufhören, sie dazu anzustacheln, in diesem angeblichen Mordfall weiteren Schmutz aufzuwirbeln. »Du hast dich verändert, seit du aus Japan zurück bist«, schloss

Lord de Jongh. »Mein Gott, du bist doch Engländer.
Benimm dich also auch entsprechend.«
»Und entscheide dich«, forderte er. »Zwischen England und
deiner Familie oder diesem toten Abschaum.«
Als Kanamoris Leiche nach Japan eingeschifft wurde,
begleitete de Jongh den Sarg.
Er sollte seinen Fuss nie wieder auf englischen Boden
setzen.

Japanisches Meer • September 1944

Auf einem Frachter, unterwegs nach Korea, lehnte Rupert de Jongh gegen einen Ladebaum und beobachtete ein japanisches Mädchen, das mit einem Fächer die verschiedensten visuellen und emotionalen Eindrücke hervorzauberte. Sie entpuppte sich als eine wahre Meisterin in dieser Kunst. Gesegnet mit beweglichen Handgelenken, ausdrucksstarken Händen und der Gabe, andere Schönheit sehen zu lassen, stand sie vor einem Rettungsboot und unterhielt mit ihrer Kunst etwa ein Dutzend junger japanischer Mädchen, die zu ihren Füßen sassen. De Jongh hatte seinen Morgenspaziergang auf Deck unterbrochen, um ihr zuzusehen.

Seine Blicke folgten wie gebannt dem Fächer. Eine Zigarette zwischen seinen Lippen blieb unangezündet. Der Fächer war ein Adler, der auf ihre leere Hand, einem verletzten Sperling, herabstiess. Faszinierend. Das Mädchen war so gut wie jeder professionelle Tänzer oder Kabuki-Darsteller, den er je gesehen hatte. Und der einzige Lichtblick auf diesem schmutzstarrenden, rostigen Kahn.

Die *Ukai* war von einem Hafen in der Nähe von Kanazawa ausgelaufen und unterwegs zu verschiedenen Häfen in Korea und China. Der kleine, heruntergekommene Frachter verfügte über sechs Kabinen, die hinter der Brücke im Heck lagen.

Der zwölf Mann starken Besatzung, einem bunt zusammengewürfelten Haufen aus Japanern und Koreanern, stand der Kapitän an Zwielfichtigkeit in nichts nach. De Jongh, der bereits mehrere Reisen mit ihm unternommen

hatte, hatte den gut vierzigjährigen Koreaner namens Pukhan als einen extrem geldgierigen Zeitgenossen kennengelernt, dem höchst unseriöse Geschäfte mit sehr jungen Mädchen nachgesagt wurden.

Der Jongh steckte sich endlich eine seiner sehr schwer zu bekommenden englischen Zigaretten an und beobachtete, wie das junge Mädchen ihren Fächer in ein Schwert und dann in den Sonnengott verwandelte. Zuletzt diente er als Vorhang, hinter dem sie kurz ihr Gesicht verbarg, um dann die unterschiedlichsten Gefühle damit zum Ausdruck zu bringen. Freude. Leid. Und Hoffnung.

>Was hast du schon groß zu erhoffen, kleines Fächer mädchen<, dachte de Jongh bitter. Oder ihr anderen, die ihr mit bewundernden Blicken zu ihren Füßen sitzt. Sie waren *karayuki*, junge Mädchen, die an Militärbordelle in die von den Japanern besetzten Gebiete in der Mandschurei, China, Korea und im übrigen Südostasien verkauft wurden. Das Mädchen mit dem Fächer, ein bezauberndes Geschöpf mit hüftlangem Haar und einem entzückenden Mund, schien die älteste zu sein. De Jongh schätzte sie auf etwa fünfzehn. Ein paar der anderen konnten höchstens acht oder neun sein. Die meisten waren von ihren Eltern, die zu arm waren, um sie zu ernähren, an einen Makler verkauft worden. Der Rest war vermutlich von Zuhältern von den Strassen Tokios gefangen und gegen ihren Willen an Bord der *Ukai* gebracht worden.

Sie alle sollten im Hafen von Samchok in Korea an den Meistbietenden verkauft werden. Am Abend zuvor, ihrem ersten auf See, waren die Mädchen von Kapitän Pukhan und seiner Mannschaft vergewaltigt worden, die ihnen damit bereits zu einem Vorgeschmack auf ihr weiteres Schicksal verholfen hatten.

Während des Frühstücks hatte de Jongh sich dann vom Kapitän auch noch erzählen lassen müssen, wie er eine Zwölfjährige über Bord geworfen hatte, weil sie ihm etwas zu hartnäckig Widerstand geleistet hatte. Er hatte jedoch nicht vergessen, sie vorher noch zu entkleiden, da er ihre Kleider zu verkaufen gedachte.

De Jongh hatte Pukhans Einladung vom Abend zuvor ausgeschlagen, an besagtem Vergnügen teilzunehmen.

Ebenso hatte er dies den beiden *yakuza* in seiner Begleitung ausdrücklich untersagt. Die drei waren in Baron Kanamoris Auftrag unterwegs und hatten keine Zeit für derlei Kurzweil. De Jongh, dem *gaijin*, der sich inzwischen als hervorragender Geheimdienstagent einen Namen gemacht hatte, war fragloser Gehorsam entgegengebracht worden. Er stand in dem Ruf, mit unmittelbarer und unerbittlicher Strenge zu reagieren, wenn jemand gegen ihn aufbegehrte. Seit Beginn des Krieges mit China hatte Japan die nördlichen Provinzen des Landes mit Heroin und Morphinum überschwemmt, um den Widerstand und die Moral der Bevölkerung zu schwächen. Mittlerweile diente der Drogenhandel jedoch ausschliesslich Profitinteressen. Einige griffen dabei auf Koreaner zurück. Baron Kanamori, dessen Vermögen im Krieg schwere Einbussen erlitten hatte, bediente sich hierfür jedoch der *yakuza* und des *gaijin*.

De Jongh war dafür verantwortlich, vier Koffer mit Heroin nach Samchok zu schaffen, wo er sie gegen Gold und eine Ladung Reis vom Schwarzmarkt eintauschen sollte. Kapitän Pukhan, der schon mehrere solcher Fahrten hinter sich hatte, würde de Jongh dann nach Hongkong bringen, wo dieser das Gold und den Reis gegen Diamanten einzutauschen vorhatte. Im Gegensatz zu den meisten anderen, die mit diesen Schiebereien nur ihre persönlichen Interessen verfolgten, stellte Baron Kanamori die hieraus erwachsenden Gewinne seinem Land zur Verfügung, das im Begriffe stand, den Krieg zu verlieren. Was wäre von einem aufrechten Patrioten auch anderes zu erwarten gewesen.

Und da er den Baron wie seinen eigenen Vater liebte, nahm de Jongh seinen Auftrag, die Diamanten nach Japan zurückzubringen, ebenso ernst wie jede andere Mission, die er während der sechs Jahre im Dienste Japans durchgeführt hatte. Unter Kanamoris Anleitung hatte de Jongh sich zu einem der führenden Geheimagenten und Deciffrierexperten Japans entwickelt. Selbst die fremdenfeindlichsten Japaner konnten nicht umhin einzugestehen, wie gut er war. Darüber hinaus hatte er sich als Experte im Judo, Bogenschiessen und Messerkampf einen Namen gemacht. Entsprechend hatte er sich auch eine

enorme innere Kraft und ein Durchsetzungsvermögen angeeignet, dem sich selbst in den höchsten Kreisen Japans kaum jemand entgegenzustellen gewagt hätte.

Und da er sich als so unerbittlich wie die Krieger der Feudalzeit erwiesen hatte, hatte er die Bezeichnung *gaijin* zu einem Begriff gemacht, dem man mit Ehrfurcht begegnete, dem man Respekt entgegenbrachte.

De Jongh tat sich damit gross, dass er ein Mann war, der sich nichts vormachen und durch nichts von einem einmal gefassten Ziel abbringen liess.

De Jongh war ein Mann von ungeahnten Fähigkeiten, gleichzeitig furchtlos und voller Liebe für den Krieg. Ein Mann war nie so frei, wie er das im Krieg war, sollte zu einer wichtigen Erfahrung für ihn werden. Im Krieg handelte man ohne die Ablenkung, welche moralische Erwägungen darstellten. Diese Einstellung hatte er über die Jahre hinweg an den *yakuza* beobachten können und zu schätzen gelernt. Dadurch wurde das Leben ganz wesentlich vereinfacht.

Die *yakuza* in de Jonghs Begleitung nannten ihn scherzhaft ihren *oyabun*, woran gewiss ein Fünkchen Wahrheit war. Sie gehörten einer kleinen Gruppe von weniger als zehn Mann an und standen dem Baron für eine Vielzahl von Aufgaben zur Verfügung, die von Erpressung bis zu Mord rangierten. Erst kürzlich waren ihr *oyabun* und dessen Stellvertreter in einem Bombenangriff amerikanischer B29s, die ihre Einsätze von chinesischen Stützpunkten aus flogen, ums Leben gekommen.

Da sich innerhalb der Gruppe niemand für das Amt des *oyabun* angeboten hatte, waren die *yakuza* gezwungen gewesen, sich an Baron Kanamori zu wenden, der in der Folge, mit de Jongh als seinem Stellvertreter, zu ihrem Führer wurde. Für den Fall, dass dem Baron, inzwischen alt und nicht mehr bei bester Gesundheit, etwas zustiesse, wäre der *yakuza*-Gruppe kein anderer geblieben, an den sie sich um Hilfe hätte wenden können, als der *gaijin*.

An Bord der *Ukai* beobachtete de Jongh nun, wie das Mädchen mit dem Fächer sich zu einem sehr kleinen Mädchen herabbeugte, dem im Zuge der Orgie am Abend zuvor die Haare büschelweise ausgerissen worden waren.

Sie war einfach bezaubernd. Ein frischer Lufthauch auf diesem schwimmenden Pissoir. De Jonghs und ihr Blick trafen sich. Er tippte zum Gruss an den Rand seiner Mütze. Seine Belohnung ein bezauberndes Lächeln. Ein paar Augenblicke lang fühlte er sich weniger allein.

In einer lässig eleganten Bewegung zuckte ihm ihr Handgelenk den sich öffnenden Fächer entgegen, auf dem die Darstellung eines Bergtempels sichtbar wurde. Eine weitere kurze Bewegung, und der Tempel verschwand in den Falten des geschlossenen Fächers. Reine Zauberei. Ein weiteres Lächeln, und sie wandte ihre Aufmerksamkeit wieder den Kindern zu, die sie wirklich brauchten. Nein, sie hatte nicht mit de Jongh geflirtet. Er hatte genügend Erfahrung mit Frauen, um zu wissen, wenn eine Absichten hatte. Das Mädchen mit dem Fächer hatte ihn wie einen Freund gegrüsst, dessen war er sich ganz sicher. Und einen Augenblick fühlte er sich dadurch daran erinnert, wie einsam er gewesen war, seit seine Frau und ihr Kind gestorben waren.

Die Schiffsbesatzung ging ihrer Tätigkeit nach und liess die Mädchen bis auf ein paar derbe Bemerkungen in Ruhe. Kapitän Pukhan hatte ausdrücklich Anweisung erteilt, die Mädchen tagsüber in Ruhe zu lassen. Es galt schliesslich, vor feindlichen Flugzeugen auf der Hut zu sein, noch wollte Pukhan versehentlich ein anderes Schiff rammen, bloss weil seine geile Besatzung die Augen ganz woanders hatte.

Ähnlich strikte Anweisungen hatte de Jongh seinen Leuten erteilt. Einer von ihnen hatte ständig in der Kabine Wache zu halten, in der sich das Heroin befand. Mit Ausnahme de Jonghs oder der anderen *yakuza* sollte der Betreffende jeden, der seinen Fuss in ihr Quartier zu setzen wagen sollte, auf der Stelle erschiessen.

Indessen beobachtete de Jongh, wie der Fächer des Mädchens zu einem aufgewühlten Meer wurde. Und während sie den Fächer in ihren Fingern wogen liess, sagte sie: »Die See im Frühling/ den ganzen Tag hebt und senkt sie sich/ hebt und senkt sie sich.«

De Jongh löste sich von dem Ladebaum. Hatte er richtig gehört? Er trat seine Zigarette aus und trat auf das Mädchen mit dem Fächer zu. In der Regel wurde Frauen in Japan

keine nennenswerte Ausbildung zuteil. Und doch hatte dieses junge Ding eben ein Haiku aus dem siebzehnten Jahrhundert zitiert, und noch dazu von Yoasa Buson, einem seiner Lieblingsdichter. De Jongh musste unbedingt mit ihr sprechen.

Als sie seiner gewahr wurden, rückten die Mädchen zu ihren Füßen beiseite. Nach dem, was ihnen am Abend zuvor widerfahren war, war dies nur zu verständlich. Das Mädchen mit dem Fächer jedoch rührte sich nicht von der Stelle. Sie lächelte freundlich und verneigte sich. Der zusammengeklappte Fächer ruhte in ihrer zierlichen Hand; seine Spitze berührte ihre Wange. Ihre Verletzlichkeit war nicht ohne einen gewissen Reiz, auch wenn de Jongh sich dadurch letztlich nicht hätte beeindrucken lassen. Er scherte sich einen feuchten Dreck um ihr Schicksal oder das ihrer Leidesgefährteninnen.

Dennoch hatte ihre Kenntnis der Gedichte Busons seine Neugier geweckt.

Ihr Name war Kasumi, und sie stammte aus dem hohen Norden, aus Sendai, wo gerade eine schreckliche Hungersnot herrschte. Um sich selbst und zwei kleinere Geschwister durchbringen zu können, hatten ihre Eltern sie an einen Makler verkauft, der im Auftrag der Tokioter Zuhälter das Land bereiste. Nein, sie war ihren Eltern nicht böse. Es war ihre Pflicht, sich um jeden Preis für sie einzusetzen.

Bis zum Ausbruch des Krieges hatte sie eine Missionsschule besucht; dann waren die englischen Missionare jedoch interniert worden. Die Schule wurde niedergebrannt. Kasumi und ihre Schulkameradinnen hatten in den verkohlten Überresten des Gebäudes herumgestochert, und dabei war sie auf ein Buch mit Gedichten Busons gestossen das einzige Buch, das sie je besessen hatte.

Was den Fächer betraf, hatte sie damit so kunstvoll umzugehen gelernt, indem sie ihre Mutter beobachtet hatte. Kasumi erklärte de Jongh, sie würde vielleicht überstehen, was sie in Korea erwartete, solange sie nur hoffen konnte, eines Tages wieder nach Japan zurückzukehren. Ihre Stimme erstarb zu einem kaum mehr hörbaren Wispern, als sie ihm zu verstehen gab, dass man ihr bereits klargemacht

hätte, dass sie damit rechnen müsste, in der Fremde zu sterben. Das hatte ihr der Mann gesagt, mit dem sie die letzte Nacht verbracht hatte.

»Der Kapitän?« fragte de Jongh.

Sie schüttelte den Kopf. »Ein Oberst.«

Lächelnd verzichtete de Jongh darauf, sie zu korrigieren. Selbstverständlich hatte der Kapitän sie für sich vorbehalten. Nicht umsonst war sie mit Abstand das hübscheste Mädchen an Bord.

Kasumi erzählte ihm weiter, der Oberst hätte gesagt, weder ihre Familie noch die Regierung würden ihr zu Hilfe kommen. Er nähme eine wichtige Stellung in der Regierung ein und wüsste deshalb über solche Dinge Bescheid. Sie würde für den Rest ihres Lebens jemand anderem gehören, der mit ihr tun konnte, was ihm passte. Kasumi konnte noch von Glück reden, hatte der Oberst weiter gesagt, da er ihr nämlich zeigen würde, was sie zu tun hätte, um den Männern, auf die sie künftig treffen würde, zu Gefallen zu sein.

Darauf sank Kasumi vor de Jongh in die Knie und bat ihn unter Tränen um Verzeihung für die Bitte, die sie nun an ihn richten wollte. Sie wäre nichts wert, seiner nicht würdig, aber sie würde alles tun, was er verlangte *alles*, wenn er die Freundlichkeit haben würde, einen Brief von ihr zurück nach Japan mitzunehmen und dort an ihre Eltern zu schicken. Sie liebte sie sehr und wäre ihnen nicht böse für das, was sie ihr angetan hätten. Sie wollte sie wissen lassen, dass sie sie immer in liebender Erinnerung behalten würde.

Wirklich ein höchst ungewöhnliches junges Ding, dachte de Jongh. Obwohl er sich innerlich dagegen wehrte, sich von ihr rühren zu lassen, war er doch gerührt. Und während er nun über das Mädchen nachdachte, wurde er unwillkürlich noch einmal auf die Person des Obersts gestossen. Einer plötzlichen Eingebung folgend, fragte de Jongh das Mädchen, ob der Oberst Japaner oder Koreaner gewesen wäre.

»Japaner«, lautete ihre Antwort.

De Jonghs Blick verdüsterte sich. Er sah über seine Schulter zu den Kabinen zurück, um sich dann wieder Kasumi zuzuwenden. Er half ihr behutsam wieder hoch. Ein

intelligentes Mädchen. Intelligent genug, um sich ein Haiku aus dem siebzehnten Jahrhundert zu merken. Demnach also auch sicher intelligent genug, um einen Japaner von einem Koreaner unterscheiden zu können. Und einen Kapitän von einem Oberst.

De Jongh befand sich auf Befehl Baron Kanamoris auf der *Ukai*, weil sie das einzige Schiff war, das für einen derartigen Auftrag verfügbar war. Und weil sich Kapitän Pukhan gegen einen akzeptablen Preis kaufen und einschüchtern liess. Kein höherer Offizier hätte seinen Fuss auf diesen Kahn gesetzt, wenn es dafür keinen triftigen Grund gab. Und nachdem ihm der Baron von keinem solchen Passagier erzählt hatte, konnte dies nur heissen, dass er nichts von einem solchen wusste. Baron Kanamori wurde zwar zunehmend gebrechlicher, aber sein Verstand war nach wie vor messerscharf, und er war in allem sehr genau - eine Eigenschaft, die er auch de Jongh eingeimpft hatte.

Das Heroin.

Eine Versuchung ersten Ranges. Eine Versuchung, die letztendlich über jede Tugend den Sieg davongetragen hätte. De Jongh nahm die verwelkte Chrysanthe aus seinem Knopfloch und steckte sie Kasumi hinters rechte Ohr ins Haar. Sie berührte die Blüte lächelnd und sah de Jongh mit einer Dankbarkeit an, die ihm fast peinlich war. Eigentlich hätte er ihr dankbar sein sollen. Immerhin hatte sie ihm gerade das Leben gerettet.

Karma.

Es hatte sie an Bord der *Ukai* geführt, ihn zu warnen.

Es hatte seine Frau, Kanamoris Schwester, und ihren kleinen Sohn dahingerafft, als sie vor den Bombenangriffen aus Tokio nach Kanazawa geflohen waren, um freilich nur unter einer Lawine lebendig begraben zu werden.

Es hatte de Jonghs Mutter veranlasst, sich in der Garage in ihren RollsRoyce zu setzen und seinen Motor bei geschlossenen Türen so lange laufen zu lassen, bis sie an Kohlenmonoxidvergiftung starb.

Es hatte den jungen Kanamori in England sterben lassen und de Jongh nach Japan gebracht.

Karma hatte ihn zum *gaijin* gemacht.

De Jongh sah zur Brücke hoch, zum Ruderhaus. Warte nur, mein Freundchen. Wohl kaum eine dunkle Machenschaft an Bord, an der der Kapitän nicht beteiligt gewesen wäre. Es sah dem alten Arschkriecher nur zu ähnlich, dass er sich bei dem Oberst Liebkind zu machen versucht hatte, indem er ihm die hübsche Kasumi als Bettgefährtin überlassen hatte. Grinsend winkte Kapitän Pukhan in diesem Augenblick de Jongh durch ein Ruderhausfenster zu. De Jongh lächelte zurück, seinen Gruss mit flatternden Fingern erwidern. Warte nur, Freundchen. Mache dich zum Lamm, und der Wolf wird dich fressen. Um nicht als Lammkotelett zu enden, würde de Jongh nun auf die einzige Methode zurückgreifen, seine Sicherheit zu gewährleisten, deren er sich bisher als Agent bedient hatte. Argwohn, verbunden mit brutaler Gewalt.

Er nahm Kasumi beiseite. Dies war vielleicht der riskanteste Punkt seines Plans. Er war gezwungen, diesem Mädchen zu vertrauen, obwohl er es erst vor wenigen Augenblicken kennengelernt hatte. Als er, während er mit ihr sprach, hin und wieder über seine Schulter zurücksah, erappte er Kapitän Pukhan und seinen Ersten Offizier dabei, wie sie ihn beobachteten. In der Hoffnung, die beiden würden lediglich ihre eigenen schmutzigen Gedanken auf ihn übertragen, legte er dem Mädchen den Arm um die Schulter und küsste sie aufs Haar. Aus den Augenwinkeln beobachtete er, wie der Kapitän und sein erster Offizier miteinander flüsterten und den beiden lüsterne Blicke zuwarfen. Schliesslich war der *gaijin* auch nur ein Mann.

De Jongh unterhielt sich noch etwa zehn Minuten mit dem Mädchen, um dann gegen seinen Mützenschirm zu tippen und seinen Spaziergang über Deck fortzusetzen, der jedoch zu einer gründlichen Inspektion des ganzen Schiffs ausartete.

Er blieb kurz stehen, um mit zwei Matrosen zu sprechen, die Rost von einem Ladebaum kratzten. Dann gesellte er sich zu zwei anderen, die eine Ladeluke reparierten. Ein paar Worte mit einem Seemann, der ein paar Ölfässer vertäute und de Jongh unwissentlich wichtige Informationen über die einzige Flugabwehrkanone des Schiffs erteilte. Und schliesslich hatte er noch einen längeren Plausch mit einem

Koreaner, der dem Drängen der Natur nachgab und an der Reling in die Heckwelle des Schiffs urinierte.

Eine Stunde später kehrte de Jongh in seine Kabine zurück und befahl beiden *yakuza*, diese nicht mehr zu verlassen, bis er wieder zurückkehrte. Sie sollten unter allen Umständen in der Kabine bleiben und keinerlei Nahrung oder Getränke entgegennehmen, die ihnen angeboten werden mochten. Ausserdem sollten sie ihre Schusswaffen bereithalten. Alles weitere würde er ihnen später erklären. Er liess eine Flasche Scotch in eine Seitentasche seines Tweedjacketts gleiten und verliess die Kabine.

Im Maschinenraum war es so teuflisch heiss und so laut, dass man aus Leibeskräften brüllen musste, um sich verständlich zu machen. Die drei russgeschwärzten, halbnackten Koreaner, die dort Dienst hatten, gaben de Jongh recht eindeutig zu verstehen, er solle wieder verschwinden. Hier hatte er nichts zu suchen. Er zog die Flasche Scotch aus seiner Tasche und hielt sie hoch.

Zwanzig Minuten später verliess de Jongh den Maschinenraum wieder, schweissüberströmt zwar, aber doch im Besitz der letzten Informationen, die er noch benötigte. Wieder auf Deck lehnte er sich gegen einen Ladekran, um gierig nach Luft zu schnappen, als wäre er, dem Ertrinken nahe, gerade noch rechtzeitig an die Oberfläche gekommen. Die Sonne stand inzwischen höher am Himmel, und die See ringsum war nach wie vor ruhig und leer. Die Zeit wurde langsam knapp.

Kasumi. Er beschattete seine Augen, um nach ihr Ausschau zu halten. Sie spielte mit den anderen Mädchen *janken*. Auch de Jongh hatte es oft mit seiner Frau gespielt. Die Schere schnitt das Papier. Der Stein brach die Schere. Das Papier bedeckte den Stein. Die Japaner vertraten die Ansicht, dieses Spiel fördere die Geistesgegenwart. De Jongh konnte nur hoffen, dass daran etwas Wahres war. Wenn nämlich Kasumi seine Anweisungen nicht befolgte, konnten er und seine beiden *yakuza* ihr Testament machen.

Zurück in der Kabine, weihte de Jongh die *yakuza* in die Gefahr ein, die ihnen drohte. Die beiden, Toki und Okesa, stellten keine Fragen. Ein gutes Zeichen. Das bedeutete,

dass er starke Zuversicht ausstrahlte und dass sie ihn als ihren Anführer, ihren *oyabun*, akzeptierten.

Er erzählte ihnen, was er über das Schiff in Erfahrung gebracht hatte, um sie dann mit seinem Plan und ihrer Rolle bei dessen Durchführung vertraut zu machen. Die Besatzung, versicherte er ihnen, verfüge über keinerlei Schusswaffen. Eine durchaus weise Entscheidung Kapitän Pukhans, wenn man berücksichtigte, dass seine Mannschaft sich aus Deserteuren, Kriminellen und sonstigen zwielichtigen Gestalten

zusammensetzte, wie sie sich in jedem Hafen herumtrieben. Die einzigen Schusswaffen an Bord befanden sich in einer verschlossenen Truhe in der Kapitänskajüte.

De Jongh wies jedoch auf die Möglichkeit hin, dass es dem einen oder anderen Besatzungsmitglied vielleicht doch gelungen sein könnte, eine Waffe an Bord zu schmuggeln. Einige Matrosen waren mit Messern bewaffnet, aber deretwegen brauchten sie sich keine Sorgen zu machen. Ihre beste Waffe würde der Überraschungseffekt sein.

Was nun die Bordkanone betraf, so war sie zum Einsatz gegen Objekte auf dem Wasser und in der Luft geeignet. Allerdings war sie nicht einsatzfähig. Mangels hinreichender Pflege war das Geschütz mehr und mehr verrostet, und ausserdem fehlten zwei wichtige Teile. Wie de Jongh in Erfahrung gebracht hatte, war auch kein Mitglied der Besatzung im Umgang damit ausgebildet.

De Jonghs Schlussfolgerung: Kapitän Pukhan war ein erbärmlicher Kommandant und seine Besatzung mehr als nur ein bisschen nachlässig.

Planmässig hätte die *Ukai* Korea in drei Tagen erreichen sollen. De Jongh rechnete fest damit, dass binnen dieser Frist ein Versuch unternommen werden würde, ihn und die *yakuza* umzubringen. Eine andere Möglichkeit, in den Besitz des Heroins zu gelangen, gab es nicht.

Der Kopf der ganzen Verschwörung war offensichtlich der Oberst. Die geistigen Fähigkeiten des Kretins von Kapitän hätte ein solches Komplott jedenfalls bei weitem überstiegen. Entsprechend erschien es auch angeraten, davon auszugehen, dass der Oberst bewaffnet war. Und da er allein reiste, hatte er mit Sicherheit auch ein paar

Besatzungsmitglieder für sein Vorhaben zu gewinnen versucht. Der Zuhälter der Mädchen musste in diesem Zusammenhang zur Besatzung gezählt werden. Demnach war also jedes männliche Wesen an Bord der Feind.

Doch de Jongh sprach seinen Männern auch Mut zu. »Man hat mich gelehrt, die Gelegenheit beim Schöpfe zu ergreifen, Fehler zu vermeiden und den Gegner unter allen Umständen zu vernichten. Und genau dies beabsichtige ich.«

Beide *yakuza* erhoben sich, um sich respektvoll zu verneigen. Toki, der ältere von ihnen, ergriff das Wort. Er hätte noch nie zuvor, auch nicht während der Bandenkriege in Tokio, einer solchen Gefahr ins Auge geblickt. Aber er und sein Gefährte hätten Vertrauen in den *gaijin* und würden jeden seiner Befehle strengstens befolgen. Seine Worte hätten ihnen Kraft verliehen. Sie könnten nun auch verstehen, wie er sich die Achtung so vieler hochgestellter Persönlichkeiten Japans erringen habe können. Sie kannten keinen Führer, dem sie ihr Leben so bereitwillig anvertrauen würden wie dem *gaijin*.

De Jongh, der währenddessen in ein frisches Hemd geschlüpft war, trat vor den schmutzigen, gesprungenen Spiegel, um seine EtonKrawatte zu knoten.

Toki sagte: »Wenn ich mir die Frage gestatten darf, *gaijin*, wann schlagen wir gegen diese Männer zu, die uns töten wollen?«

De Jongh beugte sich vor, und als sich im Spiegel seine Blicke mit denen Tokis trafen, erklärte er lächelnd: »Jetzt.«

Im glühenden Halbdunkel des Maschinenraums standen de Jongh und Kasumi mit ihren Rücken gegen die Metalleiter, die zum Deck hinaufführte. Seine linke Hand ruhte auf der Schulter des Mädchens. Seine rechte Hand er hielt sie in Gürtelhöhe war unter dem Tweedjackett verborgen, das über seinen Unterarm geworfen war. Die drei Koreaner im Maschinenraum waren zu beschäftigt, um von ihnen Notiz zu nehmen, so dass de Jongh in dem Getöse der stampfenden Kolben lauthals losbrüllen musste, um sie auf sich aufmerksam zu machen.

Die Blicke der Koreaner wanderten zu Kasumi weiter. Sie waren Männer, voll von Begierden, freilich ohne grosse

Wahlmöglichkeiten, und konnten ihre Blicke nicht von dem Mädchen losreißen. Als de Jongh zu ihnen sprach, entging ihm keineswegs, dass sich die Koreaner wesentlich mehr für Kasumi interessierten als für das, was er ihnen zu sagen hatte.

De Jongh dankte ihnen für ihr Entgegenkommen, dass sie ihn sich vorher im Maschinenraum umsehen hatten lassen.

Doch nun hätte er eine weitere Bitte an sie. Hätten sie wohl etwas dagegen, wenn er hier unten etwas versteckte zum Beispiel hinter der Treppe oder in einer leeren Öltonne? Nichts besonderes. Nur ein paar Koffer.

Sie befänden sich gegenwärtig in seiner Kabine, bewacht von Männern, denen er nicht wirklich vertraute. Wie sollte jemand auch den *yakuza* trauen, die immerhin Gangster waren? Jedenfalls wäre ihm wohler in seiner Haut, wenn die zwei Japaner nicht wüssten, wo die Koffer waren. Er würde sich den Koreanern gegenüber selbstverständlich für ihr Entgegenkommen erkenntlich zeigen. Was hielten sie zum Beispiel von dem Mädchen? Der Kapitän hätte sie bis zum Abend ihm, de Jongh, überlassen, um sich mit ihr auf angenehme Weise den Tag zu vertreiben. Dann würde sie ihm jedoch wieder abgenommen werden, damit sie einem anderen die Stunden versüsse.

Er beobachtete, wie zwei der Koreaner Blicke austauschten. Sie wussten also über die Koffer Bescheid. Und über den Oberst. Und dass de Jongh aus dem Weg geräumt werden sollte.

De Jongh fuhr fort, der günstigste Zeitpunkt, die Koffer aus seiner Kabine nach hier unten zu schaffen, wäre nach Einbruch der Dunkelheit, wenn die *yakuza* in der Schiffsmesse Abendessen würden. Der koreanische Chefheizer wischte sich an einem öligen Lumpen grinsend die Hände ab und nickte. Einverstanden. De Jonghs Erwiderung auf dieses Grinsen bestand darin, seine Zähne zu blecken und seine Hand von Kasumis Schulter zu nehmen.

Auch die anderen beiden Koreaner legten ihre Stirnbänder und Handlumpen beiseite. Ein kleiner Heizer mit eingefallenem Brustkasten und pickligem Gesicht ging sogar so weit, vor einem Kübel mit abgestandenem Wasser

niederzukauern und sich damit Gesicht und Arme zu besprengen. De Jongh beobachtete ihn dabei, wie er sich mit einer nassen Hand das widerspenstige schwarze Haar glattstrich. Es ging eben nichts über ordentliche Manieren. Der Chefheizer streckte seine Hand aus, um Kasumis Brust zu befummeln.

Unter seiner Tweedjacke hervor feuerte de Jongh zwei Schüsse auf Gesicht und Brust des Heizers ab, die im Stampfen der Maschine untergingen. Gleichzeitig taumelte der Mann nach rückwärts und stürzte zwischen die sich hebenden und senkenden Kolben, die ihm unter den Augen des zweiten Koreaners das rechte Bein und die Hüfte zermalmten. De Jongh liess die Tweedjacke auf den ölverschmierten Boden fallen und schoss zweimal auf den zweiten Koreaner, so dass dieser gegen einen zischenden Dampfkessel geschleudert wurde, an dem er, eine rote Blutspur auf dem rostigen Metall hinterlassend, zu Boden glitt.

Danach richtete de Jongh unter Kasumis entsetzten Blicken seine Walther auf den Kopf des kleinen Koreaners, der sich mit dem Wasser aus dem Eimer bespritzt hatte. Schluchzend und kopfschüttelnd wich dieser vor ihm zurück. De Jongh forderte ihn auf, alle Maschinen zu stoppen. *Auf der Stelle.*

Als dies geschehen war, steckte de Jongh die Walther in seinen Hosenbund und deutete mit dem Kopf in Richtung Treppe. Der Koreaner sollte sich darunter, verborgen unter einem Stück Plane, verstecken und sich ruhig verhalten, wenn ihm sein Leben lieb war. Als der Koreaner zögernd auf ihn zukam, schnippte de Jongh mit den Fingern und deutete auf sein Tweedjackett. »Heb das auf und bring's mir«, forderte er ihn auf.

Als sich der Koreaner daraufhin bückte, knöpfte de Jongh hinter seinem Rücken in Windeseile seinen linken Hemdsärmel auf, um einen Dolch aus einer Unterarmscheide zu ziehen und ihn hinter seinem rechten Oberschenkel verborgen zu halten. Der Griff war mit Haifischhaut überzogen, und der silberne Knauf war mit einem goldenen Y geprägt. Die Klinge war messerscharf.

Der Koreaner richtete sich wieder auf und hielt de Jongh mit der rechten Hand die Jacke entgegen. De Jongh bedankte

sich und griff mit seiner Linken danach. Doch dann packte er unvermutet das Handgelenk des Koreaners und riss ruckartig daran, so dass dieser das Gleichgewicht verlor. Gleichzeitig sprang de Jongh hinter den Koreaner und schnitt ihm von einem Ohr zum anderen die Kehle durch. Bei stehenden Maschinen wäre es unklug gewesen, die restliche Besatzung durch einen Schuss auf sich aufmerksam zu machen.

Er bückte sich, wischte am Haar des Koreaners die blutige Klinge sauber und sah dann zu Kasumi auf. Sie stand wie zur Salzsäule erstarrt daneben, ihr Gesicht eine Maske des Grauens. Ihre Blicke trafen sich. Stumm flehte sie ihn um eine Erklärung an, ohne dass de Jongh ihr eine angeboten hätte. Er hatte nicht die Zeit, sie zu trösten oder ihr etwas vorzumachen.

Er hörte auf der Metalltreppe über ihnen Schritte. Ein Mann fluchte auf japanisch und koreanisch. Kapitän Pukhan. Kasumi sah erst zur Treppe und dann zu de Jongh, der lächelte. Ein echtes Lächeln, nicht nur ein Blecken seiner Zähne.

Vorsichtig legte Kasumi nun den Fächer auf den Boden und griff dann an ihren Nacken, um ihr billiges, braunes Kleid aufzuknöpfen. Als sie damit fertig war, liess sie das. Kleid erst über die eine, dann über die andere Schulter gleiten und schliesslich an ihrem Körper hinab zu Boden sinken. Darunter war sie nackt. Sie war sehr schmal, mit kleinen Brüsten, eine verführerische Kindfrau. De Jongh musste seinen Blick von ihr losreissen und wandte sich dem Koreaner zu, dem er eben die Kehle durchgeschnitten hatte. Er machte sich daran, dem Toten die Hose abzustreifen. Kasumi kniete neben ihm nieder und zog dem Koreaner die Schuhe aus. De Jongh warf ihr einen kurzen Blick zu. Ebenso wenig wie ihre Angst entging ihm dabei jedoch auch das kindliche Vertrauen, das sie in ihn hatte. Das war etwas, worauf de Jongh ansprang, wenn er nicht auf der Hut war.

Ja, irgend etwas an diesem Mädchen schlug die Saiten eines in ihm verborgenen Akkords an.

Und wie auf ein Kommando wanderten beider Blicke dann nach oben. Zu den Schritten, die sich durch den schmalen

Gang zwischen den Mannschaftsunterkünften auf die Treppe zubewegten, die in den Maschinenraum herabführte. Kapitän Pukhan war ausser sich vor Wut. Das Schiff machte keine Fahrt mehr. Nur er konnte den Befehl zum Stoppen der Maschinen erteilen, und er konnte sich nicht erinnern, etwas dergleichen getan zu haben. Mitten im Krieg war es nicht gerade ungefährlich auf offener See still liegen zu bleiben. Zwar waren die Bombenangriffe der Amerikaner im Japanischen Meer noch relativ selten, aber sie nahmen von Tag zu Tag zu. Bald würde man auf keinem Meer Asiens mehr vor diesen Teufeln in Sicherheit sein. Ausserdem war Pukhan daran interessiert, dass an Bord der *Ukai* alles normal verlief, damit der *gaijin* nicht auf die Idee kam, irgendwelche dummen Fragen zu stellen. Der Engländer stand in dem Ruf, extrem gefährlich zu sein. Pukhan würde erst wieder in Ruhe schlafen können, wenn sie ihn endlich getötet hatten.

Und nun stand der Kapitän in einem verlassenen Maschinenraum. Von den Heizern war nirgendwo etwas zu sehen. Wo steckten sie nur, diese Hunde? Sein Griff um seinen breiten Nietengürtel verfestigte sich, als er nach irgend jemandem, ganz gleich wem, in das Halbdunkel startete, nur um jemanden zum Drauflosschlagen zu haben. Ein Geräusch aus der Nähe der Treppe liess ihn herumwirbeln.

Das Mädchen. Nackt unter der Treppe. Die hübsche, die er am Abend zuvor der Besatzung vorenthalten und dem Oberst zugeschanzt hatte, dem Mann, der ihm, Pukhan, versprochen hatte, ihn unermesslich reich zu machen. Was ging hier unten vor sich? Hatten die Heizer etwa seinen ausdrücklichen Befehl überhört, sich tagsüber von den Mädchen fernzuhalten? Und noch dazu war genau diese hier dem Oberst vorbehalten. Der Oberst hatte Pukhan versprochen, ihm einen Anteil am Heroin des *gaijin* zukommen zu lassen und bei der japanischen Besatzungsmacht in Hongkong seine Beziehungen spielen zu lassen, damit Pukhan ein anderes Schiff bekam. Ein grösseres Schiff.

Als Gegenleistung sollte der Kapitän den Oberst in allem tatkräftig unterstützen, solange dieser sich an Bord der *Ukai*

aufhielt. Dazu gehörte unter anderem auch, dafür zu sorgen, dass er über dieses kleine Flittchen verfügen konnte, wenn ihm der Sinn danach stand. Aber was wäre gewesen, wenn sie tot war, was durchaus der Fall sein konnte, wenn diese Trottel angingen, sich um sie zu schlagen. Das würden sie ihm teuer bezahlen. Eine rasche, harte Bestrafung hatte ihre Wirkung auf die Besatzung noch nie verfehlt.

Und dann sah Pukhan ihn. Nackte Beine und Pobacken neben dem Mädchen. Einer der Heizer ruhte sich also gerade aus, nachdem er mit dem Mädchen seinen Spass gehabt hatte. Pukhan leckte sich die Lippen und hob den Nietengürtel hoch über seinen Kopf. Auf Zehenspitzen schlich er auf das Mädchen und den nackten Matrosen zu. Jetzt würde gleich er seinen Spass haben.

Im selben Augenblick löste sich hinter Pukhan ein Schatten aus dem Dunkel und streckte seine Hand nach ihm aus.

De Jongh trat an Deck und kletterte die kurze Leiter zur Brücke hinauf. Mit geducktem Kopf betrat er das Ruderhaus. Verdammt ärgerlich, diese niedrigen Decken und die Enge der Räume.

De Jongh war inzwischen wieder in seine Tweedjacke geschlüpft und hatte einen verbeulten Eimer aus dem Maschinenraum bei sich. Der Inhalt des Eimers war durch ein Stück Leinwand verdeckt. Er nickte Toki kurz zu das Zeichen, dass alles nach Plan verlief. Toki, mit einer russischen NagantPistole, und Okesa, mit einer deutschen Luger, hatten das Ruderhaus in Besitz genommen. Ihre Schusswaffen waren auf den Ersten Offizier, den Steuermann und den Funker gerichtet. Beide *yakuza* hatten sich genau nach de Jonghs Anweisungen aufgestellt. Unmittelbar innerhalb des Eingangs zum Ruderhaus, wo sie von Deck aus nicht zu sehen waren.

Der Erste Offizier, ein stumpfsinniger, muskulöser Koreaner mit schiefen Zähnen und einem tiefen Haaransatz stand mit dem Rücken zu einem Fenster, von dem man auf das Deck und die sechs Kabinen hinabsah. Die Arme hatte er über der Brust verschränkt, und als de Jongh das Ruderhaus betrat, liess er seinen Blick nicht mehr von dem *gaijin* weichen. De Jongh hatte ihn sofort als Störenfried aussondiert. Der Steuermann, ein hängeschultriger, grauer Japaner, stand

hinter dem Ruder. Er war Alkoholiker, einer von der passiven, untätigen Sorte. Er stellte kein Problem dar. Der Funker, ein kleiner, babygesichtiger Japaner, der noch keine zwanzig war, lag bäuchlings, Kopf in Richtung Tür gewandt, auf dem Boden. Als de Jongh das Ruderhaus betrat, sah er mit Tränen in den Augen auf und fragte, ob er erschossen würde. Seine Frage wurde ignoriert.

Der einzige, von dessen Seite eventuell mit Widerstand zu rechnen war, war der Erste Offizier, weshalb de Jongh überlegte, ob er ihn umbringen sollte oder nicht. Er entschied sich für letzteres. Nein. Er würde diesen Hundesohn noch brauchen. Kapitän Pukhan hatte die Aufgabe, die Mannschaft zum Spüren zu bringen, seinem Ersten Offizier übertragen, der dieser mit brutaler Gewalt nachkam. Über diese spezielle Begabung hinaus war der Mann kaum mehr als ein böartiger Simpel. Ein Wolf, zum Zerstören geboren. >Mal sehen, ob wir Wolfie nicht gleich mal ordentlich den Wind aus den Segeln nehmen<, dachte de Jongh.

Er stellte den Eimer ab und holte aus einer Tasche seiner Jacke einen Silberflachmann hervor. Er schraubte den Verschluss ab, nahm einen kräftigen Schluck Brandy daraus, behielt die Flüssigkeit jedoch im Mund. Statt dessen drehte und wendete er genüsslich seine Zunge in der feurigen Flüssigkeit und starrte dabei den Ersten Offizier an, der seinerseits zurückstierte, als wollte er de Jongh die Augen herausreißen. Ohne seinen Blick zu senken, versetzte de Jongh dem Eimer zu seinen Füßen mit dem Rist einen kräftigen Stoss, so dass dieser über den Boden auf den Ersten Offizier zuglitt. Auf halbem Weg stürzte der Kübel um, um rollend liegen zu bleiben, während unter dem Stück Leinwand ein runder Gegenstand hervorkullerte und weiter über den Boden rollte, bis er schliesslich vor den Füßen des Ersten Offiziers zum Stillstand kam. Der Gegenstand war Kapitän Pukhans blutüberströmter Kopf. Der Mund war in den Winkeln eingeschnitten, was ihm ein grässliches Grinsen verlieh. Nase und Ohren waren abgeschnitten. In die Stirn waren die japanischen Schriftzeichen für *Judas* eingeritzt.

Mit offenem Mund taumelte der Erste Offizier zurück. Er musste sich an der Wand abstützen, um nicht zu fallen, und starrte de Jongh an, als sähe er ihn zum erstenmal. Der Funker schluchzte laut auf, und der Steuermann wandte sich ab und schlang einen Arm um das Ruder, um nicht zu Boden zu gehen. Auch die beiden *yakuza* hatten Mühe, ihre Panik unter Kontrolle zu bekommen. Toki, der ältere von beiden, zwang sich, seinen Blick nicht von dem blutigen Kopf abzuwenden, bis er schliesslich doch so heftig zu blinzeln begann, dass er zur Decke hochschauen musste. Nun erst schluckte de Jongh den Brandy hinunter und befahl dem Ersten Offizier, den Kopf aufzuheben, in den Eimer zurückzulegen und diesen ans Ruder zu hängen. Der stämmige Koreaner gehorchte zwar, sah währenddessen den Kopf jedoch kein einziges Mal an. Als er, bevor er seinen Blick zu Boden senkte, de Jongh noch einmal kurz anstarrte, war jeder Widerstand in seinen Augen gebrochen. Sie wirkten fast so leblos wie die des toten Kapitäns, dessen abgetrennter Kopf wohl selbst einem so uneinsichtigen Trottel wie dem Ersten Offizier eine hinreichende Lehre gewesen sein dürfte.

Nachdem nun also gewisse im Ruderhaus anwesende Personen genügend demoralisiert waren, nahm de Jongh einen weiteren Schluck Brandy, schraubte die Flasche wieder zu und nahm am Tisch des Funkers Platz. Dann holte er aus der Innentasche seiner Jacke ein schwarzes Büchlein hervor und entnahm ihm ein mehrfach gefaltetes Blatt Papier, bei dem es sich um eine streng geheime Liste aller japanischen Kriegsschiffe handelte, die während der nächsten fünf Tage im Japanischen Meer operieren würden. Nach einem kurzen Blick auf den Tischkalender und die Liste, steckte er diese wieder weg und schlug das schwarze Büchlein auf. Sein Codeverzeichnis.

Unter den neugierigen Blicken der fünf Männer im Ruderhaus studierte es de Jongh stumm. Nach einigen Minuten legte er es schliesslich, die aufgeschlagenen Seiten nach unten, auf den Tisch, um sich den Kopfhörer überzustülpen und das Funkgerät einzuschalten. Er löste seine Krawatte und liess das Gerät erst einmal warmlaufen.

Nachdem er dann die richtige Frequenz gewählt hatte, begann

er sofort zu senden. Die Augen schnurgerade auf die graue, leere See gerichtet, tippte er in geübtem Rhythmus den Code ein.

Haben verstanden.

Er schaltete auf Empfang und kritzelte mit dem Bleistift des Funkers die eingehende Nachricht in japanischen Schriftzeichen auf einen Schreibblock. Nachdem er den Funkspruch kurz überflogen hatte, war es an der Zeit, seinen Empfang zu bestätigen und das Gerät wieder auszuschalten.

Er griff wieder nach seinem Codebuch und begann mit dem Dechiffrieren des Funkspruchs. Als er damit fertig war, las er die dechiffrierte Nachricht noch einmal durch und steckte sie dann zusammen mit seinem schwarzen Büchlein in seine Jackentasche zurück. Er hatte mit einem U-Boot in weniger als drei Seemeilen Entfernung Funkkontakt aufgenommen. Da er dessen Kommandanten persönlich kannte, durfte er damit rechnen, dass dieser unverzüglich die nötigen Massnahmen ergriff. Um de Jonghs Wünschen nachkommen zu können, musste der U-Bootkommandant jedoch erst Genehmigung von höchster Stelle einholen, und dies wiederum hiess, dass er sich mit Japan in Verbindung setzen musste. Dort würde jemand Baron Kanamori zu erreichen versuchen müssen, um sich bestimmte, von de Jongh gefunkte chiffrierte Wörter bestätigen zu lassen. Das Ganze konnte also mehr oder weniger lang dauern. Jedenfalls blieb de Jongh vorerst nichts anderes übrig, als zu warten und zu hoffen, dass an Bord der *Ukai* niemand Verdacht schöpfte.

Das Schiff war inzwischen zu vollständigem Stillstand gekommen. Die *yakuza* hatten den Ersten Offizier mit vorgehaltener Waffe gezwungen, der Besatzung von der Brücke aus mitzuteilen, dass sie Maschinenschaden hätten, den jedoch Kapitän Pukhan zusammen mit den Heizern bereits zu beheben versuchte. Alle Mann sollten auf ihren Stationen bleiben. Bis dahin hatte ihnen sogar der mysteriöse Oberst dieses Märchen abgenommen. Allerdings durften sie auf keinen Fall davon ausgehen, dass dem noch

länger so sein würde, zumal de Jongh mittlerweile wusste, wie misstrauisch besagter Oberst war.

Ein paar kleine Berührungen mit dem Messer, und Kapitän Pukhan war gar nicht mehr zum Schweigen zu bringen gewesen. Der Mann in Kabine 2 war Oberst Takeo, der ungehobelte, brutale Geheimdienstoffizier, der de Jongh vor sechs Jahren bei seiner ersten Japanreise auf dem Flugplatz empfangen hatte und sich seitdem zu seinem erbittertsten Feind entwickelt hatte. Takeo hatte mit wachsender Eifersucht de Jonghs unaufhaltsamen Aufstieg als Geheimdienstagent verfolgt und nicht nur einen Versuch unternommen, ihn zu Fall zu bringen was ihm im übrigen auch mit Sicherheit geglückt wäre, wäre da nicht Baron Kanamori gewesen. Und eben dieser Oberst Takeo, der sich beharrlich weigerte, de Jongh bei seinem japanischen Namen Yamaga Razan zu nennen, befand sich nun an Bord der *Ukai*.

De Jongh erhob sich vom Tisch des Funkers und trat an das Fenster, durch das man auf das Deck und die Kabinen hinabsah. Er postierte sich dabei so, dass er von unten nicht zu sehen war. Takeo war ausser sich gewesen, als de Jongh schliesslich in die Kempei-Tai aufgenommen worden war, obwohl der Engländer sich dieser Auszeichnung bis dahin, weiss Gott, mehr als hinreichend würdig erwiesen hatte. Doch Takeo war nun einmal einer jener Japaner, die von unstillbarem Hass gegen alles Nicht-Japanische erfüllt waren. Am Tage von de Jonghs Aufnahme in die japanische Geheimpolizei hatte Takeo ihm ins Gesicht gesagt: »Ich habe einen feierlichen Eid geleistet, Sie zu töten, noch bevor dieser Krieg zu Ende ist.« De Jongh würde immer ein Aussenseiter bleiben, nichts weiter als eine elende Ratte, die zu ihrem Schutz Baron Kanamoris Arsch hochgekrochen war und deren Glückssträhne eines Tages schon abreißen würde. Kein *gaijin* auf der ganzen Welt konnte unter Japanern seinen Platz einnehmen.

De Jongh hatte damals nichts auf diese Drohung erwidert. Eine Antwort hätte nur eine Warnung dargestellt, und nach echt japanischer Art lag ihm nichts daran, seinen Gegner zu alarmieren. Und eines Tages würde er es diesem Narren schon zeigen.

De Jonghs Reise an Bord der *Ukai* hatte sich nun für Oberst Takeo als die ideale Gelegenheit erwiesen, den *gaijin*, fern seiner neuen japanischen Heimat, wo sein Verschwinden nur unliebsame Fragen von Seiten seiner Freunde aufgeworfen hätte, in aller Stille aus dem Weg zu räumen, zumal er sich gegen einen geringen Anteil an dem Heroin problemlos die Unterstützung der gesamten Besatzung des Schiffes hatte erkaufen können.

Und wann sollte de Jongh kaltgemacht werden? Noch am selben Abend, hatte Pukhan diesem gestanden, ohne dass es noch weiteren Drängens von dessen Seite bedurft hätte. In der Schiffsmesse. Betäubungsmittel im Essen und dann Kopf ab. Und die Besatzung hätte laut Takeos Angaben keinerlei Nachforschungen seitens der japanischen Behörden zu befürchten, da der Oberst in Japan verbreiten wollte, der *gaijin* wäre in China zu den dort stationierten britischen Truppen übergelaufen. Zusammen mit Baron Kanamoris Heroin natürlich. Um Pukhans Befürchtungen hinsichtlich des Barons zu vertreiben, hatte Takeo ihm zugesichert, sich auch dessen baldigst zu entledigen.

War Takeo nicht schon seit geraumer Zeit hinter dem *gaijin* her? Und um diese persönliche Rechnung zu begleichen, war er ihm auch bis über das Japanische Meer gefolgt. Der *gaijin* war eine Beute. Und wäre Takeo nun nicht sein eigener Geschlechtstrieb in die Quere gekommen, wäre seinem raffinierten Plan vielleicht sogar Erfolg beschieden gewesen.

De Jongh wandte sich vom Fenster ab und sah auf das Funkgerät. Kasumi war bei Takeo in Kabine 2. Und de Jongh machte sich schwere Vorwürfe, sie dorthin geschickt zu haben. Doch leider gab es keine andere Möglichkeit, Takeo abzulenken; er war zwar nicht sonderlich intelligent, aber doch gerissen und hintertrieben. Jedes andere Ablenkungsmanöver hätte vermutlich seinen Zweck verfehlt.

In seiner Vergangenheit als Agent hatte de Jongh bereits mehrfach Frauen für seine Zwecke eingespannt, ohne auch nur einen Gedanken an die Konsequenzen zu vergeuden, die dies für sie nach sich ziehen mochte. Weshalb machte er

sich also nun Gedanken, was Takeo mit dem Mädchen anstellen könnte?

Aus Liebe. Das war doch nichts weiter als eine Drüsenfunktion. Sex mit einem Schuss Sentiment. Aber ob ihm das nun gefiel oder nicht Kasumi hatte ihre Wirkung auf ihn keineswegs verfehlt. Sie hatte ihn immerhin so weit gebracht, sich zu fragen, ob er wohl je wieder allein würde leben können, nachdem er sie kennengelernt hatte. Er hätte zwar nicht sagen können, weshalb es dazu gekommen war oder wie - aber trotzdem, er mochte sie. Und seine Gefühle für sie waren, weiss Gott, nicht durch den Verstand beherrscht. Fühlte er sich zu ihr hingezogen? Ja. Aber nicht aus freien Stücken, sondern durch das Karma. Er musste sie auf jeden Fall so bald wie möglich Takeos Händen entreissen.

Er setzte sich wieder und begann erneut den alten Code in das abgeschaltete Funkgerät einzutippen. Bis er eine Antwort erhielt, sass er hier fest. Und je länger er hier wartete, desto mehr hatte Kasumi unter Takeos Händen zu leiden. De Jongh erhob sich wieder und schritt unruhig im Ruderhaus auf und ab.

>Hör endlich auf, an sie zu denken. Hör endlich auf, sie dir vorzustellen, wie sie, rasch eine Träne abwischend, an Takeos Tür geklopft und dann seine Kabine betreten hat, weil de Jongh ihr versprochen hat, ihren Eltern einen Brief zukommen zu lassen.<

Er schritt weiter auf und ab und starrte zu den Kabinen hinaus. Mein ist die Rache.

Es dauerte fünfunddreissig Minuten, bis schliesslich die Antwort Baron Kanamoris eintraf. Niemand hatte während des Wartens im Ruderhaus gesprochen. Das Schweigen war wie ein Raum, der jeden Gedanken und jede Handlung des *gaijin* umgab.

De Jongh dechiffrierte die über das U-Boot weitergeleitete Nachricht des Barons, las sie schweigend durch und sprach dann nach langer Zeit zum erstenmal wieder etwas. »Sehr gut«, murmelte er leise und stand auf. Seine *yakuza* strafften sich unwillkürlich und verfolgten aufmerksam jede seiner Bewegungen.

Er nahm Kapitän Pukhans Schlüsselbund aus der Seitentasche seiner Jacke und warf sie dem Ersten Offizier zu, um amüsiert zu beobachten, wie dieser ihn vergeblich aufzufangen versuchte; die Schlüssel prallten von seiner Brust ab, entglitten dann seinen nach ihnen haschenden Fingern und fielen schliesslich scheppernd zu Boden, so dass der Koreaner sich bücken musste, um sie aufzuheben. Zwar zitterte er nicht gerade, aber der Anblick des Kopfs seines Kapitäns brachte ihn doch sichtlich aus der Fassung. Über dem Eingang zum Ruderhaus war eine Signalpistole befestigt. De Jongh nahm sie herunter, vergewisserte sich, dass sie geladen war und liess sie in seine Jackentasche gleiten. Ohne sich umzudrehen, forderte er den Ersten Offizier auf, ihm zu folgen. Er konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen, als ihm der Koreaner dienstbeflissen hinterhereilte.

Keine Antwort. Der Erste Offizier klopfte von neuem gegen die Tür von Kabine 2. Diesmal kam eine Reaktion. Oberst Takeo schimpfte fluchend über die Störung und verlangte, bis auf weiteres in Ruhe gelassen zu werden. Der Erste Offizier gab sich zu erkennen und sagte, der Kapitän hätte ihm aufgetragen, dem Oberst zwei Nachrichten zu überbringen. Es handelte sich dabei um zwei Funksprüche von einem gewissen Baron Kanamori an den *gaijin*. Daraufhin forderte ihn Takeo auf, die Zettel einfach unter der Tür durchzuschieben. Ausserdem erkundigte er sich, wo sich der *gaijin* gerade herumtrieb.

»Er ist in der Messe - Tee trinken«, antwortete der Erste Offizier.

»Er stirbt heute nacht«, zischte Takeo. »Und dass ihr mir auch ganze Arbeit leistet. Ansonsten sollt ihr mich mal kennenlernen. Und jetzt schieben Sie mir den ganzen Kram schon mal unter der Tür durch und verpissen sich wieder.«

Der Erste Offizier ging in die Hocke und schob die verschlüsselten Funksprüche, die der *gaijin* ihm gegeben hatte, unter der Tür durch, um dann zu diesem aufzublicken. Den Rücken gegen die Kabinenwand gepresst, stand de Jongh neben der Tür. Er starrte den Ersten Offizier eindringlich an und deutete mit dem Zeigefinger auf einen

Ladekran, der nur wenige Meter von ihnen entfernt war. Gehorsam

schlurfte der Koreaner darauf zu. Ähnlich bereitwillig hatte er sich bereits gezeigt, als de Jongh ihn aufgefordert hatte, in die Kapitänskajüte zu gehen und dessen gesamtes Waffenarsenal über Bord zu werfen.

De Jongh hielt sich von den Türschlitzen fern, durch die ihn Takeo aus dem Innern der Kabine unter Umständen hätte sehen können. Dann zog er die Signalpistole, spannte sie und klopfte gegen die Tür. Zweimal kurz. Pause. Einmal. Pause. Zweimal kurz. Und dann noch einmal. Das Zeichen für Kasumi.

Ein kurzer Blick über seine Schulter zurück auf den Ladekran. Verfluchte Sauerei. Weg. Dieses blöde Arschloch von Erstem Offizier hatte sich in Luft aufgelöst. Und dann entdeckte ihn de Jongh; er trottete in Richtung Heck auf drei Besatzungsmitglieder zu, die in der Nähe der Mädchen herumstanden. Es blieb de Jongh nichts anders übrig, als ihn gehen zu lassen und zu hoffen, dass er mit Takeo fertig wurde, bevor er mit seinen Kumpanen zurückkehrte.

De Jongh stellte sich vor die Kabinentür, machte drei Schritte zurück und wartete.

Die Kabinentür flog auf und schlug krachend gegen die Kabinenwand, wo de Jongh bis vor kurzem gestanden war. Gleichzeitig stürzte eine splitternackte Kasumi aus der Kabine. Auf ihren Schenkeln war Blut. Ihr Gesicht war tränenüberströmt. Sie rannte hinter de Jongh und liess sich auf die Deckplanken fallen. In einer Hand hielt sie den Fächer.

Takeo, ebenfalls nackt, hängebäuchig und mit kahlrasiertem Schädel, stand einen Meter vor der offenen Tür; er hatte sich eine randlose Brille aufgesetzt und hielt die Zettel mit den Funksprüchen in der Hand. De Jongh beobachtete, wie er langsam seine Hände sinken liess und sein Verstand hinter der gerunzelten Stirn fieberhaft zu arbeiten begann, um die entsprechende Verbindung zwischen dem *gaijin* und dem Mädchen herzustellen. Und als Takeos Verstand schliesslich zu der Schlussfolgerung >Falle< gelangte, wirbelte er herum und stürzte auf den kleinen Tisch neben seiner Kojе zu, um nach der Mauser neben einem Tablett

mit schmutzigem Geschirr zu greifen. De Jongh richtete den Lauf der Signalpistole auf eine Stelle über Takeos nacktem Gesäss und drückte ab. Die Pistole gab ein lautes Floppen von sich. Unter einem lauten Aufschrei wurde Takeo durch die Kabine und gegen eine Schranktür geschleudert, an der er zu Boden sackte. Dort wand er sich erst ein paar Sekunden, bis er sich auf den Bauch drehte und mit den Händen nach seinem Rücken griff, um die rauchende Signalpatrone herauszuziehen. De Jongh trat vor, warf die Kabinentür zu und riss das nackte Mädchen vom Boden hoch. Sie hatten gerade die Leiter zur Brücke erreicht, als die Leuchtpatrone in Takeos Kabine explodierte. De Jongh drehte sich eben noch rechtzeitig um, um sehen zu können, wie die Kabinentür aus den Angeln gerissen wurde und über Deck gegen den Ladekran geschleudert wurde, wo kurz vorher noch der Erste Offizier gestanden war. Wenige Augenblicke später erfüllte die Kabine ein prasselndes Flammeninferno.

De Jonghs Blick fiel auf den Ersten Offizier und die drei Besatzungsmitglieder. Sie standen in der Nähe des Krans und beobachteten das Feuer. Der Erste Offizier deutete auf de Jongh, der seine Walther zog, Kasumi hinter sich drängte und wartete. Hinter sich hörte er die zwei *yakuza*, ohne sich jedoch nach ihnen umzudrehen. Etwas anderes hatte seine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt: das U-Boot, das auf der Steuerbordseite der *Ukai* auftauchte. Er sah, wie sich sein Turm mit der Kennnummer aus dem Wasser hob, gefolgt vom Vorderdeck, und er lächelte, während sich das U-Boot wie eine Asyl bietende Kathedrale aus dem Meer hob.

De Jongh war nicht der einzige, der wie gebannt auf das auftauchende U-Boot starrte. Die gesamte Besatzung und die Mädchen drängten sich inzwischen an der Reling, um zu beobachten, wie die Turmluk des U-Boots aufging und eine bestens ausgebildete Besatzung an Deck strömte. De Jongh kannte den U-Bootkommandanten, einen Mann namens Shiba, sehr gut; sie hatten gemeinsam Judo trainiert. Shiba, noch keine fünfundzwanzig, unterzog seine Mannschaft einem strengen Drill, unter dessen Anforderungen manche zusammenbrachen, so dass sie mit Tritten und Schlägen zum Weitermachen angetrieben werden mussten. Jeweils

drei Männer stürzten an die zwei Bordkanonen. Andere ließen ein paar Schlauchboote zu Wasser, in die bewaffnete Soldaten sprangen und auf die *Ukai* zupaddelten.

De Jongh steckte seine Walther in den Hosenbund, zog seine Jacke aus und legte sie der zitternden und leise schluchzenden Kasumi um die Schultern. Als er dann sein Taschentuch herauszog und ihre Tränen trocknete, wurde ihm bewusst, dass ihm viel daran lag, dass sie ihm verzieh, was sie eben für ihn hatte durchmachen müssen. Er schloss sie in die Arme und streichelte ihr Haar. Er hatte das Mädchen noch immer an sich gedrückt, als die bewaffneten Soldaten bereits an Bord der *Ukai* geklettert kamen und mit ihren Gewehren die Mannschaft in Schach hielten.

Manhattan • Juli 1983

Alexis biss in eine Birne und sah Simon zu, wie er auf den schweren Sandsack in seinem Fitness-Center in Manhattan einschlug und trat. Mutterstolz hin oder her der Junge war wirklich gut. Stark und geschmeidig von Anfang bis Ende. Nichts Verkrampftes. Er stürmte mit einer kalten Wut auf den Sandsack ein, die Alexis keineswegs überraschte) da sie sehr wohl wusste, dass es Zeiten gab, in denen Simon, wie er es nannte, >ans Eingemachte ging<.

Während sie ihren Sohn voller Genugtuung beim Training beobachtete, vergass sie für ein paar Minuten, dass sie eigentlich böse auf ihn war. Böse, weil Simon nicht glauben wollte, dass Rupert de Jongh noch am Leben war und sie umzubringen versuchen würde. Böse, weil Erica und Molly bei ihm wohnten, so dass sie selbst gezwungen gewesen war, sich in einem Hotel einzuquartieren.

Ihre Freude, Simon beim Training zuzuschauen, war nur durch den Umstand getrübt, dass der Sandsack in unmittelbarer Nähe des Eingangs zur Eukalyptussauna hing, von der ein Geruch wie von einem gigantischen Topf Hustenmedizin ausging. Jedesmal wenn die Tür aufging, stieg Alexis stechender Eukalyptusdampf in die Nase.

Simon hatte darauf bestanden, den Club Fitness-Center zu nennen, als gäbe es nicht bereits über den ganzen Erdkreis

verstreut Hunderte von Einrichtungen dieses Namens. Es lag in einem Wolkenkratzer in der West Seventyfourth Street, einem Viertel, in dem Luxussanierer und unersättliche Hausbesitzer inzwischen bedenkenlos zuzuschlagen begonnen hatten.

Das Fitness-Center war durchgehend im High-Tech-Stil eingerichtet zwei Etagen in Metall und Chrom mit den dazu passenden grauen Wänden und Teppichböden. Durch die grossen Fenster hatte man einen herrlichen Blick auf den grau dahinströmenden Hudson. Alles sehr modisch, sehr deprimierend. Die Ausrüstung war auf dem neuesten Stand der Technik die jüngsten Modelle der Nautilus und Universal-Maschinen, Tretmühlen, Standfahrräder und Aerobicgeräte.

Alexis beobachtete, wie Simon den Sandsack in einer Kombination aus Karate und Boxtechnik bearbeitete. Hinter seinen Schlägen lag Wucht. Der schwere Ledersack schnellte an seiner Kettenaufhängung durch die Luft. Wenn er zurückschwang, rückte ihm Simon mit seinen durch Handschuhe geschützten Händen zu Leibe. Linke Gerade, linke Haken, um seine Rechte vorzubereiten. Alexis nickte anerkennend. Es gab jedoch auch noch einiges zu verbessern.

»Mehr kreisen«, rief sie ihm zu. »Mehr seitliche Bewegungen. Und leg ruhig noch etwas zu.«

Simon befolgte ihre Anweisungen. Ein kräftiger Tritt, und der Sandsack schwang durch. Als er zurücksaute, wich Simon ihm aus, um ihm mit links zu Leibe zu rücken. Nur mit links. Zwei Körperhaken, dann einen linken Cross aufs Gesicht. Alexis lächelte. Grossartig.

Körperliche Fitness war die Grundvoraussetzung. Ein Dieb der Spitzenklasse musste in der Lage sein, zu klettern wie ein Freikletterer, zu laufen wie ein Weltklasesprinter und sich durch die engsten Zwischenräume zu zwängen. Die wirklich dicken Fische, erklärte Simon seiner Mutter, die Jungs, die millionenweise absahnten, waren alle von mittlerer Grösse wie er. Keiner wog über fünfundsiebzig Kilo. Simon hielt sein Gewicht sogar genau auf siebzig Kilo.

PunchingBall. Er hielt ihn auf Trab, dass er in seiner Verankerung ratterte wie ein Maschinengewehr. Oder wie ein Boxer Alexis einmal gesagt hatte *das Ding muss klingen wie eine Kuh, die auf eine Steinplatte pisst*. Links, rechts, links, rechts. Dann jeweils eine Minute lang immer nur einen Hand. Simon legte sich wirklich kräftig ins Zeug. Und den Mädchen, die von ihren Nautilus-Maschinen herüberspäten, lief das Wasser im Mund zusammen.

Simons Beharrlichkeit, so bewundernswert sie war, konnte zuweilen auch lästig werden. Wie in diesem Fall, wo er sich hartnäckig weigerte, Alexis' Befürchtungen hinsichtlich Rupert de Jonghs ernst zu nehmen.

»Simon, ich habe ihn so deutlich vor mir gesehen, wie ich dich jetzt vor mir habe«, liess Alexis nicht locker. Sie waren inzwischen in der Cafeteria des Fitness-Centers. »Und versuche nicht, mir das Gegenteil einzureden.«

»Du hast also *jemanden* gesehen, ja? Du hast einen alten Mann gesehen, einen alten Knacker, der sich mit einer Unmenge anderer Touristen im Kapiolani Park herumgetrieben hat. Du bereitest dich doch gerade auf diesen Wasserlauf vor. Wieviel läufst du denn mittlerweile sieben, acht Meilen am Tag? Und zwei davon in kniehohem Wasser. Das dürfte doch genügen, um jedem vor Erschöpfung den Blick etwas zu trüben.«

»Mutter verkalkt langsam, was? Nein, nein, mein Kleiner, das war nicht irgendein >alter Knacker<. Glaubst du im Ernst, nach dem, was mir diese Bestie angetan hat, könnte ich jemals wieder vergessen, wie er einen Code übermittelt? Und ich habe ganz deutlich gehört, wie er mit seinem Ring gegen seinen Spazierstock geklopft hat.«

»Hey, was hast du mir da eben gesagt?«

»Worüber?«

»Na, was passiert ist, als du herumzutelefonieren anfingst.

Was passiert ist, als du allen möglichen Leuten zu erzählen begonnen hast, de Jongh wäre noch am Leben.«

Alexis hob frustriert die Hände und sah sich in der halb leeren Cafeteria um.

Simon liess jedoch nicht locker. »Die Hälfte von ihnen hat dir nicht geglaubt. Und die andere Hälfte hat sich einen feuchten Kehrriecht darum gekümmert. Hast du das nicht

selbst gesagt? Wozu also dieses ganze Theater? Da fällt mir gerade etwas ein. Warum fliegst du eigentlich nach Washington runter, nachdem du doch langsam gemerkt haben müsstest, dass kein Mensch dir glauben will?«

»Weil ich dort noch immer ein paar Freunde habe. Und weil mir dort noch ein paar Leute etwas schulden, und ich diese Schulden nun einzutreiben gedenke. Wenn es um Rupert de Jongh geht, muss derjenige erst noch geboren werden, der meint, mich eben kurz mal übers Telefon abwimmeln zu können. Eines kann ich dir sagen, mein Kleiner. Mit diesem Burschen habe ich noch ein Hühnchen zu rupfen. Zwischen uns beiden steht noch eine Rechnung offen. Und wenn ich sie nicht begleiche, dann wird er das tun.«

Simon schloss die Augen und stemmte seinen Kopf zwischen seine beiden Hände. »Geht das Ganze also wieder von vorne los?«

»In Zeiten wie diesen könnte deine Mutter durchaus einen kleinen Drink vertragen. Warum wird hier eigentlich kein Alkohol ausgeschenkt?«

Um das Thema zu wechseln, erkundigte sich Simon: »Hast du eigentlich vor, weitere Leserbriefe an die Londoner Sunday Times zu schreiben, um sie nach bereits zwei Anläufen auf diese Druckfehler in irgendeinem Schachturnier «

»Es handelt sich hier um die Partie Kasparow gegen Kortschnoi. Das ist nicht *irgendein* Schachspiel.«

»Meinetwegen. Die Times schreibt jedenfalls zurück: >Sie täuschen sich, Gnädigste. Ihre Annahme entbehrt jeder Begründung und ist darüber hinaus aus der Luft gegriffen und durch nichts zu rechtfertigen^«

»Du hast noch fälschlich, ungenau und unwahrscheinlich ausgelassen. Ich hatte schon immer eine Vorliebe für dieses Wort *unwahrscheinlich*.« Eine Augenbraue hob sich wie ein Vorhang. »Willst du damit etwa behaupten, die Tatsache, mich hinsichtlich einer Partie Schach getäuscht zu haben, bedeutet gleichzeitig, dass ich mich auch hinsichtlich de Jonghs täuschen muss? Nein, lass mich erst ausreden. Das eine hat absolut nichts mit dem anderen zu tun. Jedenfalls bin ich fest entschlossen, einen weiteren Leserbrief an die Times vom Stapel zu lassen « »Gütiger Herr Jesus.«

»Vier Fehler in der zweiten Partie Kasparow-Kortschnoi. Und diesmal weiss deine Mutter, wovon sie redet, mein kleiner Klugscheisser.«

Simon grinste. »Und währenddessen wirst du dich noch eine Weile hier herumtreiben, wenn ich mich nicht täusche? Es wäre ja auch nicht das erste Mal, dass du hier angerauscht kommst, um gewissen Gerüchten über deinen Mr. de Jongh auf den Grund zu gehen, oder?«

Sie bedachte ihn mit einem betont unschuldigen Blick, einschliesslich weit aufgerissener Augen und allem, was sonst noch so dazu gehörte. »*Ich?*«

»Ja, *du*. Wie kommst du eigentlich darauf, de Jongh könnte etwas mit *yakuza* zu tun haben? Du hast doch nicht etwa das, was mir und Molly in Japan zugestossen ist, mit diesem alten Mann im Park durcheinander gebracht?«

»Keineswegs, Senor. De Jongh befand sich in Begleitung zweier Japaner, seiner privaten Gorillatruppe. Und einem von ihnen fehlte der kleine Finger.«

»Hat er eben mal seine Hand in eine Wagentür gebracht. Oder vielleicht war es auch nur ein kurzsichtiger Metzger. Man kann doch nie wissen.«

»Simon, ich bitte dich. Glaub' mir, die beiden waren Leibwächter. Kräftige Stiernacken und kleine, schwarze Knopfaugen. Zwei von der Sorte, die aussehen, als würden sie Ratten mit ihren Zähnen fangen. Und noch etwas ich habe den Koreaner in ihrer Begleitung erkannt. Kim Doo Kangnang.«

Simon kratzte sich am Kopf. »Wo habe ich diesen Namen nur schon mal gehört?«

»Vor sieben Jahren. Wir beide waren damals zufällig gerade gleichzeitig in Washington.«

»Ach ja, das war damals, als ich am selben Abend zwei Häuser in Georgetown ausgeräumt habe. Ich habe dich doch zum Mittagessen vor diesem Gebäude abgeholt, in dem die Koreagate-Hearings abgehalten wurden. Und bei der Gelegenheit hast du mich auf einen kleinen Koreaner aufmerksam gemacht einen Kerl mit auffallend großen Ohren und einer goldenen Uhr an jedem Handgelenk.«

»Genau. Das war Kangnang. Eine Uhr zeigt die koreanische Zeit an, die andere die amerikanische. Er gehörte damals der

koreanischen CIA an. Vielleicht ist das auch heute noch der Fall. Er war einer der Koreaner, die beschuldigt wurden, amerikansiche Kongress-Mitglieder bestochen zu haben, dafür zu sorgen, dass die finanzielle Unterstützung für Korea nicht zum Erliegen kam.«

»Der gute alte Kim«, nickte Simon. »Ständig am Süssigkeiten verteilen. All' die diskreten Kuverts mit Hundert-Dollar-Scheinen. Wenn die Untersuchungen hätten fortgeführt werden dürfen, wäre noch der halbe Kongress hinter Schloss und Riegel gelandet. Immerhin hat Jaworski damals ja seinen Abschied genommen, nachdem er sich die Rückendeckung von Seiten des Kongresses und des State Department entzogen glaubte.«

»Alles reine Augenwischerei«, zischte Alexis. »Der Kongress musste sich nur selbst schützen. Und währenddessen konnte unser guter Mr. Kim mit Hilfe der südkoreanischen Botschaft gerade noch einmal seinen Kopf aus der Schlinge ziehen. Ausserdem wurden damals Gerüchte laut, er stünde mit den *yakuza* in Kontakt; aber das wurde zusammen mit allem übrigen einfach unter den Teppich gekehrt. Ich bin ihm danach übrigens noch mehrmals auf Partys der höchsten Washingtoner Kreise begegnet.«

»Und was ist passiert?«

»Nichts. Wir haben uns zugenickt und es darauf beruhen lassen. Ich bin sicher, dass er wusste, dass ich dazugehörte. Weshalb sonst hätte ich mich auf Partys herumtreiben sollen, die von Geheimdienstleuten gegeben wurden? Eines steht jedenfalls fest: Kim wollte nicht in de Jonghs Begleitung gesehen werden. Er hat mir einfach den Rücken zugekehrt und so getan, als existierte ich nicht.«

Alexis konnte es von Simons Miene ablesen. *Kim war nicht der einzige, der nicht existierte.*

Doch er sagte: »Ich habe sofort versucht, dich zu erreichen, als ich aus Japan zurückkam.« »Ich war in Los Angeles.« »Und wie geht's der alten Dame?« »Welcher alten Dame?« Simon nahm einen Schluck von seinem Tee, ohne etwas zu erwidern.

Nach einer Weile fuhr Alexis fort: »Ich wollte nur mal sehen, wie es ihr geht, nichts weiter.«

Simon sah sie an. »Soll ich dir mal sagen, was ich glaube? Ich glaube, du arbeitest bereits an einem kleinen Szenarium, in dem unter anderem dieser alte Knacker aus dem Park und die alte Dame in Los Angeles eine Rolle spielen.«

»Mrs. Oscar Koehl, die Frau eines holländischen Geschäftsmanns.«

»Nur, dass er kein Holländer ist. Und seine Frau war mal de Jonghs Geliebte. Tu mir also einen Gefallen und lass diese dummen Spielchen. Warum bist du nach Los Angeles geflogen?«

»Um Kasumi zu besuchen weshalb sonst?« »Wozu gibt es ein Telefon?« »Ich wollte ihr Gesicht sehen, als ich sie fragte.« Simon trank seinen Tee aus. »Akzeptiert. Und was hast du sie gefragt?«

»Ich habe sie gefragt, ob sie in letzter Zeit etwas von de Jongh gehört hätte.« »Und?«

»Sie fand meine Frage etwas verwunderlich, da er doch, wie allgemein bekannt wäre, schon lange tot ist.« »Was du nicht sagst? Und du glaubst ihr?« »Allerdings. Nichts könnte sie und de Jongh trennen. Nichts könnte sie zurückhalten, wenn sie wüsste, wo sie ihn finden könnte, wobei für ihn das gleiche gilt.«

»Ich werde dich mal beim Wort nehmen.«

Alexis griff in ihre Handtasche, um etwas daraus hervorzuholen und hochzuheben. Ihr *piece de resistance*.

»Mein Gott«, entfuhr es Simon. »Dass ich mir das nicht gleich gedacht habe.« Alexis hielt Kasumis Tagebuch in ihrer Hand, von dem er schon mehr zu hören und zu sehen bekommen hatte, als ihm lieb war.

»Gerade, dass sich die Seiten vom vielen Lesen noch nicht endgültig aufgelöst haben«, bemerkte Alexis dazu. »Fehlt nur noch, dass ich das Ganze auswendig gelernt hätte.«

»Ich weiss, ich weiss.«

»Mein Japanisch war auch schon mal besser. Aber auf was träfe das schliesslich nicht zu? Vor meiner Abreise von Hawaii habe ich mir noch einmal mit Paul ein paar Seiten vorgenommen.«

»Du hast ihn auch noch in diese Sache hineingezogen?«

»Es war ihm sogar eine Freude, mir behilflich sein zu können. Und er hat meine ursprüngliche Deutung bestätigt.

De Jongh hat Kasumi versprochen, eine Locke ihres Haares nach Japan zu bringen, falls sie im Ausland sterben sollte. Sie hatte doch diesen Spleen, nicht in der Fremde begraben werden zu wollen. Willst du den Rest auch noch hören?»

Simon versank in die Betrachtung seiner leeren Teetasse.

»Ich kann es kaum mehr erwarten.«

»Mrs. Oscar Koehl, Kasumi, liegt im Sterben.«

Simon sah auf.

»Das Herz«, fuhr Alexis fort. »Es kann jeden Augenblick zu schlagen aufhören. Die Ärzte geben ihr noch ein paar Wochen, bestenfalls Monate. Ich habe mit ihrem Hausarzt gesprochen.«

Simons Augen waren halb geschlossen; er setzte die Einzelteile zu einem vollständigen Bild zusammen. »So ist das also. Erst willst du diesen Mann aufspüren, bei dem es sich deiner Meinung nach um de Jongh handelt. Dann lässt du ihn wissen, dass seine Geliebte noch am Leben ist. Worauf er sagt: >Wow, ich habe ihr doch vor vierzig Jahren dieses Versprechen gegeben.< Und schon macht er sich auf den Weg nach Los Angeles, um ihr eine Locke von ihrem Haar abzuschneiden und sie nach Japan zurückzubringen. Liege ich so weit richtig?«

»Sprich ruhig weiter.«

Er schob die Tasse vor sich beiseite. »Und wenn er dann auftaucht, lauerst du ihm auf, ja?«

»Genau. Um ihn zu töten.«

Simon wandte den Blick ab. »Die Rache der unverbesserlichen Patriotin. Habe ich nicht vorher etwas von wegen verkalkt gesagt?«

Das tat weh. Es war nicht gerade erfreulich, von seinem eigenen Sohn gesagt zu bekommen, man hätte nicht mehr alle Tassen im Schrank. Aber der Engländer war nun einmal ein Schatten aus der Vergangenheit, der sich beharrlich zu verflüchtigen weigerte. Noch hatten von Alexis die Schuldgefühle und die Alpträume abgesehen, die sie seit der Ermordung ihres Geheimdienstteams vor achtunddreissig Jahren verfolgten.

»Er wird versuchen, mich zum Schweigen zu bringen«, dachte indessen Alexis. Ganz sicher wird er es versuchen. Ich habe es ihm doch angesehen. Er wird kommen.

Sie hätte es auf eine Auseinandersetzung mit Simon anlegen können, aber das hätte nur zu einem Vergleich zwischen ihrem Krieg und dem seinen geführt, und darüber hatten sie sich nun wirklich schon genügend gestritten. Ihr Krieg war ein notwendiger gewesen, in dem noch jeder, in der Heimat wie auf dem Schlachtfeld, am selben Strang gezogen hatte. Mit Vietnam, Simons Krieg, hatte es sich dagegen schon etwas anders verhalten. Nicht nur, dass diesbezüglich in der Heimat Uneinigkeit geherrscht hatte, hatte sich auch noch das Militär als unbeteiligt, halbherzig und inkompetent erwiesen. Ganz zu schweigen von den korrupten südvietnamesischen Politikern. Jedenfalls war Simon nach seiner Rückkehr aus Vietnam nicht mehr danach gewesen, über Patriotismus zu diskutieren.

In nächtelangen Diskussionen hatten die beiden sich mit diesem Thema auseinandergesetzt, wobei dies das erste Mal war, dass Simon grundsätzlich anderer Meinung war als seine Mutter.

Vielleicht hatte er sogar recht. Immerhin war es Alexis selbst gewesen, die ihn dazu überredet hatte, das Angebot der CIA anzunehmen und sich einer Sondereinheit anzuschließen. Geendet hatte das Ganze dann damit, dass die CIA ihn verraten und schliesslich sogar zu beseitigen versucht hatte. Seine daraus resultierende Reserviertheit ihr gegenüber war sehr schmerzhaft für Alexis gewesen, und sie hatte manchmal nächtelang weinend wach gelegen. Doch im Lauf der Zeit waren sie sich dann doch wieder nähergekommen.

So lag es nun an Alexis, den Frieden zu wahren, indem sie ihre Meinung über ihren Krieg und ihren Patriotismus für sich behielt und nichts über seine Diebstähle sagte, und ihre Angst, er könnte eines Tages dabei umkommen oder im Gefängnis enden. Nach dem, was er in Vietnam durchgemacht hatte, war sie ihm einfach etwas schuldig.

Sie hatte ihm von dem Nazi-Offizier erzählt, der von Kasumis Schönheit und ihrem scheuen und unterwürfigen Wesen in den Bann geschlagen worden war. Nach de Jonghs Tod hatte Kasumi keine Möglichkeit gesehen, wie sie die Wirren unmittelbar vor Kriegsende überleben hätte sollen. Zusammen mit dem Nazi war sie dann über die

>Rattenroute<, eine vom Vatikan organisierte, geheime Fluchtmöglichkeit für Nazis, nach Amerika entkommen. Das amerikanische CIC, die Spionageabwehr, wusste darüber genauestens Bescheid. Ohne finanzielle Unterstützung, falsche Papiere und Protektion von amerikanischer Seite wäre den beiden die Flucht jedenfalls unmöglich gelungen.

Alexis sah es selbstverständlich höchst ungern, dass ein Nazi ungeschoren davonkommen sollte. Sie hätte diesem und einer ganzen Reihe anderer lieber den Tod gewünscht. Doch niemand wollte auf sie hören. Der Krieg in Europa war zwar vorüber, aber inzwischen wartete bereits ein neuer darauf, auszubrechen. Diesmal war der Feind die Sowjetunion, und Kasumis Nazi wusste bestens über das sowjetische Spionagesystem Bescheid.

Da die Vereinigten Staaten überaus stark daran interessiert waren, kommunistische Agenten in Deutschland, Frankreich, Polen, Bulgarien, Griechenland, Italien und selbst im eigenen Land zu enttarnen, mussten Kasumis Nazi und Hunderte wie er am Leben und in Freiheit bleiben. Und so gelangten Mr. und Mrs. Koehl schliesslich über Südamerika nach Los Angeles, wo Mr. Koehl viele Jahre als Informant im Dienst der amerikanischen Geheimdienste stand und gleichzeitig eine florierende Textilfirma aufbaute Autoteppiche, Bettüberwürfe und verschiedene Polyesterkreationen. Koehl das war selbstverständlich nicht sein richtiger Name war ein Nazi der übelsten Sorte, den nach Simons Auffassung in jedem Fall seine gerechte Strafe hätte ereilen sollen.

Das also war Alexis' Krieg. Und er lag lange zurück. Simons Krieg dagegen war noch zu frisch in seinem Gedächtnis verhaftet und auch zu sinnlos, um ihn je als notwendig betrachten zu können oder gar als eine Sache, für die es sich zu sterben lohnte.

Simon stand auf, befühlte den Verband unter seinem Sweatshirt und sagte: »Tu' mir bitte einen Gefallen und lass diesen Blödsinn von wegen, du müsstest diesen Mann umbringen, ja? Der Krieg ist endgültig vorbei. Das gilt sowohl für deinen wie für meinen. Ich bin hier mit Erica

und Molly verabredet. Wann geht dein Flug nach Washington?»

Alexis hielt ihren Kopf gesenkt. »Heute Abend um Viertel nach acht.«

Sie spürte seinen Arm um ihre Schulter. »Wie stehen deine Finanzen?» erkundigte er sich.

Sie zuckte mit den Achseln, den Blick noch immer gesenkt. »Dachte ich mir's doch.« Er küsste sie aufs Haar, was ihre Stimmung wieder mehr hob als die zweitausend Dollar in bar, die er ihr gab. Simon benutzte nie Kreditkarten. Alexis war zwar dankbar für seine bereitwillige finanzielle Unterstützung, wenn sie auch zugleich verärgert war, dass er ihr zugeredet hatte, die Finger von dieser Sache zu lassen. Sie hatte sich in ihrem bisherigen Leben noch nichts ausreden lassen, was sie sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, und das zu ändern war sie auch jetzt nicht gewillt. Jedenfalls gewann man so keinen Krieg.

Washington, D. C. • 1942

Der Krieg. Die Dechiffrierspezialisten arbeiteten in einem provisorischen Bau der Navy, einem tristen, fabrikähnlichen Gebäude in der Constitution Avenue. Auf Komfort wurde kein Wert gelegt. Es herrschte Krieg, und die Aufgabe der Männer und Frauen, die dort arbeiteten, bestand darin, feindliche Codes zu entschlüsseln ohne Computer und sonstige Hilfsmittel, allein durch scharfe Beobachtung und das entsprechende Mass an Intuition und Glück.

Man arbeitete dabei mit großen Papierbögen, die mit Zifferngruppen bedruckt waren jeweils fünf Zahlen in einer Zeile, weil der menschliche Verstand mehr nicht aufnehmen und sich unverzüglich einprägen konnte. Die Deutschen und Japaner machten es einem wirklich nicht leicht. Zumal es keineswegs so einfach war, dass etwa die Anzahl der Ziffern der Anzahl von Buchstaben des betreffenden Wortes entsprochen hätte.

Die erste Grundregel lautete: Was ein Mensch geschrieben hat, kann ein anderer auch lesen. Die zweite: Versuchen wir's einfach mal. Spielen wir die verschiedenen

Möglichkeiten durch und sehen zu, ob was dabei herauskommt.

Und dann begann die mühsame Arbeit, die endlosen Zahlenreihen auf der Suche nach Übereinstimmungen durchzugehen. Für diese ermüdende Aufgabe brachte Alexis eine günstige Voraussetzung mit. Sie war schon immer jemand gewesen, der erst von seinem Schreibtisch aufstand, wenn er seine Hausaufgaben erledigt hatte.

Alexis ermüdete und entmutigte die scheinbare Unlösbarkeit und Sinnlosigkeit ihrer Aufgabe nicht weniger als ihre Kollegen und Kolleginnen, doch warf sie nie das Handtuch, was diese oft nur zu rasch taten. Und dann musste irgendein jämmerlicher Wicht von Vorgesetzter anrücken und sie aufmuntern, dass sie mit ihrer Arbeit weitermachten. So war kein Krieg zu gewinnen. Alexis musste niemand aufmuntern. Niemand.

Simon küsste sie auf die Wange und sah dann über ihre Schulter in Richtung Eingang. Alexis drehte sich um und folgte seinem Blick. Zwischen den Tischen hindurch bahnten sich Molly, mit frischer Dauerwelle und in einer roten Seidenbluse, modisch weiten Jeans und hochhackigen Schuhen, und eine etwas weniger aufgedonnerte Erica einen Weg auf sie zu. Über Alexis' Lippen breitete sich ein warmes Lächeln, das jedoch nicht Molly und Erica galt, sondern dem Mann, der hinter ihnen ging.

Alexis breitete ihre Arme aus. »Ja, wen haben wir denn hier?«

Die beiden umarmten sich. Sein Kopf reichte gerade an ihre Schulter.

Der Mann war Joseph D'Agosta, kurz Dag, ein ehemaliger Detektiv, der inzwischen seinen Lebensunterhalt als Münzenhändler verdiente. Er war ein enger Freund Simons. Zugleich gab er ihm Tips über Wohnungen und Häuser, die auszuräumen sich lohnte. Alexis mochte ihn, weil er sich von Simon nicht unterkriegen liess und ihm gelegentlich auch entschieden von einem Vorhaben abriet, wenn es ihm zu riskant erschien. Und manchmal bedurfte es einiger Standfestigkeit, Simon zu widersprechen.

D'Agosta war Ende Vierzig, ein untersetzter Mann mit dicken Hängebacken, zurückweichendem Haaransatz und

einer Sprechweise, die an einen Hund erinnerte, der an einem Knochen nagte. Als Polizist hatte Dag sich mehrere Tapferkeitsauszeichnungen eingeheimst, hatte sich selbst Geigespielen und französische Küche beigebracht und wusste, wie wichtig es für eine Frau war, dass ein Mann ein guter Zuhörer war.

Sein schwacher Punkt, in Alexis' Augen ein nicht unerheblicher, war seine treue Ergebenheit der katholischen Kirche gegenüber. Wegen dieser strengen Religiosität hatte D'Agosta mehr als ein halbes Leben lang in einer unglücklichen Ehe ausgeharrt und sich beharrlich geweigert, sich von seiner dem Alkohol verfallenen, psychisch sehr labilen Frau scheiden zu lassen. Dieser Verbindung war ein Kind entwachsen eine neunzehnjährige Tochter, die an multipler Sklerose litt und zu einem frühen Tod verdammt war.

Sein Erscheinen im FitnessCenter hatte zu bedeuten, dass er und Simon Geschäftliches zu besprechen hatten.

Simon löste sich von Erica, um nun Alexis zum Abschied in die Arme zu schliessen und ihr zu sagen, dass unten ein Wagen auf sie wartete, um sie zum Flughafen zu bringen. Alexis versprach Simon, ihn aus Washington anzurufen, und nach einem kurzen Blick auf D'Agosta ermahnte sie ihren Sohn noch, vorsichtig zu sein. »Versprochen«, nickte er. Was Alexis ihm jedoch verschwie, war ihr Gefühl, dass sie künftig in Hawaii sicherer sein würde, wenn er in ihrer Nähe gewesen wäre.

Am Lift drehte sich Alexis noch einmal um, um Simon zuzuwinken. Doch alles, was sie noch von ihm zu sehen bekam, war sein Rücken und der von D'Agosta, als die beiden Männer auf den Eingang von Simons Büro zugen. Dag redete, Simon hörte aufmerksam zu. Molly stand, die Hände in die Hüften gestemmt, vor einem Spiegel und bewunderte sich selbst. Nur Erica bemerkte Alexis und winkte ihr zu. Alexis war schon im Begriff zurückzuwinken, besann sich dann aber doch eines anderen. Vielleicht das nächste Mal. Erica mochte ja die grosse Liebe ihres Sohnes sein, aber die ihre war sie gewiss nicht.

Staten Island • Juli 1983

In einer Nacht, in der es jeden Augenblick zu regnen anfangen konnte, hing Simon Bendor an seinen Armen vom Ast einer Ulme im Von Briesen Park. Man hatte von dort einen herrlichen Blick auf den Hafen von New York und die Lichter von Manhattan, die aus fünf Meilen Entfernung über das Wasser herüberblinkten. Die Ulme stand in einer kleinen Baumgruppe etwa hundert Meter von dem Haus, das Simon auszurauben beabsichtigte. Nur die Aussicht, eine Dreiviertelmillion nach Hause tragen zu können, hatte ihn auf diese Insel mit ihren heruntergekommenen Häusern, steilen Hügeln, Pizzerias und Sandstrassen locken können.

Vor dreissig Minuten waren im Haus die Lichter erloschen. Simon hatte, in der Krone des Baums versteckt, gewartet, um dem Hausmeisterehepaar Zeit zum Einschlafen zu lassen. Und nun liess er sich von dem Ast zu Boden fallen, wo er lautlos landete und unverzüglich in die Hocke ging. In völliger Reglosigkeit verharrend, lauschte er nach irgend welchen Geräuschen in das Dunkel hinaus, die darauf hindeuten hätten können, dass jemand ihn gesehen hatte. Nichts. Ausser dem Kreischen von ein paar Möwen und dem traurigen Trompeten einer Heulboje im Hafenbecken.

Er war von Kopf bis Fuss schwarz gekleidet. Gesichtsmaske, langärmeliges Hemd, Hose, Turnschuhe und Lederhandschuhe. Von seiner rechten Schulter hing ein schwarzer, wasserdichter Beutel. An seinen Gürtel waren zwei Funkgeräte geklemmt; eines davon war auf die Wellenlänge des Polizeifunks eingestellt, so dass Simon diesen abhören konnte; über das andere stand er mit seinem Fahrer in Funkkontakt, der währenddessen in einem Wagen an der Nordseite des Parks wartete.

Der Einsatz eines Fahrers war die beste Möglichkeit, sich eine unauffällige Fluchtmöglichkeit offenzuhalten. Ein leerer Wagen, am falschen Ort geparkt, hätte unweigerlich die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich gelenkt. Eine vorbeifahrende Streife brauchte nur die Wagennummer an die Zentrale durchgeben, wo man sie in den Computer eingab, und schon würden sie sich auf die Lauer legen und

einen abfangen, wenn man zurückkam. Du brauchst nur deinen Wagen am Tatort zu parken, pflegte Dag zu sagen, wenn du unbedingt im Knast zehn Jahre lang Postsäcke nähen willst. Ein echter Profi stellt seinen Wagen in sicherer Entfernung vom Einbruchsort ab und begibt sich zu Fuss an Ort und Stelle. Aus dem Schatten der Ulme sah Simon über eine weite Rasenfläche auf das Haus, das ganz allein auf einer Klippe über dem New Yorker Hafen stand. In der Dunkelheit erinnerte der altmodische, dreistöckige Holzbau mit seinen Erkern, Türmchen und Baikonen Simon unwillkürlich an das Haus in *Psycho*. Norman Bates hätte sich dort mit Sicherheit heimisch gefühlt.

Der Besitzer des Hauses auf der Klippe war Irwin Tuckerman, ein wohlhabender Anwalt, der sich auf die Beratung von Angehörigen der Unterwelt in geschäftlichen und steuerrechtlichen Fragen spezialisiert hatte. An diesem Abend hielt Tuckerman sich mit seiner Frau in Atlantic City auf, um dort ihren siebenundzwanzigsten Hochzeitstag zu feiern. Neben Mrs. Tuckermans Schmuck galt Simons Interesse vor allem auch zwanzig gestohlenen Flugticketstempeln, mit denen sich weltweit Flugscheine für zwanzig Fluggesellschaften stempeln liessen. »Ein Stempel bringt gut seine zwanzig Riesen«, hatte ihm Dag versichert. Irwin Tuckerman sammelte auch Baseballbilder. Der Mann war ein regelrechter Fanatiker. Unter anderem befanden sich die Gypsy Queen und Old Judge Zigarettenserien aus der Zeit vor der Jahrhundertwende, zum Teil mit den Autogrammen der darauf abgebildeten Spieler, in seinem Besitz. Bevor Dag ihn auf den Wert dieser Raritäten und anderer aufmerksam gemacht hatte, hätte Simon sich nicht im Traum einfallen lassen, dass er jemals solche Kaugummibildchen stehlen könnte.

»Du nimmst nur sechs Bilder mit«, hatte ihm Dag eingeschärft. »Hast du gehört? Nur sechs Stück. Das sind die wertvollsten Baseballbilder auf der ganzen Welt. Von Honus Wagner, Shortstop der Pittsburgh Pirates, 1910. Als die Zigarettenfirma die Bilder herausbrachte, wurde Wagner, der nicht rauchte, stinksauer. Er hatte mit gerichtlichen Massnahmen gedroht, falls die Zigarettenfirma die Verbreitung der Bilder nicht sofort unterbinden würde.

Das haben die dann auch gemacht, aber ein paar davon sind doch unter die Leute gekommen. Eben gerade so wenige, dass sie jetzt so begehrt sind. Neunzehn Stück gibt es heute davon noch auf der ganzen Welt. Und sechs davon gehören Tuckerman. Jedes einzelne von diesen Dingen ist zwanzigtausend Dollar wert. Und ich habe bereits einen Liebhaber an

der Hand, der sie um diesen Preis abzunehmen gewillt ist. Wir machen halbe-halbe, Spesen auf meine Rechnung.«

Das war ein durchaus faires Angebot. Schliesslich war selbst der beste Dieb nichts wert ohne einen entsprechenden Hehler. Und Dag verstand etwas von seinem Geschäft. Ohne einen Hehler, der das Diebesgut unter die Leute brachte, wäre ein Dieb auf seinem Kram hocken geblieben. Und vor allem war Dag auch noch ein Hehler, der nicht nur gute Aufträge und die entsprechenden Abnehmer zu verschaffen wusste, sondern auch genauestens über die inneren Abläufe bei der Polizei Bescheid wusste und zudem auch noch seine Beziehungen zu dieser aufrechterhielt; ein Mann wie er war nicht mit Gold aufzuwiegen.

Bei jedem Auftrag, den Simon übernahm, stellte Dag Wagen und Fahrer. An diesem Abend sass eine Frau hinter dem Steuer. Sie nannte sich Marsha - Nachnamen hatte sie keinen und wurde von einem hechelnden Dobermann begleitet, der Simon über die Rückenlehne des Vordersitzes böse anstarrte. Marsha war eine große, ruhige Schwarze, Mitte *Zwanzig*, die laut Dags Aussagen Cello spielte und im Central Park handgemachte Ledergürtel verkaufte. Sie fuhr schweigend und ohne Zögern, schien zu wissen, was sie zu tun hatte, und machte sich nicht die Mühe, den Dobermann vorzustellen.

Am kräftigsten hatte auf dem Spesenkonto dieses Jobs das Hausmädchen der Tuckermans zu Buche geschlagen. Sie hatte Dag von dem Schmuck und den Baseballbildern erzählt. Ihr Name war Secora Elizondro, und sie hatte mit ihren neunzehn Jahren bereits drei uneheliche Kinder in ihrer Heimat Santo Domingo zu unterstützen. Als sie vor drei Tagen in die Dominikanische Republik gereist war, hatte sie den Tuckermans erzählt, sie müsste unbedingt ihre Kinder wieder einmal sehen. Die Tuckermans konnten

damals freilich nicht ahnen, dass sie Secora nie wieder zu Gesicht bekommen würden.

Der Vorschlag, besser für immer das Weite zu suchen, stammte von Dag. Irwin Tuckerman würde schliesslich zwei und drei zusammenzählen können und früher oder später auf die Idee kommen, dass wohl oder übel Secora etwas mit dem Diebstahl zu tun haben musste.

Dag hatte natürlich dafür gesorgt, dass Secora nicht mit leeren Händen in ihre Heimat zurückkehrte. Neben einem Farbfernseher, einem Mikrowellenherd und einem Koffer voller neuer Kleider und Schuhe hatte er sie noch zusätzlich mit achttausend Dollar in bar, versteckt unter ihrem Straphalter, ins Flugzeug gesetzt. Ausserdem hatte er ihr, was man davon auch immer halten mochte, versprochen, sie gelegentlich zu besuchen, wenn er mal wieder in Santo Domingo wäre.

Was Irwin Tuckerman betraf, kannte ihn Simon nur dem Namen nach. Er galt als ein eitler, geldgieriger Fatzke mit einem ungemütlich hitzigen Temperament. Hinterhältig wie eine Schlange, aber mit mehr Grips im Kopf, und das schon vor dem Frühstück, als zehn Universitätsprofessoren den ganzen lieben Tag lang auf die Reihe brachten. Ein Bursche, der seine Finger in jedem Geschäft stecken hatte, bei dem etwas zu verdienen war Bargeld, Aktien, Immobilien, Hubschrauber, Schmuck, Kunst und Autos. Und dem schwachen Geschlecht war er laut Dags Angaben auch nicht abhold. Secora hatte sich jedesmal einen Fünfiger extra dazuverdient, wenn sie mit Tuckerman Versteck-die-Wienerwurst gespielt hatte.

»Zehn Minuten, nachdem Tuckerman medizinisch für tot erklärt würde«, hatte Dag dazu bemerkt, »mussten sie ihm immer noch seinen Pimmel mit einem Baseballschläger totknüppeln.«

Tuckermans Karriere hatte im Gefolge Meyer Lanskys und anderer jüdischer Ganoven begonnen, wobei er diese Kontakte immer noch aufrechterhielt. Auch seine Beziehungen zu den Italienern reichten bis in die vierziger Jahre zurück, als Costello im Zuge von Lucky Lucianos Gefängnisaufenthalt und Vito Genoveses Exil in Italien das Ruder in die Hand genommen hatte. Doch in all den Jahren

hatte der Anwalt nicht einen Tag hinter Gittern verbracht. Er hatte schliesslich nicht umsonst den Spitznamen »Mr. Teflon«; an dem Mann blieb nichts kleben.

Ohne seinen Blick von dem dunklen Haus abzuwenden, richtete Simon sich unter der Ulme auf. Das Hausmeisterehepaar, das den Haushalt versorgte, ging laut Dags Aussagen frühzeitig zu Bett. Kaum hatte die Stunde zehn geschlagen, gab es noch einen Schluck warme Milch, das Gebiss ins Zahnputzglas und ab in die Federn.

Simon sah zum Himmel hoch. Kein Mond, nicht einmal ein einziger Stern. Sehr gut. Der Mond hätte ein Problem werden können. Wenn man nicht gesehen werden wollte, konnte sein Licht nämlich verdammt hell sein.

Er streckte seine behandschuhte Hand aus. Alles klar. Kein Zittern. Er fühlte sich von unbändiger Energie durchpulst. Er hätte Bäume ausreissen können.

Noch ein kurzer Funkcheck, bevor er ins Haus eindrang. Der Polizeifunk kam ganz klar und deutlich herein; kein Wort davon, dass im Haus der Tuckermans etwas nicht in Ordnung wäre. Wunderbar. Da Tuckerman sich bei der lokalen Polizei hin und wieder mit einer kleinen Spende erkenntlich zeigte, fuhr jede Nacht ein Streifenwagen vor dem Haus vor, um nach dem Rechten zu schauen. Wenn ihnen nichts Ungewöhnliches auffiel, würden sich die beiden Polizisten jedoch nicht einmal die Mühe machen auszusteigen.

Dann kam Marsha an die Reihe. Er bekam sie ohne das leiseste Rauschen herein. »Nichts zu sehen«, meldete sie. »Alles klar.« Simon sagte: »Bis bald«, und schaltete das Funkgerät ab. Ein letzter Blick auf den Park, auf das dunkle, ruhige Haus, auf den Weg, den er dorthin einzuschlagen vorhatte.

Und dann los.

Er sprintete von Schatten zu Schatten, nutzte Bäume und Büsche als Deckung und rannte schliesslich geduckt auf eine niedrige Steinmauer hinter dem Haus zu. Dort legte er sich bäuchlings in das kurze, nasse Gras, um zu lauschen. In seine Nase drang der Geruch des Meeres, der Mimosen und der Rhododendronbüsche, aber im Haus war es vollkomm still.

Simon richtete sich auf die Knie auf, öffnete den Reißverschluss seines Schulterbeutels und nahm seine Nachtsichtbrille heraus. Als er sie sich übergestreift hatte, stand er auf.

Höchst unwirklich. Dank Infrarot konnte er fast so gut sehen wie bei Tageslicht.

Alles um Simon herum war klar und deutlich zu erkennen. Der kleine Garten zwischen der Mauer und dem Haus. Der Steinplattenweg der darauf zuführte. Schubkarren, Gartenschlauch und Rechen neben dem Weg. Die Brille war die achttausend Dollar, die Simon für sie auf den Tisch geblättert hatte, wirklich wert.

Er schlich über den Plattenweg auf das Haus zu und ging dann über den Rasen auf ein Kellerfenster zu. Kaum zu glauben. Trotz der extrem hohen Verbrechensrate waren die Sicherheitsvorkehrungen der meisten Leute einfach lächerlich. So war zum Beispiel das Kellerfenster nicht vergittert, weil Mrs. Tuckerman keine Gitter ausstehen konnte und sie zudem in einer ruhigen Wohngegend wie dieser für überflüssig hielt. Darüber hinaus war das Fenster nicht an eine Alarmanlage angeschlossen. Ganz schön unvorsichtig.

Im Hausinnern hatte Tuckerman natürlich verschiedene Alarmanlagen installieren lassen. Bewegungsdetektoren, elektronische Augen und dergleichen mehr. Ebenso selbstverständlich hatte er damit seine Probleme. Jeder, der sich diesen hochtechnisierten Unsinn einbauen hatte lassen, hatte seine liebe Not damit. Wie oft war schon ein Alarm ausgelöst worden, ohne dass jemand einzubrechen versucht hatte. Zweimal war dieses Missgeschick Secora beim Staubsaugen passiert, und einmal hatte nichts weiter als eine verängstigte Maus für erheblichen Aufruhr gesorgt. Einmal war Tuckerman ein Golfball unter die Couch gerollt und hatte damit einen Grossalarm ausgelöst. Danach hatte er sich bei dem anrollenden Polizeiaufgebot in Form einer großzügigen Spende entschuldigen müssen.

Was die Bewegungssensoren betraf, machten ihnen die zwei Dalmatiner des Hausherrn schwer zu schaffen. Die Hunde waren übrigens auch der Grund gewesen, weshalb die elektronischen Augen höher angebracht werden mussten.

Hoch genug, dass die Hunde durchlaufen konnten, ohne den Strahl zu unterbrechen. Und damit auch hoch genug für jeden Einbrecher, um darunter durchzukriechen. Braves Hundchen.

Die Dalmatiner hiessen Truman und Roosevelt. Roosevelt hatte eine Nadel verschluckt und lag in der Tierklinik, so dass Truman das Haus allein durchstreifte, was normalerweise damit endete, dass er vor dem Schlafzimmer der Tuckermans oder neben dem Herd in der Küche friedlich schlief. Laut Secora waren die Hunde die meiste Zeit völlig harmlos und alles andere als scharf, aber mit ihren zehn Jahren auf dem Buckel wurden sie zuweilen auch etwas wunderlich. Simon würde sich also, was Truman betraf, auf sein Fingerspitzengefühl verlassen müssen.

Simon klopfte leise gegen das Kellerfenster; das galt Truman, falls er sich gerade im Keller herumtreiben sollte. Keine Reaktion. Darauf entnahm Simon seinem Schulterbeutel eine Rolle schwarzes Isolierband und riss zwei fünfzehn Zentimeter lange Streifen ab, die er in Form eines X auf das Kellerfenster klebte. Dann schlug er mit der Faust gegen die Glasscheibe, dass sie Sprünge bekam, durch das Isolierband aber noch zusammengehalten wurde.

Er löste nun sämtliche Glasstücke vorsichtig aus dem Rahmen und vergrub sie in der weichen Erde eines Blumenbeets. Ein glasloser Fensterrahmen würde bei einer oberflächlichen Inspektion leicht übersehen werden, da er kaum von einem Fenster mit intakter Scheibe zu unterscheiden war.

Dann öffnete Simon das Fenster, zwängte sich hindurch und liess sich auf den Betonboden des dahinter liegenden Kellerraums hinab.

Nachdem er das Fenster wieder geschlossen hatte, sah er sich im Raum um. Obwohl es dort stockdunkel war, war es für Simon dank seiner Spezialbrille ein Uhr nachmittags.

Direkt vor ihm lag eine Treppe, die zur Küche hochführte, und links davon befand sich die Tür zu Tuckermans Weinkeller. Der Anwalt hatte für Schlagzeilen gesorgt, als er eine Flasche Chateau Lafite Rothschild, Jahrgang 1929, für neunzehntausend Dollar ersteigert hatte.

Simon hielt sich dicht an der Wand, als er auf Zehenspitzen die Holzterappe hinauf schlich. Auf diese Weise würden die Stufen nicht so leicht knarzen. Oben angelangt, legte er sich flach auf den Bauch und kroch unter dem Strahl eines elektronischen Auges durch die offene Tür in die Küche, wo er sich aufrichtete und umschaute.

Ganz schön gross. Jedenfalls gross genug für zwei Kühlschränke, eine Gefriertruhe, zwei Herde, mehrere Wandregale und -schränke sowie drei nicht gerade winzige Arbeitstische. Simon trat auf den nächsten Kühlschrank zu und blinzelte erst einmal gegen das ungewohnt helle Licht an, als er die Tür öffnete. Dann suchte er eine Weile unter dem Gemüse, bis er einen ganz speziellen Salatkopf entdeckte. Er schloss die Tür wieder, wartete, bis seine Augen sich wieder an das Infrarotlicht gewöhnt hatten, und drehte und wendete den Salatkopf mehrmals in seinen behandschuhten Händen, bis er fand, was er suchte. Eine Öffnung. Der Salatkopf war nämlich aus Vinyl und hatte ein hohles Herz, das als Versteck für den Schmuck diente.

Simon schüttelte den in dem falschen Salatkopf versteckten Schmuck in seine aufgehaltene Hand. Nicht übel. Diamantanhänger, ein diamantenbesetztes Armband und ein ganz besonderer Ring. Alles eine Menge wert. Vor allem der Ring. Simon hatte lange kein so schönes Stück mehr gesehen. Platin und Gold, übersät von blauen Saphiren und Rubinen. Darüber hinaus sehr sorgfältig gearbeitet. Kein Wunder, dass Mrs. Tuckerman ihren Schmuck lieber in ihrer Nähe haben wollte als in irgendeinem fernen Banktresor. Ich hätte da also ein paar gute sowie ein paar schlechte Nachrichten für Sie, Mr. T. Die guten betreffen den Kopfsalat, der ebenso arm an Kalorien wie reich an Vitamin A ist; die schlechten dagegen beziehen sich auf ihren hoch geschätzten Ring.

Simon liess den Schmuck in seinem Schulterbeutel verschwinden und legte den falschen Salatkopf wieder in das Gemüsefach zurück. Dann kam das Gefrierfach an die Reihe. Kein Schmuck. Auch kein Bargeld oder Drogen. Nur ein paar Plastikbehälter für Eiswürfel, zwei Packungen tiefgefrorener Mais und eine halbleere Dose mit kalorienarmem Erdbeereis. Nachdem er einen Teller mit

aufgeschnittener Zunge und etwas Leberwurst aus dem Kühlschrank genommen hatte, schloss er die Tür und ging auf den Durchgang zum Flur zu. Kurz davor blieb er stehen und starrte auf den schmalen Gang hinaus, der zum Wohnzimmer führte. Beide Wände des Flurs zierten Proben von Mrs. Tuckermans Stickkunst. Doch etwas anderes lenkte Simons Aufmerksamkeit auf sich: die elektronischen Augen an jedem Ende. Na gut. Simon legte sich rücklings auf den Boden und kroch über den Boden des Flurs, der nach Bohnerwachs roch. Mit einer Hand hielt er den Teller mit der Zunge auf seiner Brust. Als strikter Vegetarier war ihm der Geruch von Bohnerwachs lieber als der von Fleisch. Aber über die elektronischen Augen konnte er nicht klagen. Sie waren mehr als einen halben Meter über dem Boden angebracht. Die reine Geldverschwendung. Und das alles nur wegen Truman und Roosevelt.

Wenige Augenblicke später hatte Simon das Wohnzimmer erreicht. Er stand auf und bekam gleichzeitig grosse Augen unter seiner Brille. Nicht übel. Er befand sich in einem weiten Raum mit hoher Decke und dem typisch viktorianischen Gepränge aus edlem Holz und Leder. Von der Decke hingen drei prächtige venezianische Leuchter, die Wände zierten ehrwürdige Porträts von backenbärtigen Gentlemen aus dem neunzehnten Jahrhundert, und den gigantischen Kamin krönte ein kunstvoll gearbeitetes, vergoldetes Sims.

Simon fragte sich, ob Tuckerman sich wohl je in die Nähe der von ledergebundenen Folianten überquellenden Bücherregale wagte. Ausserdem unterzog er des Anwalts Sammlung von Porzellanclowns und Emailledöschen auf ein paar Tischen vor dem Fenster einer kurzen sachkundigen Überprüfung. Doch er konzentrierte sich lieber auf das absolut hochkarätige Zeug und sah zu, dass er möglichst rasch wieder hier rauskam.

Zu Simons Linken stand ein Flügel, der als Ablage für eine Vielzahl kostbar gerahmter Fotos diente. Auf einem davon waren Tuckerman und seine Frau auf einem Tennisplatz abgebildet. Sie war in den Fünfzigern, eine gutausschende, zierliche Frau in einem Hosenanzug mit Strohhut und

Sonnenbrille. Sie hatte das Lächeln einer Person, die einmal glücklich gewesen war. Neben ihr stand Tuckerman, ein grosser, rotgesichtiger Mann in Tenniskleidung mit einem langen Kopf, einer langen Nase und lichtem Haaransatz. Ein arrogant wirkendes Aas. Er hielt seinen Tennisschläger in Schulterhöhe, und dies mit einem *Zugriff*, als wollte er damit einen Stier betäuben. Kein Lächeln umspielte seine hauchdünnen Lippen. Ganz offensichtlich jemand, dem man lieber nicht in die Quere kam.

Doch endlich an die Arbeit. Simon fand das Telefon an der Stelle, die Secora angegeben hatte auf einem kleinen Tisch unter einem in die Wand eingelassenen Aquarium. Er nahm den Hörer ab und lauschte, ob über das Telefon ein Alarmsignal nach draussen ging. Wie die meisten Banken und Juweliere hatte auch Tuckerman eine eigene Alarmleitung installieren lassen, so dass in der nächsten Polizeistation ein Alarm ausgelöst wurde, wenn man die Hauptleitung kappte. Doch das hatte Simon nicht vor. Er wollte sich lediglich vergewissern, ob er keinen stummen Alarm ausgelöst hatte, der per Telefon die Polizei benachrichtigte. Bisher war das nicht der Fall. Er hörte nur das Piepen des Freizeichens aus dem Hörer.

Doch nun zu den Baseballbildern, die Tuckerman in mehreren Alben und Schachteln in einem in die Wand eingelassenen Bücherregal neben der Tür zur Veranda aufbewahrte. Er bestand darauf, dass die Alben und Schachteln zweimal wöchentlich aus dem Regal genommen und mit einem in eine milde Alkohollösung getauchten Schwamm abgewischt wurden. Das nahm einige Zeit in Anspruch, und keines der Hausmädchen tat das gern. Aber Tuckerman hatte einen regelrechten Sauberkeitstick. Er konnte keinerlei Schmutz oder Staub ausstehen, und der Anblick einer Schabe konnte ihn laut Secora an den Rand des Wahnsinns treiben.

Simon stellte sich nun vor dem Bücherregal auf die Zehenspitzen und nahm aus der obersten Reihe ein schwarzes Album heraus. Das erste von rechts, hatte Dag gesagt. Ein Mann wie Tuckerman, bei dem alles an seinem Platz sein musste, machte einem die Arbeit wirklich leicht.

Simon klappte das Album auf und blätterte es langsam durch. Alle Bilder waren hinter glänzendem Zellophan auf schwarzem Untergrund eingeordnet, und man brauchte kein Fachmann zu sein, um zu wissen, dass man hier erstklassige Ware vor sich hatte.

Nach einer Reihe von Berühmtheiten aus der Zeit um die Jahrhundertwende schliesslich die Seite mit den sechs Honus-Wagner-Bildern. John Peter >Honus< Wagner. >Der Fliegende Holländer<. Sorgfältig riss Simon die Seite heraus, steckte sie in seinen Beutel und stellte das Album wieder an seinen Platz zurück.

Den Teller mit der Zunge immer noch in seiner linken Hand, schlich er auf Zehenspitzen die Treppe in den ersten Stock hoch. Letzte Tür rechts. Das Schlafzimmer. Er schnaubte angewidert. Das Fleisch stank unerträglich. Wie konnte man so etwas nur essen?

Trotzdem war er froh, dass er es mitgenommen hatte. Truman hatte vor der Schlafzimmertür geschlafen und war inzwischen aufgesprungen, um Simon erstaunt entgegenzustarren. Der erstarrte mitten in der Bewegung und atmete so flach wie möglich. Keine plötzlichen Bewegungen. Ruhe bewahren. Sein Gesicht war unter der Schirmaske schweissüberströmt und juckte; sein Hemd war nass geschwitzt. Doch er rührte keinen Finger, um sich zu kratzen oder auch nur eine Schweissperle abzuwischen.

Alle Diebe hatte einen enormen Respekt vor Hunden, gleich welcher Größe. So ein Köter konnte einen zu Hackfleisch machen oder sich so lange die Seele aus dem Leib bellen, bis irgend jemand nachsehen kam, woher dieser Lärm rührte. Trumans Anwesenheit war der strittige Punkt innerhalb der reibungslosen Durchführung dieses Jobs gewesen, aber Simon war fest entschlossen gewesen, es trotzdem zu versuchen. Der Hund war keineswegs scharf, hatte Secora versichert. Ein bisschen eigen vielleicht und ziemlich heikel, aber nicht böseartig. Jedenfalls waren es siebenhundertfünzigtausend Dollar wert, an ihm vorbeizukommen zu versuchen.

Sorgsam darauf bedacht, keine rasche Bewegung zu machen, duckte Simon sich langsam und streckte dem Dalmatiner den Teller entgegen. Truman tappte auf ihn zu,

schnupperte daran. Schnupperte noch einmal. Simon hielt den Atem an. Der entscheidende Augenblick. Eine Dreiviertelmillion Dollar und möglicherweise Simons Freiheit hingen davon ab, was der Hund in den nächsten zwei Sekunden tun würde. Ein nicht gerade unerhebliches Risiko. Doch genau das liebte Simon. Nur so hatte er das Gefühl, wirklich am Leben zu sein.

Truman stürzte sich auf das Fleisch. Simon atmete auf. Sein Herzschlag begann sich wieder zu normalisieren. Er stellte den Teller auf den roten Läufer und tätschelte dem Dalmatiner den Kopf. Gleich wird dir der Kellner noch die Weinkarte bringen. Truman wedelte mit dem Schwanz und wandte seinen Blick nicht mehr von dem Teller ab.

Simon richtete sich auf und trat auf einen Spiegel an der Wand neben der Schlafzimmertür zu. Wie alles im Haus war er überdimensional groß und reich verziert. Darüber hinaus verbarg er eine Alarmanlage, welche einen Wandsafe sicherte, der unmittelbar dahinter in die Wand des Schlafzimmers eingelassen war.

Simon spannte die Finger, atmete tief durch und hob behutsam den Spiegel von der Wand. Er brauchte das schwere Ding nur fallen lassen, und er konnte die besten Jahre seines Lebens hinter Gittern verbringen. Der Alarm ging nicht los.

Aber er war eingeschaltet. Daran liess das rote Licht keinen Zweifel. Der Schlüssel steckte. Simon lehnte den Spiegel gegen die Wand und drehte den Schlüssel herum. Das rote Lämpchen erlosch; dafür ging ein weisses an. Die Alarmanlage war abgeschaltet. Und im Polizeifunk war nichts zu hören. Demzufolge hatte er auch keinen stummen Alarm ausgelöst. Jetzt aber in die vollen. Er sah zu Truman hinab, der, den Kopf zur Seite geneigt, vorsichtig nur mit der linken Seite kaute, als hätte er Probleme mit seinen Zähnen. Das Alter geht eben an keinem spurlos vorüber, was, altes Haus?

Simon drehte den Türkopf der Schlafzimmertür herum und öffnete vorsichtig die Tür. Zwar rechnete er nicht damit, dass sich im Schlafzimmer jemand aufhielt, aber es konnte nie schaden, vorsichtig zu sein. Um fünf Uhr nachmittags hatte Dag noch in Atlantic City angerufen und in

Tuckermans Hotel in Erfahrung gebracht, dass das Ehepaar nicht vor Montagmorgen abzureisen gedächte.

Simon liess die Tür hinter sich offen. Sollte ihm Truman ruhig nachkommen, wenn er wollte. Sonst hätte er vielleicht nur zu bellen oder an der Tür zu kratzen begonnen, wenn ihm der Weg zu seinem neugewonnenen Freund versperrt gewesen wäre.

Das Schlafzimmer war sehr geräumig und geschmackvoll eingerichtet. Typisch New England. Balkendecke, Kamin, Spinnrad, Schaukelstuhl, Himmelbett mit Spitzenüberwurf. An den Wänden Aquarelle und Zinnkrüge. Der Parkettboden mit Teppichen ausgelegt. Und grosse Erkerfenster, durch die man einen herrlichen Blick aufs Wasser hinaus hatte. Simon konnte sich unschwer vorstellen, dass sich in diesem Raum Gespenster hätten wohl fühlen müssen.

Er wandte sich nach links, wo ein Aquarell mit Schlittschuh laufenden Kindern an der Wand hing. Nachdem er es abgehängt hatte, holte er ein kleines Stemmeisen aus einem Beutel und tastete mit den behandschuhten Fingern seiner freien Hand die Umrisse des hinter dem Bild in die Wand eingelassenen Safes ab. Nichts Aussergewöhnliches. Er kannte diesen Typ bereits zur Genüge und hatte damit noch nie Schwierigkeiten gehabt. Knapp dreissig Zentimeter lang, etwa fünfzehn Zentimeter hoch. Ungefähr die Grösse eines Laibs Brot.

Binnen weniger Minuten hatte er den Safe aus der Holzwand gelöst. Zusammen mit den dabei entstandenen Holzsplittern verstaute er ihn in seinem Beutel. Nachdem er diesen auf den Boden gelegt hatte, hängte er das Aquarell an seinen ursprünglichen Platz zurück. Ordnung musste sein.

Und nun zum zweiten Safe. Er war in einem Wandschrank in der Nähe der Fenster verborgen, der ausser Tuckermans mit Monogramm bestickten Hemden und Dutzenden von zweifarbigem Schuhen nichts enthielt. Ganz schön eitel, unser Mr. Tuckerman. Simon fragte sich unwillkürlich, wieviel Schrankfläche wohl erst Mrs. Tuckerman benötigen würde.

Obwohl der Schrank sehr geräumig war, musste Simon doch erst ein paar Dinge daraus entfernen, um genügend

Platz zu haben. Nachdem er zwei Schuhständer und mehrere Stapel Hemden herausgenommen hatte, rollte er den Teppich auf dem Schrankboden zurück, so dass darunter ein versenkter Safe zum Vorschein kam. Der gleiche Typ wie der Wandsafe.

Ihn loszulösen war allerdings mit wesentlich mehr Arbeit verbunden. Simon kam ordentlich ins Schwitzen, als er ihn aus dem steinharten Fussboden stemmte. Er musste sogar zweimal seine Nachtsichtbrille abnehmen, um den Schweiss herauszuschütteln. Doch nach zehn Minuten hielt er den Safe in seinen Händen; um ihn dann ebenfalls in den Beutel wandern zu lassen. Die halbe Arbeit war getan. Nun galt es noch, die Safes aufzubekommen.

Anschliessend brachte er Schuhständer, Teppich und Hemden wieder in den Schrank zurück. Einzelne Holzspäne wanderten in den Beutel. Soweit Simon sich davon überzeugen konnte, sah das Schlafzimmer vollkommen unangetastet aus. Draussen auf dem Flur schaltete er die Alarmanlage wieder ein, hängte den Spiegel an seinen alten Platz zurück und schloss die Tür wieder. Trumans leerer Teller, schön sauber geleck, wanderte ebenfalls in den Schulterbeutel, der inzwischen eine halbe Tonne wiegen musste. Simon war viel daran gelegen, dass der Einbruch erst entdeckt wurde, wenn er das Haus verlassen hatte und über alle Berge war.

Er schlich auf Zehenspitzen auf die Treppe zu, um jedoch plötzlich stehen zu bleiben und sich umzuschauen. Truman folgte ihm. Simon grinste. Warum auch nicht?

Als Simon sich dann im Weinkeller an den Safes zu schaffen machte, lag Truman auf dem kühlen Betonboden und beobachtete ihn dabei. Beide Safes waren abgeschlossen. Simon griff nach dem Stemmeisen und schlug damit ein Loch in den Boden des Safes. Er führte das Stemmeisen in die Öffnung ein, setzte seinen Fuss auf den Safe und hebelte das Loch weiter auf.

Er griff in den Safe, bekam etwas zu fassen und holte es heraus. Tja. Eine Halskette, aber eine, wie sie selbst Simon nicht alle Tage zu sehen bekam. Grosse Steine, alle in Goldfassung, der Verschluss aus Weissgold. Das Stück war gut und

gerne eine sechsstellige Summe wert, ob das Dag nun im Ganzen oder in einzelnen Steinen an den Mann brachte. Allein der Verlust dieser Halskette würde genügen, um Tuckermans Versicherungsprämien empfindlich ansteigen zu lassen.

Simons Hand zwängte sich von neuem durch das Loch. Diesmal kam sie mit zwei Armreifen wieder heraus. Eines war mit vierzig, wenn nicht fünfzig goldgefassten Steinen besetzt. Beim drittenmal wurde Simon mit einem Umschlag fündig. Heiliger Bimbam! Bargeld. Lauter Hunderter. Simons Herz hüpfte regelrecht vor Freude. Davon hatte Dag nichts erzählt.

Verständlicherweise zog Simon für einen Moment in Erwägung, Dag nichts davon zu erzählen, um sich jedoch rasch eines Besseren zu besinnen. Möglicherweise wusste Dag sehr wohl von dem Bargeld und beabsichtigte damit nur, Simon zu testen. Man konnte nie wissen, schon gar nicht bei einem ehemaligen Polizisten. Jedenfalls waren es ein paar tausend Dollar nicht wert, eine Beziehung, die gut und gern Millionen einbrachte, dafür aufs Spiel zu setzen.

Bei Tuckerman war zudem nicht auszuschliessen, dass die Scheine in irgendeiner Weise registriert waren. Das beste war also, sie Dag auszuhändigen, damit der sie gegen eine geringe Provision gegen unverfängliche Scheine eintauschte.

Nun kam der zweite Safe an die Reihe. Vielleicht wurde Simon langsam müde, oder der zweite Safe war widerstandsfähiger, als er aussah; jedenfalls bedurfte es einer Viertelstunde sehr harter Arbeit, bis Simon schliesslich eine handgrosse Öffnung in seinen Boden gebrochen hatte. Doch die Sache war die Mühe durchaus wert. *Zwanzig* dünne Metallplatten von der Grösse eines Flugtickets. Simon holte immer ein paar aus dem Safe und liess sie in seinem Beutel verschwinden.

Der Gedanke an Tuckerman entlockte ihm ein Lächeln. Sicher würde der Anwalt toben, sobald er erfuhr, dass in sein Haus eingebrochen worden war. Wenn der Schmuck auch versichert war, bedeutete der Diebstahl der Ticketstempel doch einen erheblichen Verlust für ihn, den keine Versicherung tragen würde. Selbst wenn sie ihn in

Atlantic City ein bisschen gewinnen liessen, würde das für ihn ein verdammt kostspieliges Wochenende werden.

Simon versteckte die aufgebrochenen Safes hinter einem Haufen Holzscheite, schloss die Tür zum Weinkeller und sah sich um. Das dürfte genügen. Sein Besuch bei den Tuckermans gehörte ab sofort der Vergangenheit an. Er konnte es kaum mehr erwarten, endlich hier rauszukommen, wieder frische Luft zu atmen und die Nachtsichtbrille abzunehmen. Eine letzte Überprüfung des Polizeifunks, bevor er sich davonstahl. Er nahm das Funkgerät von seinem Gürtel und kauerte neben Truman nieder. Ahoi, mein Freund. Ohne dich wäre das Ganze nicht gegangen.

Und dann legte es plötzlich ohne Vorwarnung los.

Ein gewaltiger Donnerschlag liess die Kellerfenster erzittern und den Betonboden leicht erbeben. Gleichzeitig setzte heftiger Regen ein. Die abrupten Geräusche erschreckten Truman. Simons rechte Hand lag auf dem Kopf des alten Dalmatiners, als dieser erst zu winseln, dann zu kläffen begann. Und als es erneut donnerte, wirbelte der Hund aufgeschreckt herum. Seine knochige Flanke schlug dabei gegen Simons Hand, so dass ihr das Funkgerät entrissen wurde und durch den Kellerraum flog. Es schlug krachend gegen einen Heizkessel und fiel scheppernd zu Boden. Verflucht.

Simon stürzte auf das Funkgerät zu und hielt es an sein Ohr. Nichts. Er drehte die Lautstärke bis zum Anschlag auf. Immer noch nichts. Truman, du verdammter, alter Schisser. Die Polizei konnte längst zum Haus der Tuckermans unterwegs sein, ohne dass Simon etwas davon wusste.

Und genau diese Befürchtung musste ihm Marsha auch als erstes bestätigen, als er sie schliesslich über das andere Funkgerät hereinbekam. Die Übertragung war sehr schlecht, so dass er sie über dem durch das Gewitter verursachten Rauschen kaum verstehen konnte.

»Die Polente ist schon unterwegs«, gab sie durch. »Ich habe sicherheitshalber auch den Polizeifunk abgehört.«

»Gott sei Dank. Mein Funkgerät ist nämlich kaputt. Was kriegen Sie denn rein?«

»Wie es scheint, haben Sie einen stummen Alarm ausgelöst. Vielleicht ist die Polente hier draussen aber auch nur

besonders wachsam. Möglicherweise handelt es sich um eine reine Routineüberprüfung. Jedenfalls sind sie gerade zum Haus der Tuckermans unterwegs.«

Von neuem Donnerrollen. Winselnd drückte sich Truman in die Ecke neben der Tiefkühltruhe.

Rauschen. Knacken. Simon konnte kein Wort Marshas mehr verstehen. Er bat sie, ihre Durchsage zu wiederholen. »Ein fürchterliches Gewitter haben wir, habe ich gesagt«, konnte er sie schliesslich wieder mühsam hören. »Es regnet in Strömen. Ich fahre näher an das Haus ran. Dann haben Sie nicht so weit «

»Kommt gar nicht in Frage. Bleiben Sie, wo Sie sind. Sie dürfen die Polizei auf keinen Fall auf sich aufmerksam machen. Hätte gerade noch gefehlt, dass sie jetzt auch noch Ihnen auf den Pelz rücken. Wie gut kennen Sie sich auf der Insel aus?«

»Ich bin hier geboren, Mann. Wie käme ich wohl sonst dazu, Sie hier rumzukutschieren? Soll ich Sie wirklich nicht rausholen? Sie müssen sonst ein ganzes Stück durch den Regen laufen. Ausserdem müssen Sie dabei die Strasse lang, die auch die Bullen nehmen werden.« Ihrer Stimme war anzuhören, dass sie nicht sicher war, ob Simon nachts und bei diesem Wetter einem Streifenwagen ausweichen würde können.

Für einen Moment liess sich Simon dadurch verunsichern. Natürlich würde es während der nächsten paar Minuten hart auf hart gehen, aber das wäre schliesslich nicht das erste Mal gewesen.

»Bleiben Sie, wo Sie sind«, wies er Marsha also an. »Ich bin schon unterwegs.«

Er schaltete das Funkgerät aus, steckte es mit dem anderen in seinen Beutel und sah Truman hinterher, wie er mit eingezogenem Schwanz die Treppe hinaufschlich. Der Hund tat Simon fast leid. Alt zu werden, war wirklich kein Zuckerlecken.

Er kletterte durch das Fenster in den strömenden Regen hinaus. Herr im Himmel. Es goss ja wirklich aus allen Löchern. Binnen weniger Augenblicke war Simon bis auf die Haut durchnässt.

Er streifte die Nachtsichtbrille ab und liess sie in seinem Beutel verschwinden; bei dem Regen würde sie ihm nichts nützen. Nachdem er seine Augen einigermaßen an das Dunkel gewöhnt hatte, schlich er vorsichtig durch den Garten zum Park hinüber.

Der Riemen des Beutels schnitt in seine Schulter, als er auf die Strasse zutrabte. Bei dem Unwetter war es überflüssig, sich um die Deckung Sorgen zu machen. Jemand hätte schon fast auf Reichweite an ihn herankommen müssen, um ihn überhaupt sehen zu können. Eine Weile rannte Simon unter Bäumen dahin, bis er schliesslich die unbefestigte Strasse erreichte. Der Schlamm reichte ihm bis an die Knöchel, als er auf ihr weiterlief. Vielleicht schaffte er es sogar bis zum Wagen, bevor die Polizei auftauchte. Wegen des Regens kamen sie sicher etwas langsamer voran.

Scheisse. Direkt vor ihm tauchte ein Licht auf. Es kam genau auf ihn zu, wurde unaufhaltsam grösser und heller. Um seine Augen vor dem Regen zu schützen, legte er seine Hand an die Stirn und blieb stehen. Irgend etwas stimmte nicht. Das spürte er instinktiv, ohne dass er hätte sagen können, was es genau war. Doch dann kam es ihm schlagartig. *Das Licht*. Das waren keine Autoscheinwerfer. Dazu war das Licht, das auf ihn zukam, zu hell, zu weiss. Was zum Teufel ging hier vor?

Er sah sich nach einem Versteck um. Er musste unbedingt vor diesem Licht in Deckung gehen. Das war kein gewöhnliches Licht. Dabei musste es sich um eine neue Art von Suchscheinwerfer handeln, der im Zuge der ständigen Verbesserungen zum Zwecke der Verbrechensbekämpfung eigens für den Einsatz unter solch widrigen Witterungsbedingungen entwickelt worden war.

Unaufhaltsam kroch der Streifenwagen näher; schaukelnd vollzog er jedes Schlagloch und jede Bodenunebenheit nach, während tiefe Pfützen unter seinen Reifen aufspritzten und dieses Licht, dieses gottverdammte Licht unablässig hin und her schwenkte und diese ganze verfluchte Scheisswelt in grelles Sonnenlicht tauchte. Meine Fresse, das war ja wie in Vietnam, wenn man mitten in einen Raketenangriff geriet und von allen Seiten mit grellen Scheinwerfern ausgeleuchtet wurde. Und dann noch der heftige Beschuss

von allen Seiten, dass man dachte, man wäre versehentlich vor den Eingang zur Hölle geraten und nun flögen plötzlich dessen Tore auf. Simon hasste dieses Licht.

Wenn er nicht von der Strasse wegkam, war er ein toter Mann. Das Licht des Streifenwagens würde ihn blenden und er würde nicht mehr sehen können, wohin er sich wenden sollte. Er würde vollkommen die Orientierung verlieren. Simon und dieser Suchscheinwerfer. Eine Herausforderung so gut wie jede andere. Mal sehen, ob er damit nicht auch fertig wurde. Solche Risiken waren schliesslich das Salz in der Suppe des Lebens. Und letzten Endes lief es immer nur auf das eine hinaus das zu tun, wovor man Angst hatte, zu wissen, dass man nur überleben konnte, wenn man bereit war, Risiken einzugehen.

Simon holte tief Luft und tat, was er sein ganzes Leben lang getan hatte. Er rannte auf die Gefahr zu. Er rannte auf das Licht zu.

Hawaii 1965

Aufgrund der gigantischen Wellen an seinen Küsten gilt Hawaii als das Eldorado der Surfer ein Paradies freilich, das mit nicht unerheblichen Gefahren verbunden ist. Die bis zu zwölf Meter hohen Wellen rasen nämlich mit Geschwindigkeiten bis zu vierzig Stundenkilometern über messerscharfe Korallen auf steile Felsküsten zu, so dass das Surfen hier nicht nur eine lockende Herausforderung darstellt, sondern auch mit erheblichen Risiken verbunden ist. Die Banzai Pipeline auf Oahu gilt den Surfern als die ideale

Welle. Dennoch begegnen ihr selbst absolute Spitzenkönnner mit dem allergrössten Respekt. Banzai bezieht sich auf den enormen Mut, dessen es zum Reiten dieser Welle bedarf, während pipeline auf die lange Röhre zurückzuführen ist, welche sie bildet, wenn sie sich an der Küste bricht.

Surfer, welche den Ritt durch diese brausende Salzwasserröhre gewagt haben, berichten, dass sie währenddessen nichts vor sich gesehen hätten, als einen winzigen Fleck blassen Sonnenlichts. Dieses Licht dient

gleichzeitig als Orientierungshilfe wie als Warnung. Es zeigt dem Surfer an, dass die Röhre sich rasch enger um den Surfer zusammenzieht und die Fahrt durch sie hindurch dadurch um so riskanter werden lässt. Fünfzehn Sekunden bleiben einem Surfer, um sich dem Zugriff dieses Tunnels zu entziehen, bevor er ihn zu Fall bringt und unter Wasser drückt oder ihm mit der Gewalt der Abrisskante der Welle Genick oder Rückgrat bricht.

Mag ein von seinem Brett geschleuderter Surfer auch die Strudel und Wirbel unter Wasser und die auf ihn herabstürzende Wellenkante überleben, so sieht er sich immer noch mit dem erschreckendsten Wesensmerkmal der Banzai Pipeline konfrontiert den endlosen Sekunden in der sauerstofflosen Schwärze unter der brechenden Welle.

Und wenn schliesslich das Wasser zurückweicht, ist da immer noch ein von messerscharfen Korallen und spitzen, giftigen Seeigelstacheln übersäter Meeresboden.

Jeder, der einen solchen Wellenritt überlebte, war nach Ansicht der alten Hawaiianer wiedergeboren, einem brausenden Salzwassergrab entstiegen.

Und auch Simon Bendor wurde in der tödlichen Banzai Pipeline wiedergeboren. Als er die Welle herausgefordert hatte, hätte sie ihn um ein Haar getötet. Doch indem er ihr Grauen überlebt hatte, hatte er auch gelernt, bewusst und intensiv zu leben, sich das Äusserste abzuverlangen. Die Sekunden im Bann des Wellentunnels hatten wie ein reinigendes Feuer gewirkt, das ihn von aller Furcht und Unschlüssigkeit geläutert hatte. Die Banzai Pipeline hatte ihn gelehrt, dass das Leben Risiko war oder nichts.

Simon wurde in Venice geboren, einem Badeort von Los Angeles, der sich seit einer kurzen Blüte in den fünfziger Jahren mehr und mehr auf dem absteigenden Ast befand.

Sein Vater war Shea Bendor, ein Zivilpilot, der während des Zweiten Weltkriegs als einer der wenigen Amerikaner Einsätze für die britische Luftwaffe geflogen war. Seine Mutter Alexis unterrichtete am Santa Monica College Englisch. Später erfuhr Simon, dass beide Elternteile darüber hinaus weiterhin für den amerikanischen Geheimdienst tätig waren. Mit seinem blonden, kantigen guten Aussehen und dem leichten Hinken sah Shea Bendor

genau wie der Kriegsheld aus, der er tatsächlich war, wobei sich jedoch seine Tapferkeitsauszeichnungen und sein jungenhafter Charme nach dem Krieg nicht mehr von allzu grossem Nutzen erweisen sollten. Er spielte und erwies sich auch als Geschäftsmann als viel zu gutgläubig, so dass er schliesslich sein bescheidenes Vermögen und seinen Anteil an einer Winzerei dafür aufbringen musste, seine Schulden zu bezahlen. >Wenn du ein Mädchen wärst<, hatte Alexis ihm vorgehalten, >wärest du ständig schwanger, weil du einfach nicht nein sagen kannst. < >Ach was<, hatte er darauf erwidert, >es sind schliesslich die Leichtgläubigen, die am meisten vom Leben haben.<

Als Simon zehn war, mussten sie in ein billigeres Haus umziehen, da sie für das alte die Miete nicht mehr bezahlen konnten. Die Familie hielt ab diesem Zeitpunkt mehr oder weniger Alexis über Wasser, indem sie mehr Stunden unterrichtete und zugleich Übersetzungsaufträge übernahm. Ausserdem liess sie sich von Shea versprechen, mit dem Spielen aufzuhören und sich auf keinerlei Geschäfte mehr einzulassen.

Einen Antrag auf Kriegsversehrtenunterstützung zu stellen, die sie mittlerweile dringend nötig gehabt hätten, konnte sie ihn jedoch nicht überreden. Um Geld zu sparen, schnitt sie Simon das Haar immer selbst, und zwar kurz vor Vollmond, damit es kräftiger nachwuchs.

Shea Bendor hatte zwar ausreichend Glück gehabt, um den Krieg zu überleben, aber danach hatte es ihn sträflich vernachlässigt, was jedoch Alexis' Liebe und Zuneigung für ihn keinerlei Abbruch leisten sollte. Alexis war fest entschlossen, gegen alle Widerstände für diese Liebe zu kämpfen. Erst viel später sollte Simon jedoch begreifen, in welchem Masse auch er, wie sein Vater, von der Energie und Entschlossenheit seiner Mutter profitierte.

Gelegentlich begleitete Alexis Bendor ihren Mann auf seinen Flügen in den Fernen Osten. Sie brachten Simon aus Tokio, Djakarta, Manila, Hongkong, Singapur und Hawaii Geschenke mit. Hawaii war der Ort, der Simon schon immer besonders brennend interessiert hatte. Hawaii mit seiner langen, geheimnisumwobenen Vergangenheit. Hawaii, die Insel, welche die Götter der Tiefe des Meeres

entrisen hatten. Hawaii, wo die Vulkane noch immer tätig waren und wo es die besten und größten Wellen zum Surfen gab. Das Paradies.

Von einigen ihrer gemeinsamen Reisen kehrten seine Eltern getrennt zurück. In der Regel traf Simons Vater ein paar Tage vor Alexis wieder in L., A. ein. Wenn dann auch Alexis etwas verspätet nach Hause kam, brachte sie Simon Geschenke mit, ohne etwas über die Gründe ihrer Verspätung zu äussern.

Ein Blick auf Alexis genügte, um Simon wissen zu lassen, dass seine Mutter nicht gewillt war, über dieses Thema zu sprechen. Was Shea Bendor betraf, so tat er, als wäre dies die normalste Sache von der ganzen Welt. Simon spürte jedoch, dass es hierfür schwerwiegende Gründe geben musste. Er sagte sich, dass es wohl etwas mit ihrer Agententätigkeit zu tun haben musste, denn da kamen immer noch hin und wieder diese Männer, die seine Mutter am Ellbogen in den Garten hinausführten, um sich dort flüsternd mit ihr zu unterhalten und nur um so lauter in Erinnerungen an die guten alten Zeiten zu schwelgen, wenn er in ihre Nähe kam.

Doch obwohl Alexis regelmässig verreist war, war sie immer für Simon da, wenn er sie brauchte. Wie zum Beispiel bei einer Gelegenheit, als er einmal von zwei jungen Chicanos ordentlich vermöbelt worden war, nachdem er sie in dem Supermarkt, in dem er nach der Schule arbeitete, beim Stehlen ertappt hatte. Obwohl sie ihm immerhin die Nase brachen und ein Auge völlig zugeschwollen war, nahm Simon das Ganze mit eisiger Ruhe und dem Anflug eines Lächelns hin, als betrachtete er diese Abreibung lediglich als eine lehrreiche Erfahrung, die dazu beitrug, dass ihm so etwas nicht noch einmal passieren würde. Und dafür zu sorgen, war auch Alexis fest entschlossen. Eine Woche später fand er sich in einem renommierten Sportclub in der Innenstadt von L. A. ein, wo ihm Lawrence van Gant, ein drahtiger Schwarzer mit der breitesten Nase, die Simon je gesehen hatte, die Boxhandschuhe anlegte. Van Gant, der inzwischen als Boxtrainer arbeitete, hatte immerhin mit Leuten wie Graziano, Bobo Olson und Kid Gavilan im Ring gestanden.

Simon war ein hervorragender Sportler und machte rasche Fortschritte, wobei ihm van Gant nicht nur die entsprechende Technik beibrachte, sondern auch die dazu gehörige Philosophie. >Wenn du einen Kampf gewinnen willst, darfst du keine Skrupel haben. Setz' alles ein, was du hast, um dein Ziel zu erreichen.< Genau aus dieser Einstellung heraus erschien es Simon deshalb auch sinnvoller, erst einmal den Rückzug anzutreten, als ihn ein hünenhafter Hippie bedroht, den er dabei ertappte, wie er in seinem Kiffertran in die Milchflaschenträger im Supermarkt urinierte freilich nur, um drei eiergrosse Batterien in eine Socke zu stecken und damit dem Kerl dann von hinten eine überzuziehen.

Auf diese Weise entwickelte sich Simon zu einem richtigen Draufgänger. Alexis kam manchmal aus dem Staunen nicht heraus, mit welcher Ruhe er die irrsten Sachen machte, wobei er keineswegs als frech oder aufmüpfig zu bezeichnen gewesen wäre, wenn man einmal von den üblichen Jungestreichen absah. Simon war also durchaus ein eher ruhiger, wohlerzogener Junge, wobei dies keineswegs der ganzen Wahrheit über Simon entsprochen hätte. Selbst Alexis wurde sich des öfteren schmerzlich bewusst, wie wenig sie eigentlich Einblick in das Wesen ihres Sohnes hatte.

Neben dem Boxen betrieb der Junge auch noch Kunstturnen ein Sport, der Kraft, Balance und Beweglichkeit erforderte. Und vor allem Mut. Und dabei handelte es sich um Voraussetzungen, die Simon ausnahmslos mitbrachte. Wie beim Boxen war er auch beim Turnen voll bei der Sache. Vor allem die schwarzen Turner bewunderten ihn wegen seiner Ruhe und Kaltblütigkeit. Bei einem High-School-Wettbewerb feuerten ihn die Schwarzen lautstark mit seinem Spitznamen >Hawk< an - ein Ruf, in den auch die anderen Zuschauer einfielen, als Simon zu einer Riesenwelle am Reck ansetzte und sich dann in die Luft hochwirbeln liess, um nach zwei halsbrecherischen Saltos sicher auf den Beinen zu landen. Alexis, die sich unter den Zuschauern befand, wäre in dem darauf ausbrechenden frenetischen Applaus fast ohnmächtig geworden. Überhaupt sollte sie diesen Abend nie vergessen, da er ihr am Tag

darauf seine Siegermedaille schenkte, auf deren Rückseite ihr Name eingraviert war.

Mit sechzehn wurde Simons Wunschtraum wahr. Seine Eltern zogen nach Hawaii, wo sein Vater bei einer kleinen Fluggesellschaft eine Stelle als Pilot im Ostasienverkehr bekommen hatte. Denn auf dem Festland hatte Shea Bendor mittlerweile auch seine letzten Chancen verspielt. Zu viele wegen drei Tage dauernder Pokerpartien versäumte Flüge; zu viele in Spielcasinos verbrachte Zwischenaufenthalte. Und dann war es noch zu einem regelrechten Skandal gekommen. Im Zuge umfangreicher Grundstückskäufe in Arizona, bei denen die Investoren Millionenbeträge verloren hatten und deretwegen es auch zu polizeilichen Ermittlungen gekommen war, war auch Shea Bendors Name gefallen. Honolulu war also seine letzte Chance, die darin bestand, in alten, ausrangierten Klapperkisten Flugplätze anzufliegen, wo auf der Landebahn Gras wuchs und Kühe weideten.

Simon konnte seine Mutter nicht begreifen. Obwohl sein Vater nur von ihr nahm, stand sie doch zu ihm. Man hätte doch meinen können, dass irgendwann jeder Geduldsfaden reißen musste, zumal für jeden feststand, dass Simons Vater sich nie ändern würde. Glaubte Alexis tatsächlich, in Hawaii würde sich etwas ändern? »Wenn du jemanden liebst«, erklärte sie Simon, »ist es nicht so einfach, mit ihm Schluss zu machen. Ausserdem führe ich gern zu Ende, was ich einmal angefangen habe. Auszubüchsen ist einfach nicht meine Art, wie du inzwischen gemerkt haben dürftest. Vielleicht ändert er sich doch noch. Man muss ihm nur eine Chance geben.«

Hawaii. In Simons Augen konnte es nichts Schöneres geben, als an diesem Ort zu leben. Ideale klimatische Bedingungen, blühende Bäume, Vulkane, riesige Zuckerrohrplantagen und Korallenriffe, in denen Millionen Vögel nisteten. Und erst die Strände. Unglaublich. Pechschwarze Strände aus feingemahlenem Lavagestein. Strände, rosa von Korallensand. Und Strände mit schneeweißem, weichem Sand. Und dazu der Anblick der Mädchen, der schon genügte, um einen aus der Haut fahren zu lassen. Chinesinnen, Japanerinnen, Polynesierinnen und

Weisse. Ein Regenbogen aus Superhasen in atemberaubenden Bikinis, bis zur Hüfte geschlitzten Kleidern und Shorts, die noch wesentlich knapper und kürzer waren, als er sie selbst in Kalifornien zu Gesicht bekommen hatte. Wenn es ein Paradies auf Erden gab, dann lag es mit Sicherheit in Hawaii.

Aufgrund seiner Lage zwischen Ost und West inmitten des Pazifik stellte Hawaii ausserdem eine wichtige Schnittstelle von Geheimdienstaktivitäten aller Art dar. Es wimmelte hier regelrecht von Spionen. Alexis war begeistert. Sie unternahm lange Hafen und Strandspaziergänge mit Simon und zeigte ihm russische Schiffe, die hier auffallend häufig vertreten waren. Sie erzählte ihm, dass auf Hawaii jeder jeden überwachte und abhörte. Jede Botschaft, jedes Regierungsgebäude, jede Handelskommission war mit Wanzen gespickt. Hawaii war ein tropisch idyllischer Tummelplatz für Agenten aus aller Herren Länder. Und dazu kam noch, dass viele ehemalige CIA-Angehörige ihren Lebensabend hier verbrachten und wie Simons Eltern hin und wieder noch den einen oder anderen Einzelauftrag übernahmen.

Mit diesem Problem sollte Simon sich nachhaltiger auseinandersetzen, als er diesen grossen, braunen Umschlag in seinem Zimmer fand. Das war an dem Tag, als sie in das bescheidene Haus in der Merchant Street, Honolulu Wall Street, einzogen. Ein chinesischer Möbelpacker hatte einen Karton mit Alexis' Büchern auf Simons Bett abgestellt, wo er eigentlich nicht hingehörte. Da der Umschlag aus dem Karton gerutscht war, hob Simon ihn vom Boden auf und sah hinein, ohne sich etwas dabei zu denken. Vergilbte Zeitungsausschnitte, Flugscheinquittungen für einfache Tickets von Honolulu nach L. A. und ein paar Briefe, die an seine Mutter adressiert waren. Die Briefe trugen den Poststempel von Hawaii. Absender hatten sie keinen.

Er nahm einen Zeitungsausschnitt heraus. Er stammte aus einer San Franciscoer Tageszeitung vom 15. Dezember 1943 und befasste sich mit dem Mord an einem gewissen William Linder, einem Anwalt und Stadtratsmitglied. Linders blutüberströmte Leiche war mit gebrochenem Genick, gebrochenem Schlüsselbein und mehreren

angebrochenen Rippen aufgefunden worden. Die Polizei war der festen Überzeugung, dass >das schändliche Verbrechen auf das Konto von John Kanna ging, >einem Amerika hassenden Japaner, der aus dem Internierungslager für Japaner in Tule Lake, Kalifornien, entflohen war<. Kanna befand sich noch auf freiem Fuss, aber Polizei und FBI waren entschlossen, >diesen sadistischen Teufel aus dem Land der aufgehenden Sonne zu fassen, der auf so brutale Weise den anständigen weissen Mann ermordet hatte, der ihm jahrelang in Freundschaft zugetan gewesen war<.

Sadistischer Teufel aus dem Land der aufgehenden Sonne. Sollte das ein Witz sein oder was? Alexis hatte Simon von der schändlichen Behandlung erzählt, welche den Japanern während des Krieges in Amerika widerfahren war. Sie hatte mit den Tränen kämpfen müssen; überhaupt war dies eines der wenigen Male gewesen, in denen sie Simon gegenüber zugegeben hatte, dass Amerika etwas Verwerfliches getan hatte. Sie war in San Francisco in einem Japanerviertel aufgewachsen; die Vorstellung, diese Menschen könnten Saboteure oder ausländische Agenten sein, war absolut schwachsinnig. Dennoch wurden hundertzwanzigtausend Japaner, die vor allem an der Westküste ansässig waren, in über ein Dutzend Bundesstaaten verteilte Konzentrationslager gesteckt. Warum?

»Rassenvorurteile und Kriegshysterie«, hatte Alexis dazu gesagt. »Nach Pearl Harbor war das ganze Land in Panik. Es wollte Rache an Japan, und zwar ganz gleich, auf welchem Wege.«

Simon las weiter. Laut Aussagen von Polizeicaptain Swanson Baptiste war John Kanna einer der Rädelsführer der Novemberunruhen in dem Internierungslager von Tule Lake gewesen, die von der japanischen Regierung zu dem Zweck angestiftet worden waren, die amerikanische Regierung in ein schlechtes Licht zu rücken. Im Lager hatte Kanna ein Funkgerät versteckt, über das er in direktem Funkkontakt mit Tokio stand. Kanna wurde weiter als blutdürstiges Monster geschildert, ein vor nichts zurückschreckender Untermensch, der im Zuge seiner Flucht zwei Militärpolizisten mit blossen Händen getötet

hatte. Captain Baptiste bezeichnete dies als einen Affront gegen jeden tapferen weissen Soldaten, der irgendwo auf der Welt für sein Vaterland kämpfte. Des weiteren erbot sich Captain Baptiste, Kanna persönlich an den Todesstuhl in der Gaskammer zu schnallen und die Gaspatrone zu werfen, die diesem miesen Japs den Garaus machen würde. Simon steckte den Zeitungsausschnitt in den Umschlag zurück. Obwohl Kanna drei Menschen ins Jenseits befördert hatte, konnte er dennoch nicht umhin, mit ihm zu sympathisieren. Wenn er nicht in dieses Internierungslager gesteckt worden wäre, wäre es mit Sicherheit auch nicht zu diesen Morden gekommen. Simon fragte sich, weshalb wohl seine Mutter sich für diesen Mann interessierte, und gelangte schliesslich zu dem Schluss, dass das Ganze wohl mit ihrer ehemaligen Tätigkeit für den OSS zu tun haben musste.

Als nächstes nahm Simon ein postkartengrosses Schwarzweissfoto aus dem Umschlag. Im Lauf der Jahre braun verfärbt, zeigte es seine Mutter und einen Japaner auf einer breiten Treppe, bei der es sich um den Eingang zu einer Collegebibliothek hätte handeln können. Die Aufnahme stammte aus den dreissiger Jahren, als seine Mutter an der University of San Francisco studiert hatte. Mit ihren weissen Söckchen, dem Faltenrock und den auf die Ellbogen hochgeschobenen Ärmeln ihres Pullovers sah sie aus wie eine magere June Allyson. Sie kniff wegen der Sonne die Augen zusammen. In einem Arm hielt sie einen Packen Bücher, den anderen hatte sie dem Japaner um die Schulter gelegt.

Der Japaner hätte etwa im Alter seiner Mutter sein können. In Anzug und Krawatte, seine Mütze mit beiden Händen haltend, wirkte er wesentlich steifer, förmlicher. Er starrte geradeaus vor sich hin, kein Stirnrunzeln, kein Lächeln, eine Miene bar jeden Ausdrucks. Man konnte in sein Gesicht hineinlesen, was man wollte. Dieser Mann war wie der Ozean selbst. Man mochte noch so viele Lotungen vornehmen, voll und ganz würde er sich nie ausloten lassen. Er stand zwar neben Simons Mutter auf dieser Treppe, aber in Wirklichkeit war er ganz woanders. Das Komische daran war, dass Simons Mutter sich dessen durchaus bewusst zu

sein schien, ohne jedoch daran Anstoss zu nehmen. Der Japaner hatte kräftige Schultern und stand mit gespreizten Beinen und in der Haltung eines Mannes da, der die Situation im Griff hatte. Irgend etwas war zwischen ihm und Simons Mutter.

»Simon!«

So was Blödes. Alexis. Sie stand in der Tür von Simons Zimmer, ausser sich vor Wut. Als nächstes stürzte sie auf ihn zu und riss ihm das Foto aus der Hand. »Tu das bitte nie, nie wieder. Lass dich nie mehr dabei erwischen, in meinen Sachen herumzuznuffeln!«

In ihren Sachen herumzuznuffeln. Mein Gott. Um nichts in der Welt hätte er seine Nase in ihre Sachen gesteckt; das wusste sie sehr gut. Hätte dieser Trottel von Möbelpacker den Karton nicht im falschen Zimmer abgestellt, hätte er diesen Umschlag nie zu Gesicht bekommen. Vielleicht war der Umzugsstress seiner Mutter etwas in den Kopf gestiegen. Er stützte sich also auf einen Ellbogen auf und sah seine Mutter an, die ihn noch immer böse anstarrte. Sie führte sich ja auf, als hätte er etwas fürchterlich Grässliches getan. Besser einfach mal abwarten und sehen, was sie als nächstes tun würde.

Und schliesslich tat sie auch etwas. Sie hob die Schultern und atmete heftig aus, als sie sie wieder fallen liess. Dann wandte sie sich von ihm ab, um durch das Fenster auf die chinesischen Möbelpacker hinabzustarren, die sich im Vorgarten zu schaffen machten. »Wenn diese verdammten Schlitzaugen noch eine Lampe zu Bruch gehen lassen, dann reisse ich einem von ihnen persönlich das Herz aus der Brust.« Sie schickte sich an, den Raum wieder zu verlassen. Offensichtlich hatte sie ihre Gefühle wieder einigermassen im Griff. In der Tür drehte sie sich noch einmal um. »Das sind nur die Entzugserscheinungen; wie du weisst, habe ich vor zwei Tagen wieder mal - ich weiss nicht, zum wievielten Mal - das Rauchen aufgegeben. Tut mir leid, dass ich eben so ausfallend geworden bin.«

»Macht doch nichts. Wenn du über die Sache noch mal in Ruhe reden willst, dann können wir das bei Gelegenheit ja mal nachholen. Muss aber nicht sein. Eines hätte mich allerdings interessiert: Haben sie diesen Kanna je gefasst?«

Er sah ihren Kopf hochzucken und eine Hand sich mit weiss hervortretenden Knöcheln um den Türrahmen krallen. Simon brauchte gar nicht erst in ihr Gesicht zu schauen, um zu wissen, dass die Anspannung von vorhin zurückgekehrt war. Jede einzelne Bewegung ihres Körpers schien hinauszuschreien, dass ihr bei der Erwähnung dieses Namens eine Sicherung durchzubrennen drohte. »Nein«, entgegnete sie knapp. »Sie haben ihn nie gefasst.« Und dann war sie verschwunden. Ohne eine weitere Erklärung, ohne eine weitere Äusserung über Kannas weiteres Schicksal. Nur: >Nein, sie haben ihn nie gefasst. < Und dann nichts wie weg.

Simon setzte sich auf dem Bett auf. Was sollte das nun wieder? Da hatte er nun nichts weiter als eine harmlose Frage gestellt, und doch war sie der Grund dafür, dass seine Mutter weinend aus dem Zimmer gestürzt war. Er fragte sich ernsthaft, ob sie nicht künftig besser einen Hut tragen sollte, wenn sie sich so viel in der Sonne aufhielt.

Als Simon kurz vor dem Abschluss der High School stand, hatte er sich auf Hawaii längst einen Namen als hervorragender Sportler gemacht, und entsprechend flatterten ihm mehrere Stipendien für verschiedene Colleges ins Haus. Er brauchte sich nur für eines entscheiden und wäre für die nächsten vier Jahre bestens versorgt gewesen. Er hätte für das College sportliche Ehren errungen und nebenbei studiert. Überhaupt war der Sport aus seinem Leben nicht wegzudenken; er ermöglichte es Simon, zu sehen, wie gut er war, wie weit er es gebracht hatte. Gleichzeitig übte die damit verbundene Möglichkeit, mitzuverfolgen, wie Körper und Geist immer näher an die ihnen gesteckten natürlichen Grenzen heranrückten, eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf Simon aus.

Seine Mutter verstand dies besser als sein Vater. Besser auch als seine Freunde und manche seiner Trainer. Die Jahre, während deren sie seine Fortschritte im Boxen mitverfolgt hatte, hatten ihr Auge für die Sinnlichkeit geschärft, welche alle Sportler in dem, was sie taten, verspürten. Doch trotz all ihren Stolzes auf Simons Leistungen, zog sie einen klaren Schlussstrich, als Simon die Banzai Pipeline riskieren wollte. Diese Welle war schon

zahlreichen Surfern zum Verhängnis geworden; sei es, dass sie sie das Leben gekostet oder sie lebenslang zu Krüppeln gemacht hatte. Was zählten angesichts dessen also die wenigen, die dieses Abenteuer lebend überstanden hatten, um sich im Ruhm ihrer Glanztat zu sonnen. Alexis hatte ein höchst ungutes Gefühl, was diese Welle betraf. Sie wollte unter keinen Umständen zulassen, dass Simon auch nur mit dem Gedanken an dieses Wagnis spielte. Sie bestand darauf, dass er ihr versprach, die Pipeline nie zu surfen. Er sagte, was sie hören wollte.

Aber er hatte die Freiheit kennengelernt, indem er Risiken eingegangen war. Risiken einzugehen war eine Droge. Nachdem er einmal damit angefangen hatte, konnte er nicht mehr ohne Risiken leben.

Simon war achtzehn, als er die Banzai Pipeline herausforderte. Eines Morgens im Dezember packte er sein schwerstes Board in seinen Jeep und fuhr zum Sunset Beach hinaus, gegen den die Banzai Pipeline, die gefährlichste Welle der Welt, anbrandete. Auf Waikiki machte ihm beim Surfen keiner so leicht etwas vor, und am nötigen Mut fehlte es ihm auch nicht. Warum das Ganze also noch länger aufschieben? Sein

Vater flog gerade für eine niederländische Ölgesellschaft Bohrgeräte nach Djakarta, und seine Mutter, die an der University of Hawaii unterrichtete, würde während der nächsten Tage hinlänglich mit dem Korrigieren der Abschlussprüfungen beschäftigt sein. Das hiess, dass sie täglich achtzehn Stunden ohne Unterbrechung arbeitete und sich für die verbleibenden sechs Stunden Schlaf kaum die Mühe machen würde, noch die lange Fahrt nach Hause auf sich zu nehmen; sie würde mit Sicherheit die Woche über auf dem Campus übernachten. Simon hatte mittlerweile ein Stipendium für die University of Hawaii angenommen, wo man in Shorts, TShirt und barfuss zum Unterricht erscheinen konnte, ohne Aufsehen zu erregen. So etwas wurde dort sehr locker gehandhabt.

Aber erst galt es noch, die Banzai Pipeline hinter sich zu bringen.

Es war ganz schön beängstigend.

Von einer Klippe über dem Sunset Beach beobachteten Simon und Dutzende anderer Leute, wie die gewaltigen Winterwellen gegen die Küste anbrandeten. Die Pipeline war gewaltig und wild. Unter lautem Tosen krachte sie auf den Strand, so dass der Boden von der Wucht des Aufpralls leicht erzitterte. Keiner der Anwesenden sprach ein Wort. Alle starrten nur schweigend auf die gigantischen Wellen, die einen bedrohlichen Tunnel bildeten, bevor sie sich über dem Riff brachen. Niemand hielt an diesem Tag am Strand ein Picknick ab. Kein einziges Liebespaar schlenderte Hand in Hand über den muschelübersäten weissen Sand. Hinter den Klippen standen ein paar Feuerwehrfahrzeuge in Bereitschaft; ihre Mannschaften starrten auf die tosende See hinaus, ob dort jemand in Bedrängnis geraten war. Selbstverständlich waren überall Warnschilder aufgestellt, die jedoch niemanden, der wirklich entschlossen war, das Wagnis einzugehen, von seinem Vorhaben abzuhalten vermochten. Und niemand war fester entschlossen als ein echter Surfer.

Simon war schon öfter zu diesem Strand herausgefahren, um bei verschiedenen Surfwettbewerben zuzuschauen. Dabei hatte ihn die Banzai Pipeline jedesmal wie ein Magnet angezogen allerdings immer nur als Zuschauer. Einmal hatte er beobachtet, wie ein Mädchen bei dem Versuch, die Banzai Pipeline zu bezwingen, ums Leben gekommen war. Blutend am ganzen Körper, hatten die Feuerwehrmänner sie leblos aus dem Wasser gezogen. Was Simon jedoch am nachhaltigsten im Gedächtnis haften geblieben war, war ihr Surfbrett; es war, übersät von tiefen, hässlichen Furchen, die von den unter der Wasseroberfläche verborgenen, messerscharfen Korallen herrührten, an Land gespült worden.

Und an diesem Tag machte die Pipeline noch einen wesentlich gefährlicheren Eindruck als an dem Tag, an dem es das Mädchen erwischt hatte.

>Scheiss drauf. Mach dir keine Sorgen, Tu's einfach!
Simons Magen krampfte sich leicht zusammen, als er sich einen Weg durch die Menge bahnte und zu seinem Jeep ging. Er hob die >Elefantenbüchse< vom Rücksitz. Das war ein Drei-Meter-Brett aus balsabeschichtetem Fiberglas, mit

einer hochgekrümmten Spitze, um es über Wasser zu halten, und einer Flosse zu seiner Stabilisierung. Gewicht: fünfzehn Kilo. Er nahm es also einfach unter den Arm, als er den Weg auf der linken Seite der Felsen zum Strand hinunterging.

Am Fuss der Felsen erreichte er eine Böschung, von der man auf den Strand hinuntergelangte. Fünf oder sechs Leute standen auf dieser erhöhten Stelle und liessen sich von der Gischt nass spritzen, während sie die Pipeline aus nächster Nähe begutachteten. Zwei hatten Surfbretter dabei, aber Simon konnte ihnen sofort ansehen, dass keiner von ihnen sich ins Wasser wagen würde. Zu Hause, in ihrem Viertel, waren diese Burschen sicher die grossen Surfcraeks, aber was sie hier vor sich hatten, liess sie sich doch eines besseren besinnen.

Ein paar Sekunden ging es Simon wie ihnen. Aus dieser Nähe war die Banzai Pipeline wirklich überwältigend. Unschlagbar. Und das Tosen. Ein paar der jungen Burschen in seiner Nähe hielten sich die Hände über die Ohren, während sie völlig durchnässt auf der leichten Anhöhe standen.

Simon handelte wie im Traum. Er watete ins Wasser hinaus, legte sich bäuchlings auf sein Brett und paddelte zum Lineup hinaus, der Ausgangsposition für seine Fahrt durch die Pipeline. Die Gewalt des Ozeans schockierte ihn. Er musste von Anfang an gegen sie ankämpfen, um nicht aufs Meer hinausgetrieben zu werden. Aber er schaffte es; er konnte verhindern, dass sein Brett in die falsche Richtung getrieben wurde. Er hatte die Situation im Griff. Und jetzt los.

Er richtete sich in perfekter Balance auf und lenkte, wie er das unzählige Male zuvor getan hatte, das Brett übers Wasser. Er erreichte den Lineup und glitt ungehindert in die Pipeline. Gleichzeitig fühlte er sich von einem erhebenden, nie gekannten Glücksgefühl durchpulst. Ein kurzer Blick nach links. Der Tunnel stieg an, entzog sich seinem Blick eine bedrohliche Wasserwand, die sich mit Tonnenschwere auf ihn herabzuwölben begann. Ein beängstigender Anblick. Doch inzwischen war es zu spät, um noch etwas anderes tun zu können, als weiterzugleiten, direkt auf die Gefahr zu.

Die Sonne verblasste, wurde schwächer, und plötzlich war es vollkommen dunkel um Simon herum; er befand sich in einem Tunnel aus Wasser, der von Sekunde zu Sekunde enger wurde, während er auf seinem Surfbrett durch ihn hindurchschoss. Er war ringsum von Wasser umschlossen, und ihm blieben nur wenige Sekunden, um aus diesem immer enger werdenden Tunnel zu entkommen. Simon jauchzte vor Freude. Er befand sich in der Pipeline und war noch nie im Leben so glücklich gewesen.

Er ging in die Knie, streckte die Arme seitlich vom Körper. Versuchte mühsam, das Gleichgewicht zu wahren. Nun begann der Wettlauf mit der Zeit. Er konzentrierte sich auf den Flecken Sonnenlicht am Ende des Tunnels aus Wasser. Unglaublich, wie rasch sich die Wasserwände ringsum zusammenzogen. Er musste schneller vorankommen. Es wurde immer dunkler.

Und dann brach die Welle mit entsetzlicher Schnelligkeit über ihm, riss ihn von seinem Brett und drückte ihn mit unvorstellbarer Gewalt in den erstickenden Wirbel eines Unterwassersandsturms hinab. Sein Körper wurde verdreht und hin und her geschleudert, während er verzweifelt mit den Beinen um sich trat und die Augen freizubekommen versuchte. Um freilich nur ein Dunkel zu sehen zu bekommen, das ihm jede Orientierungsmöglichkeit raubte. Von panischer Angst erfüllt, versuchte er dem tosenden Wasser und den wirbelnden Sandmassen zu entkommen und sich unter Aufbietung aller Kräfte an die Oberfläche zu kämpfen. Sein ganzes Hoffen, Flehen, Beten galt nur noch dem einen Gedanken, die Oberfläche zu erreichen. Aber die Welle war unerbittlich; sie gab Simon nicht frei. Mit unvorstellbarer Kraft wirbelte, zerrte, schleuderte sie ihn mit sich, um ihm gleichzeitig lebensnotwendigen Sauerstoff zu versagen. Er schluckte Meerwasser und Sand und wusste, dass er sterben würde, wusste, dass er in ein ständiges, entsetzliches Unbekanntes geschleudert wurde. Er hätte doch auf seine Mutter hören und sich nicht auf dieses Wagnis einlassen sollen. Er war ein naseweiser Klugscheisser. Und genau aus diesem Grund würde er hier nun auch den Tod finden.

Und dann schoss er mit raketenartiger Geschwindigkeit durchs Wasser und schrie auf, als die messerscharfen Korallen seinen Körper zerfetzten und seine beiden Beine zerschmetterten. In den wenigen ihm noch verbleibenden Sekunden der Bewusstheit ging ihm eine beängstigende Wahrheit auf dass er die Kontrolle über sein Leben verloren hatte. Zum erstenmal war ihm diese Kontrolle über sein Leben entglitten, und in diesem Wissen überliess sich Simon nun völlig der ihn umtosenden Gewalt des Ozeans, dem unentrinnbaren Schrecken der Banzai Pipeline.

Im Juli des darauffolgenden Jahres sass Simon in einem Gartenstuhl auf der Terrasse eines Hauses auf dem Gipfel des Mount Tantalus. Gegen den Tisch neben ihm waren ein Paar Krücken gelehnt. Obwohl er sich bereits seit zwei Tagen in diesem Haus aufhielt, hatte er noch immer nicht die Bekanntschaft seines Besitzers gemacht. Zumindest wusste er, dass es sich dabei um einen Freund seiner Mutter handelte, der allem Anschein nach auch nicht gerade minderbemittelt war. Der elegante Bungalow im Ranchhausstil barg sowohl Räume mit westlicher wie mit japanischer Einrichtung, darunter Tempelschnitzereien aus Teakholz, Lacktischchen,

Seidenwandbilder, Zeichnungen von Picasso und ein Cembalo. Tatami-Böden und verschiebbare Wände aus Reispapier.

Aber nicht ein Foto oder Gemälde des Besitzers. Nichts, was Simon irgendwelche Aufschlüsse auf sein Aussehen hätte vermitteln können. Keine Frau, keine Kinder, keine Verwandten. Nur ein alter japanischer Diener, der zu kommen und zu gehen schien, wie es ihm passte. Schliesslich gestand Alexis ihrem Sohn jedoch, dass der Besitzer des Hauses Japaner wäre; aber mehr sagte sie nicht. Simon würde ihn bald kennenlernen, und dann würde er alles erklärt bekommen.

Mount Tantalus war Honolulu höchst gelegene Wohngegend und darüber hinaus eine seiner exklusivsten. Obwohl Tantalus nur eine Stunde von der Innenstadt von Honolulu entfernt war, war Simon am Tag zuvor zum erstenmal hierher gekommen. Tantalus war nur etwas für

Leute, die eine Menge Geld hatten und sich gern langweilten.

Die Szenerie war geprägt von Vier-Wagen-Garagen, sorgfältig gepflegten Rasenflächen und ZUTRITT-VERBOTEN-Schildern, alles verborgen hinter dem tropischen Gewucher von gigantischen Philodendronbüschen und Farnen. Aber keine Läden, Kinos, Wäschereien oder Zeitschriftenkioske. Einfach langweilig. Alexis hatte Simon daraufhin auf die Vorzüge von Tantalus hingewiesen; unter anderem war es hier oben kühl und feucht genug, um Rosen zu züchten der einzige Ort auf ganz Oahu, wo dies möglich war. Ausserdem konnte man stundenlang durch die üppige Vegetation wandern und Guavas und Passionsfrüchte pflücken. Nicht schlecht, fand Simon wenn man gehen kann; aber da er nun mal nicht gehen konnte, sah er nicht ein, was daran so grossartig hätte sein sollen. Er war nach wie vor auf Krücken, Rollstuhl und Prothesen angewiesen. Seine Beine konnten sich zwar noch etwas kräftigen, sagten die Ärzte, aber nicht viel. Die Prothesen würde er jedenfalls für den Rest seines Lebens tragen müssen.

Die Pipeline hatte ihn zwar nicht das Leben gekostet, aber sie hatte ihm seine Beine genommen, ihn für sein weiteres Leben als Sportler erledigt. Er hatte noch andere Verletzungen erlitten einen gebrochenen Arm, Rippenbrüche, tiefe Hautabschürfungen und eine Infektion von den Seeigelstacheln. Doch im Vergleich zu dem Schaden an seinen Beinen war das alles nichts. Beide waren gebrochen und übel zerschunden. Simon war monatelang im Gips gelegen, und als er ihm schliesslich abgenommen wurde, hatte er auf seine Beine hinuntergeschaut und zu weinen begonnen. Sie waren zu dünnen Stecken geschrumpft. Schon allein vom Anblick der Narben hätte einem übel werden können. Bis auf seine Beine waren seine übrigen Verletzungen wieder bestens verheilt; aber seine Beine würden nach Aussagen der Ärzte nie mehr so werden, wie sie einmal gewesen waren.

Die Ärzte konnten ihn mal. Sie hatten ihn mit ihrem üblichen Geseiere abgespeist. »Du kannst wirklich von Glück reden, mein Junge, dass du überhaupt noch am Leben

bist. Am besten findest du dich damit ab, was passiert ist; versuch dem Leben das Beste abzugewinnen. Es hätte noch viel schlimmer kommen können.« Nein, schlimmer hätte es keineswegs kommen können, Onkel Doktor, und wenn Sie anders denken, dann nur, weil Sie einen Haufen Scheisse im Hirn haben. Nachdem er vom Sunset Beach mit dem Krankenwagen in die Klinik gebracht worden war, hatten die Ärzte beide Beine amputieren wollen. »Anders können wir ihn nicht durchbringen«, hatten sie dazu erklärt. »Die Situation ist lebensbedrohlich, Mrs. Bendor, und wir benötigen Ihre Zustimmung für eine unverzügliche Amputation.«

»Kommt überhaupt nicht in Frage«, setzte sich Alexis zur Wehr. »Sie kennen meinen Sohn nicht. Er würde sich eher umbringen, als dass er als Krüppel weiterleben würde. Und wer sind Sie ausserdem, mir zuzumuten, ihm so etwas anzutun? Nicht mit mir, meine Herren. Nicht mit mir.« Die Ärzte senkten ihre Stimmen und versuchten der hysterischen Frau gut zuzureden. Alexis gab jedoch nicht klein bei. »Nur über meine Leiche«, erklärte sie entschlossen. Und das war das letzte, was sie zu ihnen sagte. Sie telefonierte mit Washington, worauf ein Chirurgenteam aus Pearl Harbor, das auf solche Fälle spezialisiert war, Simon dann zweiundsiebzig Stunden lang operierte. In der Klinik nannte man Alexis hinter ihrem Rücken zwar den Hausdrachen, aber immerhin rettete sie Simons Beine.

Und das alles hatte sie vollkommen allein bewerkstelligt. Shea Bendor war in Indonesien ums Leben gekommen. Seine Leiche wurde in einem Reisfeld in Bogor gefunden, einem kleinen Ort siebenzig Kilometer südlich von Djakarta. Sein Gesicht war so stark entstellt, dass eine Identifikation nur vermittels seines Gebisses vorgenommen werden konnte. Hinsichtlich der Täter fehlte jede Spur, und die Polizei in Djakarta liess keinen Zweifel daran, dass sich daran auch in Zukunft kaum etwas ändern würde. Alexis war überzeugt, dass er wegen seiner Fracht getötet worden war, bei der es sich keineswegs um Bohrturmteile gehandelt hatte, sondern um Waffen automatische Gewehre, Granatwerfer, 45er Automatiks, Granaten. Die neue Weltwährung.

Seine früheren Geheimdienstmissionen waren herzlich simpel gewesen. In seiner Funktion als Pilot hatte er nichts anderes zu tun gehabt, als mit Ausländern sowie mit Geschäftsleuten, Journalisten und Gewerkschaftsführern zu sprechen und darüber dem amerikanischen Geheimdienst Bericht zu erstatten. Ganz simpel. Nur wurde die Welt von Tag zu Tag komplizierter. Alexis nahm an, dass Sheas Ermordung als Warnung an Amerika dienen sollte, sich künftig nicht mehr in indonesische Angelegenheiten einzumischen. Vielleicht dachten gewisse Personen dort drüben auch, dass Shea mehr gewusst hatte, als das tatsächlich der Fall gewesen war. Vielleicht hatte auch nur jemand ein dickes Geschäft mit den Waffen machen wollen, wobei ihm Shea im Weg war. Simon ging davon aus, dass der amerikanische Geheimdienst und seine indonesischen Partner ihren ursprünglichen Plan in letzter Sekunde noch einmal geändert hatten, und derjenige, der dies dann hatte ausbaden müssen, war sein Vater gewesen. Er sah darin nur ein weiteres Beispiel dafür, wie schwer es war, in dieser neuen, grausamen Welt ein Held zu sein.

Von der Terrasse hatte Simon einen unglaublichen Blick auf Honolulu. Es war erst neun Uhr vormittags, aber an den Stränden tummelten sich schon zahlreiche Sonnenhungrige. Surfer, Schwimmer, Windsurfer. Simon hatte Mühe, seine Tränen zurückzuhalten.

Er war früh aufgestanden, um zu vermeiden, dass irgend jemand ihn sah, wie er sich auf Krücken mühsam von Raum zu Raum schleppte. Er wollte keine mitleidigen Besuche von selten seiner alten Freunde mehr. Mitgefühl verhalf Simon nicht zu neuer Kraft, denn letztlich bemitleideten diese Leute in ihm nur das, was auch ihnen eines Tages zustossen konnte.

Gegen die Anwesenheit seiner Mutter hatte er jedoch nichts. Sie hatte unbezahlten Urlaub von der Universität genommen, um ihn zu pflegen, seine Beine zu massieren, für ihn zu kochen und ihm vorzulesen. Sie hatte sogar im Krankenhaus in seinem Zimmer geschlafen, um ihn vor den Ärzten zu schützen, damit sie, wie sie es nannte, nicht auf dumme Gedanken kamen. Sie war unmittelbar nach dem Unfall, als die Schmerzen und die Depressionen so schlimm

gewesen waren, dass er am liebsten gestorben wäre, ständig um ihn gewesen. Nur die endlosen Momente ihrer Liebe und Zuneigung hatten ihn damals am Leben gehalten.

Gelegentlich hatte Simon sich von Paul Anami anrufen lassen, einem jungen Japaner, der ihn damals am Sunset Beach als erster aus dem Wasser gezogen hatte. Aber das war auch schon alles, was er an mitfühlenden Anrufen zuliess.

Während Simon nun auf der Terrasse des Hauses auf Mount Tantalus sass, sah er seine Mutter und einen Japaner auf sich zukommen. Beide trugen Kimonos und Holzsandalen. Gekleidet wie Mann und Frau. Ein Blick auf die beiden genügte Simon, um zu wissen, dass seine Mutter und dieser Mann mehr als nur gute Freunde waren. Seine Mutter wirkte gelöst, als er sie seit langem gesehen hatte. Sie war dezent geschminkt und hatte sich mit einem Band das Haar zusammengebunden. Er fragte sich, ob sie und dieser Japaner wohl eine Beziehung miteinander hatten, um sich jedoch sogleich sagen zu müssen, dass er ihr dies auf keinen Fall zum Vorwurf hätte machen können. Die nervliche Anspannung der letzten sechs Monate hatte deutlich sichtbare Spuren hinterlassen.

Sie rauchte eine Zigarette nach der anderen und hatte einen nervösen Tick unter dem linken Auge. Ihr Gesicht wies die ersten Falten auf, was Simon mit Erschrecken ins Bewusstsein rief, dass seine Mutter alt wurde; und er bekam Angst, sie eines Tages zu verlieren.

Das Haus gehörte dem Japaner; daran bestand kein Zweifel. Er hielt sich inzwischen zurück und gestattete Alexis, allein vorzutreten und mit Simon zu sprechen. Der Mann hätte ebenso gut fünfunddreissig wie fünfzig sein können und kam Simon irgendwie bekannt vor. Doch wusste Simon nicht recht, wo er ihn schon mal gesehen hatte; aber das würde ihm schon noch einfallen. Der Japaner war kräftig gebaut und hatte ergrauende Schläfen; ausserdem haftete ihm die Aura eines Mannes an, der sich einzig und allein auf sich selbst verliess. Unwillkürlich dachte Simon: Dieser Mann ist der festen Überzeugung, keine Grenzen zu kennen. Wie ich einmal war. Gleichzeitig dachte er: Irgendwoher kommt mir dieser Mann bekannt vor. Genau, es war der Mann auf

dem Foto mit Alexis, das vor etwa fünfundzwanzig Jahren auf der Freitreppe der Universitätsbibliothek aufgenommen worden war. Das war eindeutig derselbe Mann.

Alexis stand fast eine ganze Minute vor Simon, bis sie sich schliesslich ein Herz fasste, das Wort an ihn zu richten. Beim Sprechen sah sie unverwandt auf den Regenwald hinaus. »Ich kenne ihn schon sehr lange. Wir haben eine Beziehung miteinander oder zumindest nehme ich 'an, dass du es so ausdrücken würdest, und zwar seit unserer Studienzeit an der University of San Francisco. Es würde mir das Herz brechen, wenn ich deshalb in deiner Achtung sinken sollte, aber dennoch stehe ich zu dem, was ich getan habe. Dein Vater wusste davon und hat sich damit abgefunden. Dadurch wurde das Ganze für mich wesentlich einfacher, da ich sie, wie du siehst, beide wollte.«

Sie wartete auf eine Reaktion von Seiten Simons. Als eine solche jedoch ausblieb, fuhr sie fort: »Es fällt mir, weiss Gott, nicht leicht, über diese Dinge zu sprechen. Ich meine, wer ist schon imstande, anderen zu erklären, dass er zwei Menschen zugleich liebt? Bei Männern scheint so etwas ja an der Tages-Ordnung zu sein aber bei einer Frau. Mir hat dieser Sachverhalt jedenfalls schwer zu schaffen gemacht.« Simon berührte sie sanft am Arm. »Das ist doch rein deine Sache, was zwischen dir und diesem Mann ist.«

»Ich habe immer für dich gesorgt. Das weisst du doch.«

»Habe ich mich etwa jemals beklagt? Wenn du nicht gewesen wärest, wäre ich heute irgendein Monster mit zwei Stumpen anstatt Beinen, wie kläglich sie auch immer sein mögen.« Sein Kopf zuckte zu dem Japaner hinüber. »Du brauchst mir das Ganze nicht des langen und breiten auseinandersetzen, wenn du nicht willst. Du kennst mich doch gut genug, um zu wissen, dass ich mich durch nichts so leicht aus der Fassung bringen lasse. Mit Ausnahme meiner...« Er sah auf seine Beine hinab.

Alexis liess sich in einen Stuhl gegenüber Simon nieder. In der einen Hand hielt sie eine noch nicht angezündete Lucky Strike, in der anderen ein zierliches Goldfeuerzeug. »Aus diesem Grund habe ich dich hierhergebracht, Simon. Du musst mir etwas versprechen. Versprich mir, dass du alles tun wirst, was dir dieser Mann sagt ohne Widerrede und

ohne irgendwelche Fragen zu stellen. Vertrau mir. Bitte, hab Vertrauen in mich.«

Simon erwiderte, das hätte er, da auf sie Verlass wäre und er sowieso nichts mehr zu verlieren hätte. Er hätte auch bezüglich der Banzai Pipeline auf sie hören sollen.

Alexis steckte sich die Zigarette an, nahm einen tiefen Zug und drückte sie dann unverzüglich wieder in einem schwarzen Korallenaschenbecher aus. Ihr Blick wanderte zu dem stummen Japaner, dann wieder zurück zu Simon. »Die Leute hier in Hawaii kennen ihn unter dem Namen Victor Yashima. Aber das ist nicht sein richtiger Name.«

»Ich weiss«, entgegnete Simon. »Sein richtiger Name ist John Kanna.«

Alexis' Unterkiefer sackte unwillkürlich nach unten. »Mein Gott.« Sie sah den Mann an und schüttelte entschlossen den Kopf. Sie stritt alle Schuld ab. Der Mann begriff und nickte einmal kurz. Dann wanderte sein Blick zu Simon weiter und blieb auf ihm haften. Simon, dem das Ganze durchaus Genugtuung bereitere, hielt dem Blick des Japaners stand, bis er plötzlich Alexis sein Handgelenk packen spürte. Und zwar fest. »Woher weisst du das?« verlangte sie zu wissen.

»Die Pipeline hat zwar meine Beine auf dem Gewissen, aber meinem Kopf konnte sie nicht das geringste anhaben. Du hast doch eben selbst deine Studentenzeit erwähnt. Dabei fiel mir wieder dieses Foto ein, von dem du nicht wolltest, dass ich es sah. Auf dem ihr beide abgebildet seid. Es wurde vor der Universitätsbibliothek aufgenommen. Deshalb habe ich Mr. Kanna eben erkannt. Wegen dieses Fotos und wegen der Zeitungsausschnitte über seine Flucht aus dem Internierungslager und den Mord an drei Männern.«

»Ist das alles?« In Alexis' Stimme schwebten gleichzeitig bitterer Sarkasmus und Stolz mit.

»Ob das alles ist?« wiederholte Simon. »Mal sehen. Ach ja, du hast dich fürchterlich aufgeregt, als ich dich fragte, ob Mr. Kanna je gefasst worden wäre. Und da waren noch andere Sachen in diesem Umschlag. Zum Beispiel in Hawaii abgestempelte Briefe ohne Absender. Flugscheinquittungen von Honolulu nach L. A., ohne Rückflug «

»Sag ihm alles«, ergriff nun zum erstenmal Kanna das Wort. Seiner Stimme haftete die Sanftheit eines starken Mannes an, der es nicht nötig hatte, sich vor anderen aufzuspielen.

Alexis steckte sich eine frische Zigarette an, inhalierte tief und blies den Rauch aufs Meer hinaus. Ihr Blick wanderte zu Kanna. »Alles.«

Kalifornien, 1943. Für in Amerika lebende Japaner, die interniert wurden, galten extrem rigorose Bestimmungen. Sie hatten sich an einem ihnen bekanntgegebenen Termin freiwillig zu melden; durften lediglich so viel Gepäck mit sich führen, wie sie tragen konnten; und man liess ihnen acht bis zehn Tage Zeit, ihre persönlichen Angelegenheiten zu regeln, ihre Geschäfte aufzulösen und ihren Besitz zu verkaufen oder einem Vermögensverwalter zu überlassen. Unter dem Druck, ihren Besitz binnen kürzester Zeit zu verkaufen, wurden die Internierten selbstverständlich auf drastische Weise übervorteilt. Sie waren den zahlreichen Weissen, die aus ihrer Zwangslage zu profitieren beabsichtigten, hilflos ausgeliefert. Was die Japaner nicht verkaufen konnten, wurde vom Staat konfisziert und unter die jeweiligen Kommunen verteilt.

Um ihren Landbesitz nicht zu verlieren, überschrieb John Kannas Familie diesen an William Linder, einem Anwalt in San Francisco, der die Familie bis dahin in rechtlichen Angelegenheiten vertreten hatte. Linder versprach, den wertvollen Grundbesitz bis zur Freilassung der Kannas nach bestem Wissen und Gewissen zu verwalten. Aber kaum waren die Kannas in das Internierungslager in Tule Lake eingeliefert worden, verkaufte Linder das Land und strich den Gewinn selbst ein. Deshalb fürchtete Linder nun freilich die Rache der Kannas, von denen er wusste, dass sie von ninja abstammten, mittelalterlichen Spionen und Killern, und der buddhistischen Mikkyo-Sekte angehörten. Nach aussen hin unterschieden sich die Kannas in nichts von anderen, ganz normalen japanischen Familien. Sie arbeiteten hart, lebten zurückgezogen und fielen in nichts unangenehm auf. Doch wie viele in den Kampfkünsten Unterrichtete, die der Mikkyo-Sekte angehörten, vertraten sie den Glauben, dass deren Zauberpraktiken und

Anrufungen sich förderlich auf ihre kämpferischen Fähigkeiten ausübten. Mikkyo war ein geheimnisumworbener Kult, in dem Kampfkünste und schwarze Magie mit übernatürlichen Heilmethoden verbunden waren. Die Japaner bezeichneten diese Heilmethoden als Teate, Handauflegen. Obwohl man sich solche geheimnisvollen Kräfte noch eher in alten Zeiten vorstellen konnte, waren sie auch noch in der modernen Gegenwart anzutreffen.

So hatte John Kannas Vater Linders einzigen Sohn allein durch Handauflegen von Tuberkulose geheilt. Entsprechend befürchtete der Anwalt nun, diese Kraft könnte sich nun gegen ihn wenden, weshalb er beschloss, den Kannas zuvorzukommen. Er bestach zwei Militärpolizisten aus dem Lager, die Kannas zu ermorden. John, seine Eltern und seine zwölfjährige Schwester. Kein Problem, meinten die MPs. Im Falle eines Fluchtversuchs galt im Lager nur eine Regel: schießen, und nicht nur auf die Beine. Das Problem würde sich also ganz einfach lösen lassen, indem man die Japse bei einem Fluchtversuch ertappen würde.

Eines kalten Dezemberabends trieben die Militärpolizisten die Kannas also mit vorgehaltenen Gewehren in einen verlassen Teil des Lagers, den Ort ihres >Fluchversuchs<. Da sie nichts mehr zu verlieren hatten, setzten John Kanna und sein Vater sich zur Wehr und griffen dabei auf ihre geheimen Kampfpraktiken zurück. Sie vermochten zwar die MPs zu töten, erlitten aber auch in ihren Reihen schwere Verluste. Kannas Mutter wurde erschossen, der Vater tödlich verwundet. Im Sterben nahm er seinem Sohn noch das Versprechen ab, William Linder zu töten.

»Das sollte sich keineswegs als einfach erweisen«, fuhr Alexis fort. »Erst einmal musste John aus dem Lager entkommen. Vorbei an mit Maschinengewehren bestückten Wachtürmen, vorbei an unzähligen Strängen Stacheldraht, an bewaffneten Wachposten, Panzern und einem Bataillon schwer bewaffneter Infanteristen, die das Lager von aussen sicherten. Ich weiss bis heute nicht, wie er das geschafft hat. Ohne Nahrung, ohne fremde Unterstützung und dazu noch in der Winterkälte. Es erübrigt sich wohl, darauf

hinzuweisen, dass er auf der Stelle erschossen worden wäre, wenn ihn jemand ausserhalb des Lagers entdeckt hätte.«

»In diesem Zeitungsausschnitt stand etwas von einem Funkgerät«, warf Simon ein. »Er soll mit Tokio in Funkkontakt gestanden haben.«

»Das war eine Lüge. Nicht ein Japaner in diesem Land hat sich eines Akts der Sabotage oder der Spionage schuldig gemacht, obwohl sie dazu angesichts der Behandlung, die sie erfahren haben, allen Grund gehabt hätten. John hatte jedenfalls kein Funkgerät. Das wussten die Behörden selbstverständlich, aber sie versuchten den wahren Sachverhalt zu vertuschen.«

»Du sagst, er wäre ganz allein auf sich gestellt gewesen. Hast du ihm denn nicht geholfen?«

»Ich meinte damit, während der Flucht aus dem Lager. Später habe ich natürlich alles getan, ihm zu helfen.«

Simon taxierte Kanna. Mr. Supercool. Er stand so gelassen und teilnahmslos da, als hätte ihn jemand mit Beruhigungsmitteln vollgepumpt. »Was geschah, als Sie auf Linder getroffen sind?«

»Ich habe ihn getötet.« Ganz Sachlich. Und ohne einen Anflug von Reue.

»Haben Sie ihn denn nicht gefragt, warum er das getan hatte; weshalb er sein Wort gebrochen hatte?«

»Seine Gründe interessierten mich nicht. Nichts, was er hätte sagen können, hätte mich von meinem Entschluss abbringen können.«

Direkt und geradeheraus wie eine Kompassnadel, die schnurstracks nach Norden zeigte. Dieser Mann machte kein langes Federlesen und kam sofort zur Sache. Das gefiel Simon.

Inzwischen war John Kanna ein erfolgreicher Fischexporteur, der zurückgezogen lebte, Rosen züchtete und der Handelskammer angehörte. Er hatte nie geheiratet. Und da es für Mord keine Verjährung gab, befand er sich sozusagen noch immer auf der Flucht vor dem Arm des Gesetzes, der ihn wegen Mordes an drei Menschen in die Gaskammer zu bringen trachtete. Doch auf Alexis' Bitte hin hatte er sich bereit erklärt, sich Simons Beinen anzunehmen.

»Wie bitte?« entfuhr es Simon. »Wollen Sie etwa eines rot und das andere grün streichen und mich dann als Verkehrsampel für Tretautos einsetzen?«

Jedesmal wenn Alexis wütend wurde, verfärbte sich ihre Nase rot. Im Moment war sie fast violett.

Scheisse, dachte Simon, für einen Kerl mit schlechten Beinen, bin ich ihr diesmal aber ganz gewaltig auf den Schlips getreten. Sie versuchte ihm doch nur zu helfen. Wenn er hinsichtlich seiner Beine jede Hoffnung aufgegeben hatte, so galt dies noch lange nicht für seine Mutter. Andererseits hatte er dieses schmerzhaftes Wechselspiel aus Hoffnung und bitterer Enttäuschung, in dem sie von einem Spezialisten zum anderen gezogen waren, schon zu häufig mitgemacht, um seiner nicht überdrüssig geworden zu sein. Und wer war dieser John Kanna schon, wenn man mal davon absah, dass er zwei MPs und einen betrügerischen Anwalt kaltgemacht hatte? Wenn seine Mutter nur endlich einmal bereit gewesen wäre, einen Schlusstrich zu ziehen. Demnächst würde sie ihm noch erzählen, dass er eines Tages neben Nurejew in der Metropolitan auftreten würde.

Er versicherte seiner Mutter, er würde alles tun, was sie von ihm verlangte. Dann starrte er auf das Meer hinunter, wo zwei Auslegerboote auf Diamond Head zusteuerten. Als er sich wieder herumdrehte, war seine Mutter verschwunden. In ihrem Stuhl sass statt dessen John Kanna. Nicht das leiseste Geräusch hatte er gemacht, unser Mr. Supercool. Auf dem Tisch zwischen Kanna und Simon lag ein Farbfoto von Alexis in einem grüngelben Bikini; es war auf dieser Terrasse aufgenommen. Mit dem Zeigefinger tippte Kanna kurz auf das Foto und sagte: »Spuck' da drauf.«

Simon war sehr stolz auf seine Selbstbeherrschung, aber wenn seine Beine noch gesund gewesen wären, wäre er auf der Stelle über den Tisch gesprungen, um Kanna niederzuschlagen.

Kanna griff nach dem Foto und betrachtete es kurz. »Warum hast du nicht getan, was ich dir gesagt habe? Das ist doch nichts weiter als ein Stück Papier.« »Nicht für mich. Und das wissen Sie sehr gut.« Kanna lächelte kaum merklich. »Demnach ist es also für dich nicht nur ein Stück

Papier. Wir haben hier also ein Symbol von nicht unwesentlicher Bedeutung vor uns ein Symbol, das sehr intensive Gefühle weckt. Etwas, das so stark ist, dass es in dir den spontanen Impuls wachruft, den Mann niederzuschlagen, der dich auffordert, darauf zu spucken. Lass uns also mal sehen, ob du auch die Bedeutung anderer Symbole verstehst, ob du ihre Macht akzeptieren kannst. Auch die amerikanische Flagge ist doch so ein Symbol, oder nicht? Sie hat möglicherweise eine gewisse Bedeutung für dich. Eine Medaille, die du anlässlich eines Turnwettbewerbs gewonnen hast, ist ein solches Symbol. Und nicht minder gilt das für ein Erinnerungsstück von einem hübschen Mädchen,

das vielleicht sogar zu denen gehört, deren Anrufe du dich zu erwidern weigerst. Es gibt auch Leute, welche die See oder den Himmel als Symbole für Gott betrachten.«

Kannas Stimme haftete etwas Betäubendes, Hypnotisches an. Simon fühlte sich unwillkürlich in ihren Bann geschlagen, hypnotisiert. Ja, das war es. Hypnotisiert. Simons Aufmerksamkeit wurde auf Kannas Hände gelenkt, die inzwischen auf der Tischplatte ruhten, ohne jedoch wirklich zur Ruhe zu kommen. Mit seinen Fingern sah ihn Simon seltsame Bewegungen vollführen. Gleichzeitig hörte er Kanna sagen: »Ein starker Wille kann jeden Stein durchdringen. Dein Wille muss stark gemacht werden.« Simon, der kaum mehr seine Augen offen zu halten vermochte, dachte: Er kann doch wohl nicht mit mir reden. Mein Gott, dieser Mann konnte seine Finger ja überhaupt nicht stillhalten. Zuerst waren sie so ineinander verschlungen, dass sie alle Kanna zugewandt waren. Dann deuteten die Zeigefinger plötzlich auf Simon. Dann kam eine Faust auf der anderen zu ruhen, wobei ein Daumen auf Simon gerichtet war. Faszinierend, diesem Schauspiel zu folgen, aber zugleich auch höchst ungewöhnlich, wenn Simon es sich genauer überlegte. Kanna wirkte doch nun beileibe nicht nervös oder hektisch. Warum war er also so zappelig?

»Simon? Simon?« Die Stimme seiner Mutter. Sie stand neben seinem Stuhl und schüttelte ihn. Riss ihn aus tiefem Schlaf. Kaum zu glauben? Er hatte doch eben noch mit

Kanna gesprochen. Gleichzeitig verspürte er heftigeren Hunger, als das seit Monaten der Fall gewesen war.

»Ich habe dir etwas zu essen gebracht«, sagte Alexis. »Du könntest gut und gern ein paar Pfund zulegen. Ein Hühnchensandwich mit Vollkornbrot. Brauner Reis. Obst. John sagt, du solltest sorgfältig darauf achten, wovon du dich ernährst.«

»Wie lange habe ich geschlafen?«

»Über zwei Stunden.«

»Das soll wohl ein Witz sein.«

Sie zeigte ihm ihre Armbanduhr. Kurz vor zwölf Uhr mittags.

»Iss jetzt«, forderte sie ihn auf. »Wenn du fertig gegessen hast, möchte John, dass du nach drinnen kommst. Er ist in dem Zimmer, das sich unmittelbar an die Terrasse anschliesst das mit dem Altar.«

Simon biss in ein Stück Mango. Er hatte die Augen doch nur für eine Sekunde geschlossen eine Sekunde, die sich freilich länger als zwei Stunden erweisen sollte. Kanna hatte ihn hypnotisiert. Mikkyo. Was sonst hätte es sein können? Ausserdem hatte Simon seit seinem Unfall nicht mehr so gut geschlafen.

Er sagte zu seiner Mutter: »Du wusstest doch, was er mit mir vorhatte, oder nicht?«

»John meinte, du wärst sehr angespannt und dass du wohl schon lange nicht mehr richtig geschlafen hättest.«

»Damit hat er allerdings recht.«

»Er hat in vielen Dingen recht. Schliesslich beobachtet er dich schon seit ... «

»Er beobachtet mich?«

»Ja, er ist ein paarmal in die Klinik mitgekommen.«

»Aber ich habe ihn doch nie gesehen. Hat er dich nur begleitet, wenn ich geschlafen habe?«

»Nur einmal. Die anderen Male warst du zwar wach, aber du hast ihn nicht gesehen.«

»Willst du damit sagen, ich wäre wach gewesen und hätte ihn nicht in meinem Zimmer gesehen? Ach so, jetzt verstehe ich. Er hat sich als Arzt oder sonst etwas verkleidet.«

Alexis steckte eine Traube in ihren Mund. »Du hast ihn doch erkannt, als du ihn vorhin eben gesehen hast. Warum

solltest du ihn nicht erkannt haben, als er als Arzt verkleidet war? Das heisst falls er sich als Arzt verkleidet hat.«

Simon hörte zu kauen auf und starrte auf das Haus.

Ohne den Blick von ihrem Sohn abzuwenden, streckte Alexis nach einer weiteren Traube die Hand aus. »John wartet. Iss jetzt.«

Kanna steckte das Ziel. Die Pflege von Leib und Seele, die Entwicklung geistiger und körperlicher Kraft. Die innere Kraft war mächtiger. Sie beruhigte das Denken, schuf Selbstvertrauen und vermochte den Körper zu verjüngen. Ob im Kampf oder im Alltag ein starker Wille machte einen Menschen unbezwingbar. Doch erst musste Simon an diese Kraft glauben. Er musste hart an sich arbeiten, um sie in sich zu wecken. Er sollte aus eigener Erfahrung lernen, dass das Leben diese Geheimnisse tatsächlich barg, dass sie weder übernatürlich noch unerklärlich waren. Doch weder Worte noch Bücher konnten dieses Wissen vermitteln. Er würde es selbst erfahren müssen. Und wenn er das tat, würde er unter anderem auch damit belohnt werden, dass seine Beine wieder zu ihrer ursprünglichen Kraft zurückfanden.

Zweimal täglich im Morgengrauen und nachts trainierten sie gemeinsam. Wie Simon rasch erfahren sollte, war Kanna ein unerbittlich strenger Lehrer, der über eine makellose Technik in den Kampfkünsten verfügte. Und darin lag das Problem. Er wich keinen Deut von seiner Forderung ab, dass Simon seinen hohen Massstäben gerecht zu werden hätte. Doch wie sollte man jemanden wie Kanna zufriedenstellen? So etwas war unmöglich.

Kanna gab sich mit nichts Geringerem als Perfektion zufrieden. Nach einer Woche des Trainings mit ihm verstand Simon plötzlich, wie Kanna aus dem Internierungslager in Tule Lake entkommen und William Linder in die ewigen Jagdgründe schicken hatte können. Ob er Simon nun eine Schlagtechnik beibrachte, Beweglichkeitsübungen machte, ihn in die uralten Prinzipien von Mikkyo einführte oder ihm zeigte, wie man unbemerkt in ein Haus eindrang er war in allem der uneingeschränkte Krieger. Leicht zu bewundern, aber schwer zu mögen.

Das Training. Der körperliche Teil beruhte auf Karate und Ninjitsu. Kanna verbot Simon den Rollstuhl. Er und Simon saßen einander auf der Terrasse gegenüber und machten erst Beweglichkeitsübungen, um dann zu den unterschiedlichen Schlag und Trittechniken überzugehen. Simons Tritte waren jämmerlich. Es bedurfte aller seiner Kraft, um seine Beine auch nur einen Zentimeter vom Boden zu heben. Aber durch die Übungen und die Massagen unter Kannas kräftigen Händen besserte sich ihr Zustand merklich. Zwei Wochen nach dem ersten Training konnte Simon beide Beine hoch in die Luft heben und war nicht mehr auf den Rollstuhl angewiesen.

Wenn sie Ninjitsu trainierten, legte Simon selbst die Prothesen ab. Ninja waren >Einschleicher<, Sonderkommandos, die in die bestbewachteste Festung einzudringen vermochten. Kanna hatte seine eigene Methode, Simon beizubringen, wie man sich in ein Haus stahl. Simon musste durch das dunkle Haus kriechen, ohne ein Geräusch zu verursachen, ohne gegen ein Möbelstück zu stoßen, ohne eine Lampe umzustossen oder der Katze einen jähen Schreck einzujagen. Jedesmal wenn Simon ein Geräusch machte, schlug ihm Kanna, der sich irgendwo im Dunkel verborgen hielt, mit einem Bambusstab über Kopf und Schultern.

Kannas Korrekturen waren höchst schmerzhaft. Trotzdem machte Simon dieses Spiel Spass, weil er das Gefühl bekam, dass es wieder um etwas ging. Im Laufe der Zeit wurde er so geschickt, dass Kanna ihm zusätzliche Hindernisse in den Weg legte Glassplitter, Blechdosen, Metallteile. In den meisten Fällen konnte Simon sie lautlos passieren. Doch nicht immer. Dafür wusste Kanna schon zu sorgen.

Als Simon mehr über die Ninja von Kanna wissen wollte, erklärte dieser ihm, sie wären wahre Ausbruchkünstler, Spione und Meister in der Kunst der Täuschung gewesen, die sich als Soldat, Baum oder Priester zu tarnen wussten. Mit Hilfe der Dunkelheit und des Regens vermochten sich Ninja in den Augen gewöhnlicher Sterblicher unsichtbar zu machen. Und sie verstanden zu töten. Wenn es um sein

Überleben ging, liess ein ninja nichts unversucht, wie er auch seine Fähigkeiten für unbegrenzt erachtete. Simon wollte wissen, ob es in Hawaii noch andere ninja gäbe, was Kanna bejahte, wenn er sich auch weigerte, ihm ihre Namen zu nennen. Für das Leben eines ninja war strikte Geheimhaltung von vorrangiger Bedeutung. Die meisten hatten Feinde. In diesem Zusammenhang machte Kanna Simon darauf aufmerksam, dass auch ihm seine ninja-Ausbildung früher oder später Feinde schaffen würde. Wenn ich dafür meine Beine zurückbekomme, entgegnete Simon darauf, wäre mir das die Sache durchaus wert.

Mikkyo. Kannas Unterweisung im Weg der inneren Stärke begann mit kuji no in, dem Schreiben der neun Zeichen; dabei handelte es sich um die Technik der Fingerverschränkungen, vermittels deren man einen Gegner hypnotisieren oder in Gefahrensituationen sein eigenes Selbstvertrauen stärken konnte. Zweimal täglich vollführte Simon vor Kannas Altar die verschiedenen Handbewegungen. Er sass mit geradem Rücken auf dem mit Matten ausgelegten Boden und bemühte sich mit geschlossenen Augen, sein Bewusstsein zu leeren und sich auf seine innere Kraft zu konzentrieren. Dann presste er seine Zeigefinger fünfzigmal gegen seine Schädelbasis, um seine Gehirnfunktionen zu stimulieren. Danach drehte er, die Hände auf den Oberschenkeln ruhend, den Kopf fünfzigmal nach links und rechts, um dasselbe schliesslich mit seinem Oberkörper zu wiederholen. Diese Übung diente der Lockerung von Hals und Wirbelsäule. Zur Anregung des Blutkreislaufs rieb er dann die Handflächen aneinander, und darauf folgten Atemübungen.

Zu jedem der neun Zeichen gehörten verschiedene Fingerstellungen und Atemübungen sowie geistige und körperliche Ziele. Jedem entsprach ein aus neun vertikalen und horizontalen Linien bestehendes Symbol, das mit den Fingern in die Luft gezeichnet wurde. Jedes hing mit einem eigenen Zentrum geistiger und körperlicher Kraft im Körper zusammen. Jedem waren verschiedene Farben und Formen im Körperinnern zugeordnet. All das musste Simon sich sorgfältig einprägen. Und Kanna duldete auf diesem Gebiet keine Fehler oder Verwechslungen, die ausnahmslos mit

dem Bambusstock geahndet wurden. Im Laufe der Zeit begann Simon an das Ganze zu glauben nicht, weil ihm seine Mutter oder Kanna dies gesagt hatten, sondern weil seine Beine zunehmend kräftiger wurden. Weil er selbst die Kraft von Mikkyo erfuhr.

Rin Das erste Zeichen. Dient der Schärfung des Verstands und der Harmonisierung aller Körperorgane. Zeigefinger ausgestreckt, alle anderen Finger gekrümmt. Ziehe mit den Zeigefingern abwechselnd fünf waagerechte und vier senkrechte Striche in die Luft, so dass diese ein bestimmtes, aus neun Strichen bestehendes Zeichen bilden. Dann atme mit im Schoss verschränkten Händen tief ein und atme einundachtzigmal aus. Beim letzten Ausatmen halte den Atem an und denke an die innere Kraft. Halte die Luft einundachtzig Herzschläge lang in deinen Lungen.

To. Das zweite Zeichen. Dient dem Zweck, den Körper mit nutzbringender Energie zu durchfluten und die Wahrnehmungsfähigkeit zu erhöhen. Handflächen zusammen, Mittelfinger über den ausgestreckten Zeigefingern, die anderen Finger gekrümmt. Zeichne von neuem ein zweites, genau festgelegtes Zeichen aus fünf waagerechten und vier senkrechten Linien in die Luft. Kai. Das dritte Zeichen...

Die intensive und doch distanzierte Beziehung zu John Kanna hatte Simon wieder zu seinen alten Körperkräften verhelfen. Er schwamm, schnorchelte und rannte meilenweit über die verlassen Pfade durch den Regenwald auf Mount Tantalus. Darüber hinaus verstand er mit einer beängstigend effektiven Technik zu kämpfen, von der er in seinen alten Tagen als Boxer nur hatte träumen können. Er surfte auch wieder, allerdings nur zweimal die Woche und nichts Riskantes. Surfen machte Simon keinen Spass mehr. Er sagte sich, dafür wäre er mittlerweile zu alt. Ausserdem hatte er mit dem Training mit Kanna genügend zu tun.

Dazu kam noch sein Job. Arbeit, sagte Kanna, schützte einen Mann vor der Langeweile. Er stellte Simon als Matrosen auf einem seiner Fischerboote an. Simon fand diese Tätigkeit jedoch entgegen Kannas Meinung tödlich langweilig. Genau das, was sein Mentor eigentlich von ihm abhalten hatte wollen. Simon kochte für die restliche

Besatzung, half beim Netze einziehen, bis seine Handflächen blutig gerissen waren, und weidete dann noch stundenlang in Kannas Fabrik Fische aus. Um den Fischgeruch loszuwerden, duschte Simon dreimal täglich und brachte zur Arbeit immer frische Kleider mit. Seine Mutter, die inzwischen ihre Lehrtätigkeit wieder aufgenommen hatte, stimmte mit Kanna überein. Da Simon kein Interesse zeigte, das College zu besuchen, sollte er lieber etwas Anständiges arbeiten, bis er zu einer Entscheidung gelangte, wie er sich seine Zukunft vorstellte. Simon hatte sich gerade aus einer Phase anhaltender Dunkelheit freigekämpft; sein restliches Leben würde nun etwas sein, dessen Gestaltung er selbst in die Hände nahm. Das Wissen, das er von Kanna erworben hatte, hatte ihn der Orientierung beraubt, was die Vorstellungen über sein künftiges Leben betraf. Er wusste nicht, was er tun sollte. Aber eines war klar: Es musste etwas sein, wohinter er mit Leib und Seele stand.

Eines Abends wurde sich Simon beim Essen einer gewissen Spannung zwischen seiner Mutter und Kanna bewusst. Normalerweise unterhielten sie sich auf japanisch miteinander, als existierte er gar nicht; dies waren die einzigen Gelegenheiten, in denen er Kanna lächeln oder gar lachen sah. Kanna war nicht der Typ, der seine Gefühle zeigte, obwohl seine Liebe für Alexis ausser Zweifel stand. Je mehr Simons Zustand sich besserte, desto häufiger kam sie darauf zu sprechen, dass sie ausziehen und ein eigenes Haus nehmen wollte. Um Simons Arztkosten tragen zu können, hatte sie das Haus in der Merchant Street verkauft. Und als Kanna ihr dann angeboten hatte, bei ihm zu wohnen, hatte sie eingewilligt.

Was war also der Grund für die angespannte Stimmung? Simon beobachtete, wie seine Mutter lustlos in ihrem Essen stocherte, an ihrem Weinglas herumspielte und schliesslich eine Zigarette ansteckte.

»Hast du noch Angst vor der Banzai Pipeline?« fragte Kanna Simon unvermittelt.

Die Pipeline. Es hatte keinen Sinn, Kanna etwas vorzumachen. Simon legte Messer und Gabel auf den Tisch und liess sich in seinen Stuhl zurück. »Ja«, gab er offen zu,

was ihm schon seit geraumer Zeit klar geworden war. Und das war auch der Grund, warum er keinen Spass mehr am Surfen

hatte. Es erinnerte ihn daran, wie er sein Selbstvertrauen verloren hatte.

»Nachdem du also noch Angst hast«, fuhr Kanna fort, »gibt es nur eines, was du tun kannst. Du musst es noch einmal versuchen.«

Das ist es also, dachte Simon. Er will, dass ich es mache, und sie ist dagegen.

Kanna sprach weiter: »Mut bedeutet, das zu tun, wovor man Angst hat. Solange du die Banzai Pipeline nicht noch einmal gesurft bist, wirst du immer Angst haben.«

Unentschlossen sein, überrascht reagieren, Angst haben. An Schlimmerem konnte das Denken eines Krieges nicht leiden, hatte Kanna ihm erklärt.

Der Japaner sah Alexis lange an, um sich dann wieder Simon zuzuwenden: »Du stehst noch immer im Bann der Pipeline. Du musst dich von diesem Bann befreien. Du hast Mikkyo praktiziert und bist nun bereit. Selbstvertrauen beruht nicht nur auf Glauben. Es bedeutet auch, eine Sache tun zu wollen und zu wissen, dass man dazu in der Lage ist. Du hast davon geträumt, die Pipeline zu bezwingen. Jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, zur Tat zu schreiten.«

»Glaubst du, ich könnte es schaffen?« fragte Simon.

Alexis wandte den Blick ab.

»Es kommt einzig und allein darauf an«, entgegnete Kanna, »was du denkst.«

An einem Dezembermorgen, nicht unähnlich dem, an dem er mit knapper Not dem Tod entronnen war, watete Simon mit seinem Surfbrett in die tosende See am Sunset Beach hinaus. Er blieb kurz stehen, um über seine Schulter zu seiner Mutter und John Kanna zurückzublicken, die ihn vom Strand aus beobachteten. Dann holte er tief Luft und tat, was er sein ganzes Leben lang tun sollte. Er stürzte sich in die Gefahr. Er stürzte sich in die Pipeline.

Von Briesen Park, Staten Island; Juli 1983.

Simon rannte auf die Gefahr zu. Er rannte auf das blendende Licht des Suchscheinwerfers des Streifenwagens zu. Aufgrund des Wolkenbruchs kroch der Wagen extrem langsam über die aufgeweichte Strasse auf ihn zu, während der Lichtkegel des Suchscheinwerfers über den nächtlichen Park schwenkte. Jetzt hielt er kurz inne und wanderte wieder in die Gegenrichtung zurück, genau auf Simon zu. Er erinnerte sich an das was Kanna ihm beigebracht hatte. Ein Ninja kann sich unsichtbar machen. Er vermag dies durch Geschicklichkeit und List. Durch Täuschung und Ablenkung. Während im Laufen der Schulterbeutel gegen seine Rippen schlug, konzentrierten sich Simons Denken und Willenskraft auf das kujinoin-Zeichen, das einem die Kraft verlieh, sich unsichtbar zu machen.

Er war nur wenige Meter von ein paar kleinen Felsbrocken am Strassenrand entfernt. Er hatte sie bemerkt, als der Suchscheinwerfer über sie hinweggeglitten war. Nicht sonderlich gross, lagen sie an der Abzweigung eines Fusswegs, der in den Park führte. Kein Stein hätte ihm genügend Deckung bieten können. Sie hatten bestenfalls die Grösse eines Stereolautsprechers, aber sie waren dennoch Simons einzige Chance. Sonst waren keine Gebäude oder Bäume in der Nähe. Nur die Steine.

Das Licht kam näher, glitt über regennasse Bänke, einen Springbrunnen, einen Erfrischungsstand, auf den der Regen niederprasselte. In wenigen Sekunden würde der Lichtkegel Simon auf offener Strasse erreichen.

Er stürzte auf die Steine zu und legte sich zwischen ihnen seitlich auf den Boden. Den Beutel drückte er mit seinen Armen gegen seine Brust. Die Knie zog er ans Kinn hoch. Den Rücken hatte er der Strasse, dem nahenden Streifenwagen zugewandt. Den Kopf eingezogen, die Augen geschlossen. Seine schwarze Kleidung hob sich nicht mehr vom Dunkel der Nacht, den dunklen Felsen und dem Schlamm ab. Er erstarrte. Und konzentrierte sich voll und ganz auf den Gedanken, als ein Stein, ein Bestandteil der Nacht gesehen zu werden.

Eine Sekunde später wurde er von gleissender Helle überflutet, die so intensiv war, dass sie selbst durch seine geschlossenen Lider drang. Simon konzentrierte sich. Und verharrte vollkommen reglos in dem vom Regen aufgeweichten Schlamm, während der Streifenwagen er konnte das Spritzen der Reifen hören, wenn sie durch eine Pfütze rollten unaufhaltsam näher kam. Und ganz schwach begann Simon dann die Hawaiigitarre und die Fiedeln eines Country-and-Western-Songs aus dem Autoradio zu hören, während das Licht über ihn hinwegglitt und der Streifenwagen weiter die Strasse entlang auf das Haus der Tuckermans zurollte.

Simon verharrte in seiner Reglosigkeit. Ein dritter Stein, im Dunkel und im Regen kaum zu erkennen. Und erst, als der Wagen ausser Sichtweite war, sein Licht nur noch ein matter Schimmer, stand er endlich auf, um in den Park, fort von der Strasse, davonzueilen eine schemenhafte Gestalt, die nach Norden huschte, wo Marsha in seinem Wagen wartete.

ZWEITER TEIL

Hyoshi

Rhythmus
Bediene dich im Kampf
des Rhythmus deines Gegners;
verwende einen Rhythmus,
mit dem er nicht rechnet;
bringe ihn aus seinem Rhythmus
und bezwinde ihn.

*MIYAMOTO MUSASHI,
Gorin no Sho*

Queens • Juli 1983

Ein Uhr nachts. In dem Raum hinter seinem kleinen Münzladen zog Joe D'Agosta eine alte Schlafcouch von der Wand. Nachdem er den abgetretenen braunen Teppich zurückgerollt hatte, kniete er nieder und öffnete den in den Boden eingelassenen Safe. Dann trat er an seinen Schreibtisch, holte eine 38er Smith & Wesson aus der Tasche seines Bademantels und legte sie vor einen kleinen, tragbaren Farbfernseher, in dem gerade ein Ringkampf übertragen wurde.

Dann liess er sich in einen Regiestuhl nieder, dessen Rückenlehne die Lettern CECIL B. DE MILLE zierten. Er wollte eben in den Beutel mit der Tuckermanbeute greifen, den Simon ihm vor einer Stunde gebracht hatte, als ihn ein Geräusch vor dem Fenster zusammenfahren liess. Mit der einen Hand stellte er den Fernseher leiser; mit der anderen griff er nach der Smith & Wesson. Der Raum verfügte nur über ein Fenster, das er mit einer Decke verhängt hatte, damit kein Licht nach draussen drang. Es war durch ein Gitter und einen Alarm gesichert, doch wen hielt so etwas heutzutage noch von einem Einbruchversuch ab? Das Fenster und die Stahltür zu dem Raum gingen auf einen unkrautüberwucherten Garten hinaus. Auch durch die Brennesseln würde sich ein Einbrecher kaum von seinem Vorhaben abbringen lassen.

Der Fernseher begann in unregelmässigen Abständen zu rauschen. Dag entspannte sich. Nur der Regen und das Unwetter. Dem Fenster konnte ein kräftiger Regenguss sowieso nicht schaden. Zwölf Jahre hatte er den Laden nun schon, ohne ein einziges Mal die Fenster geputzt zu haben.

Joe D'Agostas Münzladen lag fünfzehn Minuten von Manhattan in dem Teil von Queens, der wegen seiner vorwiegend griechischen Bevölkerung als >Little Athens< bezeichnet

wurde. Bis in die fünfziger Jahre hatten hier noch überwiegend Italiener gelebt, doch dann hatten im Zuge der lockeren Einwanderungsbestimmungen zunehmend die Griechen hereingedrückt, bis D'Agostas Vater mit seinem

kleinen Weinladen der letzte Italiener in der Nachbarschaft war.

Dag öffnete nun Simons Beutel und leerte seinen Inhalt auf den Schreibtisch. Grossartig. Schmuck, Baseballbilder, Tikketstempel. Und noch etwas. Ein Umschlag voller Hunderter. Simon hatte gesagt, er hätte sich nicht die Mühe gemacht, sie zu zählen, was ihm Dag durchaus glaubte. Dieser Bursche war einfach mit Abstand der beste Dieb, den Dag je kennengelernt hatte; und er kannte eine ganze Menge.

Simon hatte ein unnachahmliches Talent zum Stehlen; das Haus musste erst noch gebaut werden, in das er nicht hineinkam. Die Polizisten, die gegen ihn ermittelten, hatten ihm deshalb auch den Spitznamen >der Magier< gegeben. Der Einbrecher, der einem Schlafenden die Decke unter dem Körper wegzog, ohne dass der etwas davon merkte.

Zu Beginn hatte Dag Simon ein paar Grundregeln eingeschärft. Trag Handschuhe. Arbeite nur nachts. Nimm einen Fahrer. Sag' keinem Menschen, dass du ein Dieb bist. Und stiehl nur kleine Gegenstände, die du problemlos transportieren kannst. Schmuck, Briefmarken und Münzsammlungen, Antiquitäten, Gemälde. Und Bargeld. Angehörige bestimmter Berufsgruppen Ärzte, Anwälte, Steuerberater, Kautionsbürgen hatten oft erhebliche, nicht deklarierte Bargeldbeträge bei sich zu Hause herumliegen. Überlass das grosse, schwere Gelumpe Autos, Fernseher, Stereoanlagen, Möbel den Junkies, dem Sperrmüll und den Scheidungsanwälten. Lies die Klatschspalten der Zeitungen, um dich zu informieren, wer gerade verreist ist und wer nicht. Wenn die Neureichs in Palm Beach, Hawaii oder Europa sind, können sie kaum in ihren Stadthäusern sein. Ein Dieb, der etwas vom Geschäft versteht, hat Hochbetrieb, wenn andere Leute Urlaub machen.

Dem fügte Simon noch ein paar von ihm stammende Regeln hinzu. Führe den eigentlichen Einbruch immer allein durch. Halte dich in körperlicher Topform. Meide die Geschäftsstelle deines Hehlers. Und trage nie eine Waffe bei dir, da du sie sonst früher oder später doch benutzen wirst. Er war kein Dieb geworden, weil er Strichlisten von seinen Opfern anfertigen wollte. Er stahl wegen des Nervenkitzels

und wegen des Geldes. Ja, letzteres war keineswegs ausser acht zu lassen. Ein Geschäft, das nichts einbrachte, war schliesslich ebensowenig ein Geschäft, wie eine saure Gurke eine Banane war.

Dag klemmte sich eine Lupe in sein rechtes Auge und untersuchte dann ein Armband auf irgendwelche Erkennungszeichen hin. Er hielt Ausschau nach Initialen, einer Versicherungsnummer oder einem elektrisch eingravierten Erkennungszeichen, was Mrs. Tuckerman ermöglicht hätte, ihren Schmuck nachträglich zu identifizieren. Nicht, dass sich ihr dazu je die Gelegenheit bieten würde. Der Juwelier in Manhattan, für den das Armband bestimmt war, hatte vor, die Steine aus der Fassung zu lösen und diese dann einzuschmelzen. Dennoch musste Dag ihn wissen lassen, ob das Schmuckstück unbedenklich war oder nicht. Das war es. Nicht eine Kennzeichnung, nicht eine Kerbe. Darüber hinaus würde Dag das Armband noch unter Schwarzlicht begutachten, ob es nicht mit unsichtbarer Tinte beschriftet war.

Doch weshalb sollte er sich in der Zwischenzeit nicht daran machen, das Geld zu zählen?

Den Blick auf den Bildschirm geheftet, wo sich inzwischen Stewart Granger und James Mason auf einer Wendeltreppe im Innern eines Burgfrieds mit Säbeln duellierten, nahm er den Packen Hunderter aus dem Umschlag. Er befeuchtete seinen Daumen und begann zu zählen, um gleich darauf wieder innezuhalten. Aus dem Umschlag war ein Farbfoto gefallen und auf Mrs. Tuckermans Ohrringen zu liegen gekommen. Er starrte auf das Foto, ohne es anzurühren. Seine Nackenhaare stellten sich auf. Obwohl es warm im Raum war Dag war kein Freund von Klimaanlage, fröstelte er unvermittelt. Ihm war kalt. Eiskalt.

Auf dem Foto war eine tote Japanerin abgebildet, der Arme und Beine fehlten. Jemand hatte sie mit einer Motorsäge abgetrennt. Ihr Rumpf lag in einer Badewanne, rot von ihrem

Blut. Sie hiess Teriko Ohta und war einst sehr schön gewesen. Sie war an Liddell's beteiligt, einem exklusiven Geschäft für Spielwaren und Kinderkleidung im Lincoln Center. Der Laden war nach Alice Liddell benannt, dem

englischen Mädchen, das Lewis Carroll zu Alice im Wunderland inspiriert hatte. Letzten Dezember hatte ein Patrouillenboot der Hafenpolizei unter all den Abfällen und Eisschollen auf dem Hudson River Teriko Ohtas verstümmelte Leiche gefunden. Dag kannte Teriko schon geraume Zeit und hatte immer eine kleine Schwäche für sie gehabt.

Schliesslich griff er doch nach dem Foto. Aufgrund seiner fünfzehn Jahre bei der Polizei hatte er in seinem Leben gewiss genügend Leichen gesehen, und er wusste aus Erfahrung, dass er beim Anblick eines toten Menschen eigentlich nichts mehr verspüren hätte sollen. Aber Terikos Tod hatte ihn dennoch nachhaltig erschüttert. Es tat in diesem Zusammenhang nichts zur Sache, dass sie sich das Ganze letztlich selbst zuzuschreiben gehabt hatte, da sie sich nun einmal mit extrem gefährlichen Leuten auf dubiose Geschäfte eingelassen hatte. Von dem Anblick des Fotos wurde Dag ebenso übel, wie ihm damals vor sieben Monaten geworden war, als er von ihrem Tod erfahren hatte. Ob sich seinem blöden Sturschädel eines Tages vielleicht doch noch einbläuen lassen würde, dass der Tod etwas war, das im Leben an der Tagesordnung war, ob einem das nun passte oder nicht.

Doch weshalb sollte Tuckerman so ein Foto in seinem Safe aufbewahren? Weil er sich so etwas gern ansah? Weil er etwas mit Terikos Tod zu tun hatte? Jedenfalls musste er ein ganz schön ausgeflippter Perversling sein. Hatte er sich etwa noch daran aufgegeilt, sie sterben zu sehen? Dag schloss die Augen und schüttelte den Kopf. Du hättest doch auf mich hören sollen, Kleines, als ich dir riet, die Finger von dieser Geschichte zu lassen. Oder zumindest von der Bildfläche zu verschwinden, bevor die yakuza spitz bekamen, dass du ein Spitzel warst.

Er brachte den Hacker an seinem Telefon an, warf erneut einen kurzen Blick auf das Foto und wählte die Nummer von Simons Wohnung in der Columbus Avenue. Simon war erstaunt, so bald schon von ihm zu hören. Er fragte Dag auch gleich nach dem Umschlag.

»Genau deswegen rufe ich doch an«, entgegnete Dag. Er erzählte Simon von dem Foto, und weshalb es sie beide ein paar hunderttausend Dollar kosten würde.

Tuckerman, erklärte Dag einem erstaunten Simon, würde Tod und Teufel in Bewegung setzen, um dieses Foto wieder in seinen Besitz zu bringen, da derjenige, der es besass, damit auch ihn, Tuckerman, in der Hand hatte. Und der Anwalt war nicht der Typ, der sich gern erpressen liess. Er würde sicher nichts unversucht lassen, dieses Foto wieder aufzutreiben. Tuckerman brauchte nur einen Stein, einen Ring ausfindig zu machen, und derjenige, in dessen Besitz er sich befand, steckte bis über beide Ohren in der Scheisse, solange er nicht ausspuckte, woher er ihn hatte. Und das alles nur wegen des Fotos auf Dags Schreibtisch. Der Schmuck war nicht nur heiss, mein Bester; das Zeug war explosiver als pures Nitroglyzerin.

Simon wählte seine Worte mit Bedacht. »Also gut, demnach bleiben uns also drei Möglichkeiten. Wir können zur Polizei gehen, was wohl kaum in Frage kommen dürfte. Wir können Tuckerman auf den Zahn fühlen, was ziemlich dumm wäre. Oder wir können vergessen, dass wir das Foto je gesehen haben. Abgesehen davon zählt Tuckerman, laut offiziellen Angaben der Polizei, zum Kreis der in dieser Mordsache verdächtigten Personen.«

»Ich würde vorschlagen, wir sind schön vernünftig und werfen den Schmuck in den East River. Und zwar besser gestern als heute.«

»Habe ich wirklich recht gehört?«

»Was die Baseballbilder und die Ticketstempel betrifft, könnten wir es ja riskieren. Die Bilder gehen an einen Sammler irgend so einen Verrückten, der sich diese läppischen Bildchen einfach nur bei sich zu Hause anschauen will. Und die Kubaner, die die Stempel kriegen, sind auch unbedenklich. Sie verkehren in ganz anderen Kreisen als Tuckerman und halten sich ausserdem lange Zeit im Ausland auf. Die Stempel dürften übermorgen schon in Miami sein, wenn nicht sogar in Bolivien oder Peru.«

Simons Stimme war ganz ruhig. »Um noch mal auf den Schmuck zurückzukommen, für den ich heute nacht Kopf

und Kragen riskiert habe. Wie stehen die Chancen, einen anderen Interessenten aufzutreiben? Ich meine, jemanden ausserhalb von Manhattan.«

»Du hast mir wohl nicht richtig zugehört, Junge. Ich habe gesagt, Tuckerman wird jeden Stein auf dieser verdammten Scheisswelt umdrehen, um seine Sachen wieder zurückzubekommen. Ausserdem bleibt ihm gar keine andere Wahl. Schliesslich weiss er nicht, dass wir nichts gegen ihn unternehmen können. Was ihn betrifft, hat ihn der, der dieses Foto hat, am Schlafittchen.«

»Dabei vergisst du nur eines«, liess Simon nicht locker. »Letzten Dezember, als gefunden wurde, was von Teriko noch übrig war, stand in den Zeitungen, Tuckerman und einer seiner Klienten wären vom Staatsanwalt verhört worden. Folglich weiss doch längst alle Welt, dass Tuckerman in die Sache verwickelt ist.«

»Der andere Mann war Frankie Odori.«

»Ich weiss. Ein in Amerika ansässiger Japaner. Steinreich. Erica hat schon ein paarmal mit ihm gespielt. Er hat ein Haus in Manhattan, eine Diskothek in der East Sixtythird und einen Haufen Grundstücke.«

»Hollywood Frankie ist sein Spitzname. Lässt keine Party aus. Keine Klatschspalte, in der sein Name nicht fast täglich auftaucht. Zeigt sich mit Vorliebe in Begleitung hübscher Fotomodelle und Filmsternchen wie Teriko. Erinnerst du dich noch, was ich dir in diesem Zusammenhang noch über Frankie erzählt habe?«

»Leider nein.«

»Dass er ein yakuza und vermutlich auch für Terikos Tod verantwortlich ist.«

Hollywood Frankies Image, meinte Dag dazu, wäre doch nur das Werk eines geschickten Presseagenten, der sich seine Dienste teuer bezahlen liess. Aber hinter all dem Glimmer und dem vielen Geld, wäre Hollywood Frankie doch auch nur ein typischer Durchschnittsganove, der sich die Haare fön-te und selbst nachts mit einer Sonnenbrille rumlief. Um genau zu sein: Er war mehr als ein Durchschnittsganove, er war der Strohmann für Japans mächtigsten yakuza-Boss, der angeblich Frankie Odoris Pate war. Dag, der nach wie vor regelmässig in

Polizistenkreisen verkehrte, hatte von Leuten, die es wirklich wissen mussten, immer nur das eine gehört: Frankie Odori hatte so viel Dreck am Stecken, dass er in keinem See schwimmen gehen konnte, ohne nicht einen deutlich sichtbaren Schmutzring am Ufer zurückzulassen. Unter anderem war auch ein höchst interessantes Gerücht im Umlauf, das jedoch kaum jemand wirklich ernst nahm: Frankies Pate war ein gaijin, ein Weissler. Ein Ausländer, der sich in der Unterwelt von Tokio nach ganz oben durchgeboxt hatte.

Teriko Ohta war viel mit Odori und seinen Leuten verkehrt. Eine Weile war sie sogar mit ihm befreundet gewesen. Infolge einer Festnahme wegen Drogenbesitzes war sie dann jedoch vor eine unangenehme Wahl gestellt worden entweder ins Gefängnis zu wandern oder sich der Polizei als Spitzel gegen Frankie Odori zur Verfügung zu stellen.

Dag hatte Teriko vor zehn Jahren kennengelernt im selben Jahr, indem er auch Simons Bekanntschaft gemacht hatte. Der damals achtunddreissigjährige Dag und sein Partner waren einem Filmteam, das einen Polizeifilm drehte, als technische Berater zur Verfügung gestellt worden. Der männliche Hauptdarsteller hatte etwas mit der bildschönen, damals neunzehnjährigen Teriko, die er aus Kalifornien mit nach New York gebracht hatte. Sie und Dag kamen sofort bestens miteinander klar. Er erzählte ihr von New York, von Polizisten, Italienern und Barockmusik. Und sie erzählte ihm von den Filmleuten, von Kalifornien und ihren Plänen, als erste Japanerin ein Hollywoodstar zu werden.

Sich mit Teriko zu unterhalten war völlig problemlos und entspannend fast so, als hätte man sich mit einem Psychiater unterhalten. Er erzählte ihr von seiner unglücklichen Ehe, und dass er sich nicht scheiden lassen konnte, weil die katholische Kirche strikt gegen die Scheidung war. Und Dag war die Kirche sehr wichtig. Das war etwas, was er keineswegs jedem erzählte. Aber ihr konnte er das sagen. Die Kirche war sein Heil.

Während der letzten Woche der Dreharbeiten nahmen Dag und sein Partner am Drehort einen Produktionsassistenten mit einem halben Pfund Kokain fest. Sein Name war Jesus Samuel, und er verfügte bereits über ein ausgedehntes

Vorstrafenregister. Der Puertorikaner hatte sich schon auf allen möglichen Gebieten mit mehr oder weniger grossem Erfolg versucht. Drogen, Ladendiebstahl, Kreditkartenschwindel, Scheckbetrug, Einbruch, Körperverletzung. Teriko war massgeblich daran beteiligt gewesen, dass Dag Senor Samuel hopsgehen lassen konnte. Mittlerweile hatte ihr der Hauptdarsteller, der sich bis dahin als ihr Liebhaber und Beschützer aufgespielt hatte, wegen der Frau des Art directors den Laufpass gegeben, so dass sie nun auch nichts mehr daran hindern konnte, Dag offiziell zu bestätigen, was er längst wusste dass nämlich das Kokain für ihren ExFreund, den grossen Filmstar bestimmt gewesen war. Was Jesus Samuel betraf, so hatte der Puertorikaner null Ahnung von Filmproduktion und hätte vielleicht noch mit Mühe und Not seinen Namen schreiben können. Er war beim Filmteam ausschliesslich als Drogenlieferant des grossen Stars angestellt. Die Verurteilung Jesus Samuels und des Hauptdarstellers schien so gut wie sicher. Aber eben doch nur so gut wie.

Der grosse Star, seine Anwälte und das Studio, für das immerhin ein Vierzehn-Millionen-Filmprojekt auf dem Spiel stand, setzten Tod und Teufel in Bewegung, so dass Jesus schliesslich vor Gericht bezeugte, die Drogen hätten ihm gehört und wären nicht zum Weiterverkauf bestimmt gewesen. Er nahm die ganze Schuld allein auf sich, und da damit die Anklage nur noch auf Besitz von Drogen und nicht auf Handel lautete, kam er mit sechs Monaten davon.

Bevor der gute Jesus hinter Schloss und Riegel kam, hatte er seiner Aussage noch etwas hinzuzufügen. Bei seiner Festnahme hatte sich ein halbes Kilo Kokain in seinem Besitz befunden, nicht nur ein halbes Pfund. Auf die Frage hin, ob er damit Dag und seinen Partner beschuldigen wollte, das Kokain gestohlen zu haben, erklärte Jesus: »Aber klar, Mann.« Damit sahen sich die beiden Polizisten plötzlich nicht mehr in der Rolle von glaubwürdigen Zeugen, sondern von Angeklagten. Auf diese Weise konnten sie dem Star oder seiner Filmgesellschaft unter keinen Umständen mehr am Zeug flicken.

Vor einem Zivilgericht wurden die beiden Detektive freigesprochen, aber damit war die Sache noch keineswegs

bereinigt. Sie hatten sich noch vor einem Untersuchungsausschuss der Polizei zu verantworten, wo nicht die üblichen Regeln der Beweisführung galten, sondern man sich auch gegenüber Gerüchten, Vermutungen und Äusserungen vom Hörensagen zu rechtfertigen hatte. Das Ganze hatte schliesslich zur Folge, dass Dag und sein Partner ein Jahr vor Erreichung ihrer vollen Pensionsberechtigung den Dienst quittieren mussten. Jesus hatte es ihnen also ordentlich gezeigt. Teriko bot Dag ihre gesamten Ersparnisse in Höhe von eintausendachthundert Dollar als Darlehen an, bis er wieder eine Stellung gefunden hätte. Er musste fünf Jahre warten, bis er einen Antrag auf eine partielle Rente hätte stellen können. Dag nahm ihr Geld nicht, aber ihr Angebot sollte er nicht vergessen.

Danach trennten sich ihre Wege, und sie sahen sich nur gelegentlich. Teriko blieb in New York, wo sie sich als Modell, Schauspielerin und Friseurin versuchte. Sie heiratete, liess sich bald darauf wieder scheiden, arbeitete mehrere Monate als Callgirl, und, ganz gleich, was sie gerade tat, bestätigte sie Dag doch immer wieder, dass sie glücklich wäre und alles als eine wichtige Erfahrung betrachtete. Etwas, aus dem man lernen konnte. Was Dag daraus lernte, war, dass sie den schnellen Weg zum Ruhm liebte. Die Parties, Premieren und in Clubs; mit Berühmtheiten fotografiert zu werden und was noch alles dazu gehörte. Dag versuchte mehrmals mit ihr darüber zu reden, stiess aber ausnahmslos auf taube Ohren. Ihm blieb nichts anderes übrig, als abzuwarten. Abzuwarten, bis es einmal ordentlich krachte und zwar so gewaltig, dass sie endlich zur Besinnung kam.

Es passierte schliesslich auf einem Rückflug von Südamerika. Sie war mit einem Schweizer Filmproduzenten nach Peru geflogen, wo sie sich dann von ihm getrennt hatte. Als Abschiedsgeschenk gab er ihr etwa hundert Gramm unbehandeltes kolumbianisches Kokain, das sie an Freunde in New York weiterzuverkaufen vorhatte. Sie schnitt von einem Gummihandschuh die Finger ab, füllte sie mit dem Stoff, um sie dann zu verschnüren und einen nach dem anderen zu verschlucken. Im Flugzeug nach New York wurde ihr sterbensübel, so dass sie vom Flughafen mit

einem Notarzwagen sofort ins Krankenhaus gebracht wurde, wo man ihr in letzter Minute noch den Magen auspumpte. Gleichzeitig hatte sie das Rauschgiftdezernat am Schlafittchen. Sie konnte die nächsten paar Jahre ihres Lebens im Gefängnis verbringen oder als Informantin der Polizei arbeiten.

Beim FBI war Teriko als ehemalige Gespielin Frankie Odoris aktenkundig. Und Odori war ein yakuza, Mitglied einer ausländischen kriminellen Organisation, die in den Vereinigten Staaten Fuss zu fassen versuchte. Falls Teriko ihre Freiheit lieb war, musste sie Hollywood Frankie ans Messer liefern. Dag riet ihr, sich lieber einen guten Anwalt zu nehmen und es auf einen Prozess ankommen zu lassen. Sie war schliesslich noch nicht vorbestraft. Mit etwas Glück konnte sie unter Umständen sogar ungeschoren davonkommen. Teriko lächelte nur und erklärte, es könnte doch ganz amüsant sein, Frankie ein bisschen hinterherzuspionieren. Sie sah das als eine weitere Erfahrung, von der sie eines Tages ihren Enkelkindern erzählen würde können; und zudem stünde sie bis auf weiteres auf der Gehaltsliste des Rauschgiftdezernats.

»Sie hat mir erzählt, sie wäre mit Tuckerman ins Bett gegangen«, erzählte Dag Simon und wechselte den Hörer von einem Ohr zum anderen.

»Wozu das denn?«

»Er ist der Mann in der Mitte. Tuckerman repräsentiert unsere Mafiosi, insbesondere die La Serra-Brüder. Gleichzeitig ist er Frankies Anwalt. Tuckerman und Hollywood Frankie. Das ist alles, was du brauchst, um die yakuza und die Mafia zusammenzubringen. Die La Serras brauchen Heroin, und die yakuza schwimmen geradezu in dem Zeug. Das ist noch keineswegs alles, worin sich die beiden ideal ergänzen, aber zumindest war das schon mal ein vielversprechender Anfang.«

»Eigentlich wollten wir doch über den Schmuck sprechen«, kam Simon wieder auf ihr ursprüngliches Thema zurück.

»Soll ich dir mal was sagen? Mir schwant nichts Gutes. Du denkst vielleicht, ich erzähle dir das alles nur, um am Ende den ganzen Gewinn allein einstreichen zu können.«

»Das habe ich nicht gesagt«, erwiderte Simon eisig.

»Ausserdem vergisst du dabei eines, muchacho. Ich arbeite mit einem Partner zusammen, und das bist du. Weshalb sollte ich mir also selbst den Ast absägen, auf dem ich sitze?«

»Ich weiss nur, dass ich bei diesem Geschäft zu kurz komme. Vor einer Stunde stand mir noch ein hübscher Batzen Geld zu, und jetzt schrumpft er immer mehr zusammen, je länger ich hier mit dir rede. Nicht, dass ich damit sagen wollte, es gäbe unter Dieben keine Ehre.«

Dag starrte auf das Foto mit Terikos verstümmelter Leiche. Und gab auf, seine Wut im Zaum zu halten. Mit einer einzigen Handbewegung fegte er den ganzen Schmuck von seinem Schreibtisch. Dann stand er auf, stiess den Regiestuhl beiseite und sprach ganz leise in den Hörer, wie er das immer tat, wenn ihm der Kragen geplatzt war und er ohne Rücksicht auf Verluste loslegte. »Du willst also den Schmuck? Bitte, bedien' dich. Komm am besten gleich hier vorbei und hol ihn ab. Ich werde ihn dir mittlerweile schon fein säuberlich verpacken, dass du ihn nur mitzunehmen brauchst. Du kannst alles haben. Mit den besten Empfehlungen des Hauses. Jeden einzelnen Klunker. Sieh zu, wie du das Zeug an den Mann bringst und behalte jeden Cent für dich. Ich will nichts davon sehen. Na, was hältst du davon?«

Schweigen.

Nach einer Weile sagte Simon schliesslich: »Teriko Ohta muss ja wirklich eine tolle Frau gewesen sein.«

»Kann man wohl sagen.«

Erneutes Schweigen.

Und wieder war es Simon, der es brach. »Es heisst doch immer, ein Unglück kommt selten allein. Das ist nun schon das dritte Mal innerhalb einer Woche, dass ich mit den yakuza zu tun habe, wobei mich das Ganze in letzterem Fall auch noch eine hübsche Stange Geld gekostet hat.«

»Wärst du vielleicht so freundlich, dich etwas verständlicher auszudrücken?«

Simon erzählte Dag darauf, wie er Molly in Tokio aus den Händen der yakuza befreit hatte. Und von dem weisshaarigen Mann, den Alexis in Honolulu gesehen hatte.

Dag kicherte. »Kein schlechter Witz, wenn der Kerl tatsächlich Frankie Odoris Pate wäre und deine Mutter ihn aufgespürt hätte, obwohl das Rauschgiftdezernat, FBI und Polizei bisher vergeblich versucht haben.«

»Ja, wirklich ganz schön absurd. Sie ist ganz verrückt wegen dieser Geschichte. Deshalb ist sie im Augenblick auch gerade in Washington, um denen dort zu helfen, diesen Mann aufzuspüren.«

»Ich hätte gern, dass du dir dieses Foto von Teriko mal ansiehst«, erklärte Dag. »Damit du selbst siehst, was die yakuza mit Leuten machen, die ihnen nicht genehm sind.«

»Ich bin ein gläubiger Mensch, Dag. Mach du mit dem Schmuck, was du für das Beste hältst. Und das Foto brauchst du mir auch nicht zu zeigen.«

»Versteh' mich nicht falsch. Das ist nicht der Grund, weshalb ich dir das Foto zeigen will. Du wirst von den Stempeln und den Baseballbildern immer noch ein ordentliches Gehalt einstreichen können. Das Foto sollst du dir anschauen, damit du endlich deine Mutter etwas ernster nimmst. Was ist, wenn sie mit diesem weisshaarigen Alten tatsächlich recht hat?«

»Was ist, wenn sie Liliputanern den Zutritt zu FKK-Stränden verwehren, weil sie sich im Haar der Leute verfangen? Wenn du heute unbedingt eine Witzstunde abhalten willst, na gut «

»Jetzt hör aber mal gut zu, mein Kleiner. Lass dich mit einem Italiener nicht auf eine Diskussion über Mütter ein, weil ich dir nämlich sonst die Visage ramponiere. Wenn es dir gleichgültig ist, ob du auf der Abschussliste der yakuza stehst bitte, das ist deine Sache. Aber mit deiner Mutter kannst du das nicht machen. Ich weiss sehr wohl, was ich hier vor mir auf diesem Foto sehe, was diese Schweine Teriko angetan haben. Habe ich dir etwa je in irgendeiner Sache unnötig Angst gemacht?«

Simon erklärte, es wäre langsam Zeit, Schluss zu machen. Er würde am nächsten Tag ab vier Uhr beim Training im Fitness-Center anzutreffen sein. Dag konnte das Foto ja mitbringen.

Dag seinerseits redete ihm noch einmal gut zu, auf seine Mutter zu hören und noch einmal mit ihr über diese Sache zu sprechen. Das wäre für sie beide besser.

»Es ist doch schon nach Mitternacht«, entgegnete Simon.

»Sie schläft sicher schon.«

Dag sah auf das Foto. »Ruf sie trotzdem an. Solange sie noch am Leben ist, um sich über deinen Anruf zu freuen.«

Manhattan. Simon wählte die Nummer des Hotels seiner Mutter in Washington. Nachdem er es mehrmals anläuten hatte lassen, schaltete sich der Portier wieder dazwischen, um Simon mitzuteilen, dass in Mrs. Bendors Zimmer niemand an den Apparat ginge und ob er eine Nachricht hinterlassen wollte. Simon nannte lediglich seinen Namen und hängte auf. Normalerweise ging Alexis früh zu Bett, selten später als zehn Uhr abends. Simon ging in die Küche, machte sich einen Kräutertee, ass etwas Joghurt mit Bananen und schluckte zwei Kaliumtabletten und eine Kapsel mit Vitamin E. Er überlegte, ob er noch kurz zu Molly reinschauen sollte, entschied sich aber dagegen und begab sich mit seiner Tasse Tee ins Wohnzimmer. Nachdem er seinen Tee ausgetrunken hatte und eine Weile >Nightline< im Fernsehen angeschaut hatte, rief er von neuem seine Mutter an. Null Uhr fünfundzwanzig, und sie war noch immer nicht auf ihrem Zimmer.

Er hängte auf und setzte sich wieder vor den Fernseher, wo er eine Weile die Programme durchprobierte, bis er sich schliesslich für eine Baseballmatch entschied. Fünf vor eins rief er wieder in Washington an.

In Alexis' Zimmer ging noch immer niemand ans Telefon.

Nun gut, er konnte sich Sorgen machen oder nicht. Während er sich hierüber klarzuwerden versuchte, tat er das einzige, wozu er sich im Augenblick imstande fühlte. Er rief seine Mutter noch einmal an.

Washington • Juli 1983

Weil sie zum genau richtigen Zeitpunkt nach Washington gekommen war, traf Alexis Bendor den Mann, der ihre

Geschichte, dass Rupert de Jongh noch am Leben wäre, glaubte.

Sir Michael Kingdom Marwood vom britischen Auswärtigen Amt war gerade im Zuge einer zweitägigen Mission in der amerikanischen Hauptstadt, um sich für den Standpunkt seines Landes hinsichtlich Hongkongs der Rückendeckung der Amerikaner zu vergewissern. 1997 lief der Pachtvertrag der Engländer für Hongkong aus, das danach in den Besitz der Volksrepublik übergehen sollte. England war selbstverständlich daran interessiert, seine nicht unerheblichen wirtschaftlichen Interessen an der Kronkolonie in möglichst weitem Umfang zu wahren.

Entsprechend mühsam waren die diesbezüglichen Verhandlungen zwischen Peking und London, versicherte Marwood Alexis. Über einem späten Abendessen in einem afghanischen Restaurant in der Pennsylvania Avenue erklärte Marwood Alexis: »Die Südchinesen kaufen sich, wenn sie langsam alt werden, einen Sarg, den sie unter ihr Bett stellen. Es geht ihnen dabei darum, sich mit dem Gedanken an den Tod vertraut zu machen. Nach und nach ziehen sie den Sarg ein Stück unter dem Bett hervor. Immer nur ein Stück. Schliesslich steht der Sarg in seiner vollen Grösse im Raum. Bis es jedoch dazu kommt, hat sich die Familie an den Gedanken gewöhnt, dass sein Besitzer nicht mehr lange zu leben hat. Und ganz ähnlich ist den Leuten in Hongkong zumute.«

Sir Michael Kingdom Marwood war Mitte Sechzig, ein grosser, hagerer Mann von erlesener Eleganz, der sein feines, weisses Haar in der Mitte gescheitelt trug. Er entstammte einer wohlhabenden Familie und pflegte in einem England mit hohen Steuern und hoher Inflationsrate nach wie vor einen aufwendigen Lebensstil. Er und seine Frau lebten auf einem Gut in Buckinghamshire und hatten Wohnungen in London, Miami und Gstaad. Schneider liess Marwood bei Gieves und Hawkes, zu deren erlauchtem Kundenkreis schon der Duke of Wellington und Lord Nelson gehört hatten. Er sammelte handgefertigte Flinten, Kunst des siebzehnten Jahrhunderts und rauchte Prä-Castro-Zigarren, die er in einem privaten Tresorraum in Londons Duke Street lagerte.

Alexis kannte ihn seit fast vierzig Jahren. Während des Krieges hatten beide für die Geheimdienste der Alliierten gearbeitet und sich kurz vor ihrer verhängnisvollen Mission in der Schweiz kennengelernt. Nach dem Krieg hatte Marwood eine berufliche Laufbahn eingeschlagen, wie sie ihm durch seine Familie vorgesteckt gewesen war, die ihre Abstammung auf Alice Perrers zurückführte, die Geliebte König Edwards III. im vierzehnten Jahrhundert. Nicht ohne ein verschmitztes Schmunzeln gab Marwood stolz zum besten, dass Alice eine eher zwielichtige Gestalt gewesen sein musste. Sie hatte Edward am Totenbett die Ringe von den Fingern gestohlen und sich damit aus dem Staub gemacht.

Marwood senior hatte dem Sohn alle Wege für den Eintritt in den diplomatischen Dienst geebnet. Marwood Juniors Karriere war mehr oder weniger durch seine und seines Vaters Oxbridge-Beziehungen vorgezeichnet und trug ihm schliesslich den Status eines hohen Tiers in Whitehall ein. Ein Sessel, der sich nicht so leicht ins Wackeln bringen liess. Mochten Premierminister und Parlamentsmitglieder kommen und gehen, die Herren von Whitehall blieben. Sie kontrollierten die Zivilverwaltung, und die Zivilverwaltung bestimmte über die Geschicke Englands.

Alexis hatte den Eindruck, als amüsierten Marwood die Kompromisse, die in der Diplomatie unabdingbare Notwendigkeit waren, eher, als dass sie ihn deprimierten. Hinter seiner Hornbrille erweckten seine Augen ständig den Anschein, als begännen sie gleich verschwörerisch zu zwinkern. Sie hatte ihn schon immer sehr charmant gefunden, wenn auch vielleicht etwas zu elegant für die eher derbe Welt um ihn herum. Er war es übrigens auch gewesen, der sie auf einer Londoner Veteranenparty mit Shea Bendor bekanntgemacht hatte, wobei er ihn als jemanden vorgestellt hatte, »an dem eigentlich nichts Besonderes ist, nur dass er es ein paar Minuten länger als der Rest von uns ausgehalten hat, tapfer zu sein«. Diese Bemerkung entbehrte gerade aus Marwoods Mund nicht gewisser Hintergedanken, da dieser sich in der Nacht von Alexis' Gefangennahme durch de Jongh als ihr Kurier in der Schweiz aufgehalten hatte. Er war auf dem Weg von Nyon

nach Genf selbst von der SS gefangengenommen und am linken Bein verwundet worden. Marwood hatte zwar entkommen können, aber sein Bein musste am Knie amputiert werden. Er kam ganz gut zurecht mit seinem Holzbein und sprach gelegentlich von sich selbst als »Long John Marwood, dem einzigen Piraten mit Zugang zu streng geheimen Unterlagen.«

In dem afghanischen Restaurant erzählte er nun Alexis von seinen aufreibenden zwei Tagen in Washington. Eine Besprechung nach der anderen. Und er hatte diesen Stress mehr und mehr satt. Die heutige Besprechung im Aussenministerium hatte bis halb elf Uhr abends gedauert, und am nächsten Morgen sollte es bereits um acht wieder weitergehen. Danach war er bereits für ein ruhiges Mittagessen mit dem Vizepräsidenten im Weissen Haus vorgemerkt, das jedoch durchaus kurzfristig wieder abgesagt werden konnte, falls sich im Libanon der Konflikt zwischen Israelis und Palästinensern weiter zuspitzte.

An diesem Abend sah Alexis Michael zum erstenmal wieder, seit er vor acht Jahren geadelt worden war. Konnten acht Jahre tatsächlich so rasch vergehen? Die Spuren ihres Verstreichens waren an Michael Marwood nicht weniger haften geblieben als an Alexis. Er wirkte müde und ausgelaugt. Alt. Seine Stirn war von tiefen Sorgenfalten zerfurcht, und sein schönes Gesicht wirkte aufgedunsen. Er trank zuviel. Dennoch hatte Alexis noch nie einen charmanteren und amüsanteren Gesellschafter kennengelernt. Ob er nun irgendwelchen Klatsch über die britische Königsfamilie zum besten gab oder über einen brasilianischen Journalisten, der auf einer Pariser Party für einen Skandal gesorgt hatte, weil er einen König eines Landes im Nahen Osten mit Sammy Davis Jr. verwechselt hatte, man hörte Marwood einfach gerne zu.

Marwood und Alexis speisten unter dem stählernen Blick seines »Aufpassers« oder Leibwächters, einem Schotten mit eng stehenden Augen, der Alan Bruce hiess und allein am Nebentisch sass.

Marwoods Anruf, in dem er Alexis von seiner Anwesenheit in Washington unterrichtete, war eine angenehme Überraschung für Alexis gewesen. Er hatte keine Probleme

gehabt, sie ausfindig zu machen. Nachdem sie in einem Amt nach dem anderen vorgesprochen hatte, war es nicht weiter schwierig gewesen, ihrer Spur zu folgen. Und warum glaubte er an ihre Geschichte mit de Jongh, die jedermann sonst für puren Unsinn hielt? Aus Respekt vor ihrem scharfen Verstand. Und weil de Jonghs Leiche nie gefunden worden war. Der gaijin war einst ein äusserst gerissener Bursche, und sein Verschwinden war so mysteriös gewesen, dass in seinen Augen dem Ganzen schon immer der Anschein angehaftet hatte, als handelte es sich dabei um ein abgekartetes Spiel. Ja, es hätte dem gaijin durchaus ähnlich gesehen, dass er nach wie vor in Japan sein Unwesen trieb. Wenn de Jongh auf der Welt etwas interessierte, dann höchstens die Japaner.

Das Thema Rupert de Jongh wurde vorübergehend vertagt, als Kellner in Pluderhosen, Schnabelschuhen und blauen Turbanen einen Gang mit fleisch und schalottengefüllten Teigtaschen auftrugen. Ganz Diplomat, verfiel Marwood in Smalltalk, während das Essen aufgetragen wurde. Er erzählte Alexis von seinen Falken, die er in Gefangenschaft gezüchtet hatte und in den Mooren Schottlands und Yorkshires zur Rebhuhnjagd einsetzte.

»Nun«, sagte Marwood, als sie wieder unter sich waren, »um wieder zum Thema zu kommen. Sie haben in Zusammenhang mit Mr. de Jongh auch die yakuza zur Sprache gebracht.«

»Klingt reichlich verrückt, wie mein Sohn sich ausdrücken würde, aber wenn jemandem so etwas zuzutrauen wäre, dann am ehesten unserem gemeinsamen Freund Rupert de Jongh. Leider konnte ich davon ausser Ihnen bisher niemanden überzeugen.«

»Keine Sorge, das werden Sie schon noch, Alexis. Zum gegebenen Zeitpunkt wird Ihrer sprichwörtlichen Beharrlichkeit sicherlich der entsprechende Erfolg beschieden sein, meine Teuerste. Sie geben doch nicht so schnell klein bei. Haben Sie denn mit Ausnahme des Desinteresses Ihrer Landsleute sonst noch etwas von Bedeutung in Erfahrung gebracht?«

»Ich habe ein paar wichtige Dinge über die yakuza gelernt, die ich bisher nicht wusste. Bisher haben sich ihre

Aktivitäten doch auf Hawaii und die Westküste beschränkt.«

»Wo die meisten Japaner leben.«

Sie nickte. »Aber das ändert sich. Der Einfluss der yakuza dehnt sich auf ganz Amerika aus. Zum einen nehmen die Wirtschaftskontakte mit Japan beständig zu, weshalb sich immer mehr Japaner auch an der Ostküste niederlassen, und zweitens versuchen die yakuza mit unserer Unterwelt ins Geschäft zu kommen. Wie ein Bekannter bei der Polizei den Sachverhalt durchaus treffend dargestellt hat: Die yakuza folgen dem Geld.«

Marwood schenkte sich ein weiteres Glas Rotwein ein.

»Tun wir das denn nicht alle.«

»Laut Aussagen dieses Bekannten bei der Polizei«, fuhr Alexis fort, »können japanische Firmen fünfzig Prozent ihres Gewinns als Werbekosten absetzen, ohne dass sie diese näher aufführen oder rechtfertigen müssen. Und nun können Sie darauf zählen, dass die yakuza Mittel und Wege finden werden, ein Stück von diesem Kuchen abzubekommen. In Japan gibt es zweitausendfünfhundert yakuza-Gruppen mit hundertzehntausend Mitgliedern. Das sind eine Menge Ganoven, finden Sie nicht auch?«

»Mit welchen Zahlen hat im Vergleich dazu die amerikanische Mafia aufzuwarten?«

»Meines Wissens zählen die fünf grossen New Yorker Unterweltorganisationen eintausenddreihundert Mitglieder.«

»An der zahlenmässigen Überlegenheit der Japaner dürfte demnach also kaum Zweifel bestehen. Dies ist übrigens auch der Grund, weshalb auch wir eine Art Akte über diesen Verein angelegt haben.«

»Was Sie nicht sagen?«

»Seltsamerweise aus rein politischen Gründen. Wir interessieren uns für alle fernöstlichen Gruppen, die ihre Regierungen in der einen oder anderen Richtung beeinflussen könnten. In Hongkong und China gibt es Unterweltorganisationen, die sich Triads und Tongs nennen. Wie sich herausgestellt hat, übt China einen nachhaltigen Einfluss auf diese kriminellen Elemente aus und hat in der Vergangenheit nicht gezögert, sich ihrer zur Erreichung seiner Ziele nach Belieben zu bedienen. Im selben

Zusammenhang haben wir in Erfahrung gebracht, dass auch die yakuza innerhalb der japanischen Politik eine nicht unwesentliche Rolle spielen. Sie dienen ultrakonservativen Politikern als Schlägertrupps. Da wird also im Auftrag von allen möglichen faschistischen Machtbesessenen verstümmelt und gemordet. In den dreissiger Jahren hat das Militär zum Beispiel mit Hilfe dieses Ganovenpacks, das die Schmutzarbeit erledigte, die Macht über Japan an sich gerissen. Sie verprügelten Zeitungsleute, erpressten diejenigen, die für den Frieden eintraten, und ermordeten liberale Politiker. Das Ganze war etwa so, als hätte Al Capone mit seinen unvergleichlichen Methoden Herbert Hoover zur Macht verholfen.«

Als Alexis fragte, ob auch gegenwärtig yakuza mit japanischen Politikern zusammenarbeiteten, bejahte Marwood dies. Sogar auf höchster Ebene. Das Ganze beruhte auf Gegenseitigkeit; die yakuza verhalfen einem Mann zu Amt und Ehren und konnten dafür seiner politischen Protektion gewiss sein. In einem sehr prestigebewussten Land wie Japan machte es der niedrige gesellschaftliche Rang der Gangster erforderlich, dass sie sich um so mehr um Respektabilität, Anerkennung und Berühmtheit bemühten. Entsprechend taten sie alles, um die Aura romantischer Verklärung aufrechtzuerhalten, die sie umgab und ihnen eine Art RobinHoodNimbus verlieh, der sie als die Beschützer der Schwachen und Unterdrückten gegen die bösen Tyrannen erscheinen liess. Sie selbst betrachteten sich als die letzten Samurai, die einzigen, die in Japan noch die hehren Ideale von bushido aufrechterhielten. Die einzelnen Gruppen, führte Marwood weiter aus, waren wie Firmen organisiert und betrieben sowohl legale wie illegale Geschäfte. Die grösseren unter ihnen hatten in Tokio und anderen Städten des Landes ihre eigenen Verwaltungsgebäude, auf deren Dächern stolz die Flagge mit ihrem jeweiligen Emblem im Wind flatterte, und alle Mitglieder trugen das Abzeichen oder die Anstecknadel ihrer Gruppe.

»Excrementum cerebellum vincit«, war der einzige, was Alexis dazu zu sagen wusste. Ein Haufen Scheisse war schon immer zu viel für das Hirn.

»Gewiss«, pflichtete Marwood ihr bei. »Wissen Sie übrigens, was es mit diesem Fingerabschneideritual auf sich hat, das sie nach wie vor praktizieren? Einer unserer Leute hat es mir vor kurzem erklärt. Anscheinend nahm dieser Brauch vor Hunderten von Jahren seinen Anfang, als sich die Tokioter Prostituierten als Zeichen ihrer Ergebenheit ihren Zuhältern und Liebhabern gegenüber einen Finger abschnitten. Yakuza pflegen diesen Brauch, um sich bei ihren Vorgesetzten zu entschuldigen, wenn sie einen Fehler gemacht haben oder einem Befehl nicht ordnungsgemäss nachzukommen vermocht haben. Einige schneiden sich auch nur deshalb einen Finger ab, um unter Beweis zu stellen, was für harte Burschen sie sind, wie aussergewöhnlich und unberechenbar sie in einer extrem konformistischen Gesellschaft wie Japan sein können. Eine ziemlich blutige Art, sich aufzuspielen. Übrigens ist in diesem Zusammenhang auch die Sitte zu sehen, dass viele von ihnen sich von Kopf bis Fuss tätowieren lassen.«

Ursprünglich bedeutete yakuza Verlierer, erklärte Marwood weiter. Das Wort setzte sich aus den drei Zahlen ya (acht), ku (neun) und za (drei) zusammen, deren Summe, zwanzig, die Verliererzahl beim Hanafuda war, der Variante eines Kartenspiels, das im sechzehnten Jahrhundert von holländischen Seeleuten in Japan eingeführt wurde. In dieser Phase der japanischen Geschichte schlossen sich die Verlierer der damaligen Zeit Bauern, Heimatlose, stellungslose Bedienstete in Gruppen zusammen, um sich der Samurai zu erwehren, die in Ermangelung einer festen Anstellung bei einem Kriegsherren das Land unsicher machten. Diesen mittelalterlichen Unterprivilegierten schlossen sich noch die burakumin an, jene, welche für menschenunwürdig erachtete Arbeiten auszuführen hatten. Hierzu gehörten die Schlachter, Ledergerber, Leichenwäscher, und jene, welche die Tempel von Schmutz und toten Tieren säuberten. Sie waren Unberührbare, die verachtetste Gesellschaftsschicht des feudalen Japan. Echte Verlierer oder yakuza.

Alexis warf ein: »Schliesslich haben wir es hier doch mit Zuhältern, Drogenhändlern und Mördern zu tun. Der Abschaum der Gesellschaft. Weshalb sollte man sie also

nicht verabscheuen? Jedenfalls klingt das so, als befände sich de Jongh hier in bester Gesellschaft.«

»Kann ich also irgend etwas für Sie tun, Alexis, was unseren gemeinsamen Freund Rupert de Jongh betrifft? Ich fühle mich jedesmal von neuem auf nicht gerade erfreuliche Weise an ihn erinnert, wenn ich mir mein Holzbein anlege.« Alexis legte ihre Gabel ab. Der Augenblick der Wahrheit war gekommen. »Sie haben doch vorhin fallen gelassen, dass Sie gewisse Kontakte zu Mi6 hätten.«

»Damit soll nicht unbedingt gesagt sein, dass ich mich dieses Umstands sonderlich rühmen wollte; aber doch, wir stehen in Verbindung mit unserem Geheimdienst. Nicht, dass er sich immer auf die intelligenteste Art und Weise in Szene setzen würde, aber das ist wieder eine andere Geschichte.«

Alexis beugte sich vor. »Lassen Sie de Jongh in Japan durch den Geheimdienst für mich aufspüren.«

»Nichts weiter? Nur das?« Er lächelte. »Und angenommen, wir sehen zufällig unter dem richtigen Stein nach, und unser guter Mr. de Jongh kommt darunter hervorgekrochen was dann?«

Alexis lehnte sich wieder zurück und starrte auf ihren Teller. »Ich habe vor, ihn zu töten.«

Marwood spitzte seine Lippen und studierte ihr Gesicht.

»Demnach zu schliessen, haben Sie auch sicher schon einen Plan. Zumindest kann ich mich dieses Eindrucks nicht ganz erwehren.«

Alexis sah nicht auf. »Ein Freund hat einmal gesagt, Bescheid zu wissen und nicht zu handeln, wäre dasselbe wie nichts zu wissen. Ich weiss, dass de Jongh noch am Leben ist. Und sobald ich ihn aufgespürt habe, beabsichtige ich, etwas zu unternehmen. Ich kann nicht anders.«

»Das klingt ja ganz so, als wäre Ihr Freund ein sehr weiser und lebenserfahrener Mann.«

»Das war er.«

»Er lebt nicht mehr?«

Alexis schüttelte ihren Kopf auf eine Weise, die unmissverständlich zu verstehen gab, dass sie sich zu diesem Thema nicht weiter äussern wollte. Über John Kanna zu sprechen, hätte bedeutet, ihn einzuschränken. Und

noch einmal das mit seinem Tod verbundene Leid zu durchleben. Er war einer der vier Japaner gewesen, die vor zehn Jahren ums Leben gekommen waren, als zwei amerikanische Vietnamveteranen in Honolulu auf einen buddhistischen Tempel einen Überfall verübten. Psychisch schwer geschädigt und unter Drogeneinfluss, hatte sich der ganze Hass dieser ehemaligen Vietnamkämpfer auf diesen Tempel konzentriert, da er sie an einen vietnamesischen Tempel erinnerte. John wäre die traurige Ironie des Schicksals, die hinter seinem Tod stand, sicherlich nicht entgangen, fand Alexis. Er war aus der U. S. Army desertiert und hatte sich jahrelang versteckt gehalten. Aber am Ende hatte ihn die Army doch das Leben gekostet.

Alexis und Marwood unterhielten sich noch etwa eine Stunde unter den wachsamen Blicken von Marwoods Leibwächter. Marwood versprach ihr, sie nach besten Mitteln in ihren Bemühungen zu unterstützen, wobei er es jedoch für unwahrscheinlich erklärte, dass sie noch vor seiner Rückkehr nach London von ihm hören würde. Doch Alexis gab sich bereits mit der Tatsache zufrieden, dass er ihr überhaupt zugehört hatte. Und dafür, dass sie in Verbindung blieben, würde sie schon sorgen. Marwood lächelte. »Irgendeine innere Stimme sagt mir, dass ich ganz bestimmt von Ihnen hören werde, meine Teuerste. Die Beharrlichkeit in Person. Das dürfte doch die zutreffende Charakterisierung für Sie sein, oder?«
»Sie können es auch so nennen: Ich bin fest entschlossen, den Hund zu beißen, der mich gebissen hat.«
Darauf stiessen sie mit ihren Weingläsern an.

England • 1937

In Eton sollte Michael Marwood einmal eine gute Tat vollbringen, die ihn für den Rest seines Lebens verfolgen sollte.

Während des letzten Schuljahres gelangte Marwood in den Genuss eines Privilegs, das seinem Vater und seinem Grossvater versagt gewesen war, obwohl beide die Eliteschule der englischen Oberschicht besucht hatten. Er

wurde zum Mitglied des Pop gewählt, eines höchst exklusiven Clubs, dem etwa zwei Dutzend Schüler der Oberklassen angehörten. Mit der Zugehörigkeit zu diesem erlauchten Kreis war das Privileg verbunden, eine weisse Fliege, karierte Hosen und eine Blume im Knopfloch zu tragen. Marwood verfügte nun also über eine höchst privilegierte Stellung, deren er sich nach Belieben zu bedienen vermochte. Da er zudem die letzte Klasse besuchte, verlieh ihm diese Stellung fast uneingeschränkte Macht über die Schüler der unteren Klassen. Verständlicherweise verspürte er auch das Bedürfnis, sich dieser Macht zu bedienen und von seinem Vorrecht Gebrauch zu machen, dass andere Schüler sich ihm bedingungslos unterzuordnen hatten. Und so hinderte er eines regnerischen Nachmittags mehrere Schüler der Oberklassen daran, einen verängstigten neuen Schüler zu zwingen, das rohe Fleisch eines frisch erwürgten jungen Hundes zu essen.

Der Neue er kam aus Hertfordshire sollte für seine Aufsässigkeit bestraft werden. Marwood kannte ihn als einen sturen, kleinen Pimpf, der in dem Ruf stand, sich vor niemandem zu beugen. Dazu legte er ein überhebliches und beleidigendes Gehabe an den Tag und weigerte sich beharrlich, das Urteil anderer zu akzeptieren. Er war ein mickriges, blondes Kerlchen mit einem durchaus passablen Vater, einem Lord. Aber seine Mutter! Eine Operettensängerin. Damit stand sie auf derselben niedrigen gesellschaftlichen Stufenleiter wie Juden und Schmierenschauspieler. Entsprechend liessen es sich echte Etonzöglinge nicht nehmen, diesem aufgeblasenen Wicht sowohl für seine Mutter wie für seine Arroganz gehörig den Marsch zu blasen. Diesem Würstchen würden sie schon beibringen, wie man Älteren gegenüber den gehörigen Respekt zeigte.

Nun vermochten freilich selbst die übelsten Beschimpfungen und die härtesten Abreibungen nicht den Widerstand dieses kleinen Sturschädels zu brechen. Die Sache spitzte sich mehr und mehr zu, so dass an besagtem Nachmittag eine Gruppe von älteren Schülern den kleinen, aufmüpfigen Kerl auf dem Boden der Toilette festhielten

und ihm das rohe, noch blutende Hundefleisch in den Mund zu stopfen versuchten. Marwood piffte sie jedoch zurück. Nicht weil ihm etwas an dem armen Teufel gelegen wäre; nein, er wollte nur seine Macht erproben. Und es war wirklich ein tolles Gefühl.

Jedesmal wenn Marwood dieses erhebende Gefühl wieder verspüren wollte, dann setzte er sich für diesen Neuen ein, wenn er gerade wieder das Opfer eines sadistischen Streichs der älteren Schüler zu werden drohte. Der Neue zeigte ihm, seine Dankbarkeit hierfür auf eine kühle und distanzierte Art. Marwood fand ihn überheblich einen von der Sorte, die nirgendwo dazugehörten. Was noch schlimmer war, dieser Scheisser wollte nirgendwo dazugehören. Jedenfalls zu nichts Englischem. Die Angehörigen der englischen Unterschicht wären Kretins, erzählte er Marwood. Und die der Oberschicht wären, wovon Eton das beste Beispiel gab, am glücklichsten, wenn sie anderen Leid zufügen konnten. Wenn es nach ihm ginge, hätte England auf der Stelle im Meer versinken können.

Obwohl der Neue ein guter Sportler war, spielte er in keiner Mannschaft mit. Er machte sich einfach nichts aus den anderen, fand Marwood. War lieber allein als mit anderen. Tauchte wie eine Katze unvermutet irgendwie auf, um ebenso plötzlich wieder zu verschwinden. Unberechenbar. Und wenn es die Situation erforderte, wusste er sich seiner Haut sehr wohl zu erwehren. Einem älteren Schüler, der ihn hänselte, rückte er mit einem Cricketschläger zu Leibe, und einem anderen stach er mit einem Füllfederhalter dreimal in den Oberarm. Je mehr er in der Schule von Mitschülern und Lehrern gepiesackt wurde, desto erbitterter setzte er sich zur Wehr. Manchmal konnte Marwood diesem sturen Teufel sogar eine gewisse Bewunderung nicht verwehren.

Als der Neue andererseits schwor, jeden in Eton, Marwood ausgenommen, zu töten, tat der Ältere diese Drohung als einen Gefühlsausbruch einer geistig minderbemittelten Person ab, womit er seiner Menschenkenntnis nicht gerade Ehre machte. Wie sich herausstellen sollte, verfügte dieser Pimpf nämlich über ausserordentliche geistige Fähigkeiten, verbunden mit fast selbstmörderischer Courage. Ebensowenig konnte Marwood nach geraumer Zeit seine

Augen noch vor dem Umstand verschliessen, dass die Drohung dieses kleinen Sturschädels, einem gewissen Teil der englischen Bevölkerung den Garaus zu machen, keineswegs nur in den Wind gesprochen war.

Besagter Pimpf war selbstverständlich kein anderer als Rupert de Jongh.

Jahre danach sollte de Jongh Marwood sein Wohlwollen aus alten Schulzeiten auf einer verschneiten Strasse mit Blick auf die Schweizer Alpen vergelten, indem er ihn ins linke Bein schoss. Der Schmerz war grauenhaft gewesen. Noch schlimmer war es freilich gewesen, sich mit dem Verlust eines Beins abfinden zu müssen. Dennoch musste Marwood sich eigentlich glücklich schätzen. Alexis Bendor und den Mitgliedern ihres Teams gegenüber hatte de Jongh ganz andere Saiten aufgezogen, angesichts deren die zwei Kugeln in das linke Knie nur als ein mildtätiger Akt zu bezeichnen gewesen wären. Besagter mildtätiger Akt hatte Marwood nichtsdestotrotz zum Krüppel gemacht und zu einem Leben voller Schmach und Schuld verdammt.

Um mit dem, was vor vierzig Jahren in der Schweiz geschehen war, überhaupt noch leben zu können, hatte er im Alkohol Trost suchen müssen.

Im Lauf der letzten Jahre, während deren sich die Erinnerungen an jene Tage immer hartnäckiger in seinem Bewusstsein breitzumachen begonnen hatten, war er dazu übergegangen, in verstärktem Masse auf Heroin zurückzugreifen.

Washington, 1983.

Vor wenigen Minuten hatte Marwood Alexis vor ihrem Hotel abgesetzt, ihr für den bezaubernden Abend gedankt und sich mit einem züchtigen Kuss auf jede Wange und der Zusicherung, dass sich in dieser Sache schon etwas machen liesse, von ihr verabschiedet. Doch bestand der Job eines Diplomaten nicht gerade darin, der Welt auf charmante Art den Eindruck zu vermitteln, dass man der Zukunft durchaus gelassen ins Auge sehen konnte? Mittlerweile befanden sich Marwood und sein Aufpasser, Alan Bruce, in der

Präsidentensuite eines Hotels, von dem aus man einen herrlichen Blick auf das Weisse Haus und das Jefferson Memorial hatte. Marwood hatte schon seit Jahren nicht mehr in der britischen Botschaft geschlafen. Er mochte den Ort nicht. Man hatte dort keine Privatsphäre. Und wer hätte sich schon wirklich entspannen können inmitten von DinnerParties, CocktailParties und den dazu gehörigen Pressekonferenzen. Noch war dies der geeignete Ort, um solch verpönten Lastern frönen zu können wie dem Heroin. In einem geräumigen, beige gehaltenen Schlafzimmer mit grauenhaften Drucken von niederländischen Landsknechten, die in einer Taverne tafelten, legte Marwood sich auf eines von zwei Betten und wartete, dass ihm sein Leibwächter das Heroin fertigmachte. Ein angenehmes Gefühl, jemanden zu haben, der die Drecksarbeit für einen erledigte, wenn Not am Mann war. Alan selbst nahm kein Heroin. Seine Laster beschränkten sich auf den einen oder anderen Marijuanajoint, kohlehydratreiches Essen und sehr junge Strichjungen, die er nicht selten verprügelte, nachdem er sich mit ihnen verlustiert hatte.

Marwood hätte es vorgezogen, wenn sein Aufpasser in Herzensangelegenheiten etwas mehr Besonnenheit an den Tag gelegt hätte, aber man musste sich eben, ob man wollte oder nicht, mit gewissen Schwächen einfach abfinden. Von seinen kleinen Lastern einmal abgesehen, hatte Alan Bruce durchaus auch seine positiven Seiten. Er war absolut loyal, führte jeden Befehl mit hundertprozentiger Zuverlässigkeit aus - er nannte das Erfüllung vertraglicher Verpflichtungen und hatte, Gott sei's gedankt, ein Vorhängeschloss vor den Lippen. Ausserdem hatte seine auf Wunsch unbezähmbare Zerstörungswut jedem Hunnen ehrfürchtiges Erstaunen eingeflösst. Einige der Dinge, die er in Afrika nicht wenigen Schwarzen angetan hatte, waren so verwerflich und abstoßend, dass es weiter kein Wunder war, dass gewisse aufstrebende Nationen eine ausgesprochene Apathie ihm gegenüber entwickelt hatten.

In Hemdsärmeln ging Alan ins Bad, wo er mit einem Taschenmesser die Abdeckung des Lüftungsschachts abschraubte und aus der Öffnung ein zusammengerolltes Handtuch herausholte. Darauf begab er sich in die Küche,

um eine Rolle Alufolie und Papierhandtücher zu holen und damit in das Schlafzimmer zurückzukehren, in dem Marwood auf ihn wartete. Unter den Augen des Diplomaten, der sich auf die Ellbogen gestützt hatte, machte sich der Schotte dann auf dem zweiten Bett zu schaffen. Er zog die Pappröhre aus der Rolle Papierhandtücher heraus und legte sie auf das Bett. Er riss ein Stück Alufolie ab und legte es daneben. Dann nahm Alan das Handtuch auseinander und entnahm ihm ein Zellophantütchen mit .White Dragon Pearl, dem kreidig weissen Heroin, das mit einem Barbiturat namens >Barbiton< versetzt war.

Er streute etwas von dem Heroin auf die Alufolie, legte diese auf den Nachttisch und vermahlte die Heroinklumpen mit dem Aschenbecher in ein weisses Pulver. White Dragon Pearl - Marwood bezog es aus Hongkong war fünfzig Prozent rein. Im Gegensatz dazu war das normalerweise in Amerika erhältliche Heroin nur zu zwei Prozent rein, weshalb sich die amerikanischen Süchtigen den Stoff auch in die Venen spritzen mussten, um überhaupt etwas zu spüren. Die Stärke von White Dragon Pearl machte es jedoch möglich, sich auf anderem Weg in euphorische Zustände zu versetzen.

Alan schob eine zweite Lage Alufolie unter das Heroin und hielt sein Feuerzeug darunter, um es zu erhitzen. Marwood hatte sich inzwischen aufgesetzt. Er befeuchtete sich die Lippen. Meine Erlösung, meine Belohnung. Das weisse Pulver begann zu schmelzen, Blasen zu werfen. Wenige Sekunden später verfärbte es sich zu einer ölig schwarzen Flüssigkeit.

Alan steckte das Feuerzeug wieder weg und streckte Marwood die Alufolie entgegen. Der Diplomat griff nach der Pappröhre, die Alan aufs Bett gelegt hatte, hielt ein Ende ganz knapp über die schwarze Flüssigkeit und nahm das andere Ende in den Mund. Dann sog er heftig daran. Den Drachen jagen, nennen die Chinesen diese Methode. Denn beim Einatmen des süsslichen Rauchs nahm dieser in der Luft die Gestalt eines Drachens ein. Ein Weilchen, dachte Marwood, habe ich nichts dagegen, keinen Schmerz mehr im Körper zu spüren und keinen Kummer im Herzen. Für ein Weilchen.

Später lag ein benommener, entspannter Marwood in dem dunklen Zimmer auf seinem Bett und starrte durch seine halb geschlossenen Lider auf einen vom Mond silbern erleuchteten Fleck an der Decke. Alan hatte ihn allein gelassen und war in den Wohnraum gegangen, wo er über Toast und gebackenen Bohnen fernsah, was in Amerika offensichtlich rund um die Uhr möglich war. Der gute Alan. Mochte er hin und wieder auch ungehobelt und geschmacklos sein, so war er doch fast rührend in seiner unerschütterlichen Anhänglichkeit seinem jeweiligen Dienstherrn gegenüber. Unerschütterlich war ein Attribut, das auch auf Alexis Bendor zutraf. Und genau darin lag das Problem. Was sollte Marwood mit dieser Frau machen, die eine solche Gefahr für ihn darstellte? Ja, was sollte er nur machen. Aber im Grunde genommen wusste er die Antwort auf diese Frage bereits, oder etwa nicht?

In dieser Welt hiess es nun einmal: Jeder für sich, und Gott gegen alle.

Marwood war der festen Überzeugung, dass mit Geld alles zu erreichen war.

Es verhalf einem, weiss Gott, zu der nötigen Gemütsruhe und gewährleistete überdies, dass die Trottel um einen herum nicht glaubten, sich auf eine Stufe mit einem stellen zu können. Geld ermöglichte es Marwood, mit seinem Kopf zu arbeiten und dadurch über jene zu gebieten, die mit ihren Händen arbeiteten. Geld war der Garant dafür, dass kein Wunsch unerfüllt blieb. Darüber hinaus betrachtete es Marwood als Beweis für Kultiviertheit, als Mittel, seine gesellschaftliche Stellung abzusichern. Milton hatte vollkommen recht. Geld brachte einem Ehren, Freunde, Eroberungen und Königreiche ein.

Marwood benötigte nun freilich beträchtliche Mengen davon, da er einen höchst aufwendigen Lebensstil führte. Am meisten verschlang sein Landsitz. Obwohl nicht wenige Personen seines Bekanntenkreises geltend machten, dass er sich kaum dort aufhielt, war Marwood doch keinesfalls gewillt, sich davon zu trennen. Der stattliche Herrschaftssitz lag auf einem sechshundert Hektar grossen Grundstück in Buckinghamshire, im Nordwesten Londons. Die mit dichten Buchenwäldern bestandene nähere Umgebung hatte noch

vorwiegend ihren traditionellen Charakter bewahrt, und man fühlte sich dort unwillkürlich ein paar hundert Jahre in die Vergangenheit zurückversetzt.

Aufgrund der extrem hohen Instandhaltungskosten und Steuern hatte Marwood sich jedoch gezwungen gesehen, den Westtrakt von Burnham Hall aufzugeben, zumal auch keines seiner drei Kinder mehr hier lebte. Marwood und seine Frau bewohnten nur noch den Osttrakt, wo ihnen neben zehn Zimmern immer noch drei Salons und ein Speisesaal zur Verfügung standen, dessen lichte Höhe immerhin zehn Meter betrug.

Die Vorstellung, das alles aufgeben zu müssen, erfüllte Marwood mit Angst und Entsetzen. Ein solcher Verlust hätte sein ganzes Leben sinnlos erscheinen lassen. Nun war er allerdings zum Überleben auf fremde Hilfe angewiesen.

Und er hatte auch einen Weg gefunden, sich deren zu vergewissern. Ihm war dafür jedes Mittel recht. Wie weit zu gehen wäre er wohl bereit gewesen, um das behalten zu können, was er besass? Mit Sicherheit so weit, wie er damals vor vierzig Jahren gegangen war. Als ihn kein einziges Leben auch nur im geringsten interessiert hatte mit Ausnahme eines einzigen dessen von Michael Kingdom Marwood.

In seiner Washingtoner Hotelsuite setzte er sich im Bett auf. Ein schlechtes Gewissen bedurfte keines Anklägers. Was Marwood brauchte, war mehr Heroin. Er rief nach Alan.

In einem anderen Teil Washingtons knipste Alexis das Licht aus und kroch unter die Decke. Sie brauchte kein Licht mehr, da es fast sieben Uhr morgens war und die ersten Strahlen der über dem Weissen Haus aufgehenden Sonne in ihr Zimmer fielen, hätte sie besser gleich lesen oder sich im Fernsehen Anna Karenina mit Greta Garbo ansehen sollen. Nicht etwa, dass an ihrem Zimmer etwas auszusetzen gewesen wäre. Nein, Alexis hatte rote Augen, war unausgeschlafen und überreizt, weil ihr die ganze Nacht Rupert de Jongh nicht aus dem Kopf gehen hatte wollen.

Wie war es ihm nur gelungen, damals ihren Code zu knacken? Selbst nach fast vierzig Jahren beschäftigte sie dieses Problem noch immer, da sie auf diesem Gebiet einfach unschlagbar gewesen war. Als Chiffrierexpertin

hätte ihr damals niemand das Wasser reichen können. War die Ursache hierfür selbst nach all den Jahren noch immer verletzter Stolz? Wahrhaftig, ja. Das, und was er ihr und den anderen angetan hatte.

Alexis schloss die Augen. Es war, als befände de Jongh sich in ihrer unmittelbaren Nähe, irgendwo in der Stadt. Vielleicht sogar im selben Raum. Jedenfalls nahe genug, um nur die Hand ausstrecken zu müssen, um ihn berühren zu können. Und das war schliesslich der Punkt, an dem sie aufstand und ins Bad ging. Von dem Gedanken an das, was in nächster Zukunft auf sie zukommen würde, war ihr mit einem Mal sterbensübel.

Als Kim Doo Kangnang Michael Marwood zum erstenmal den Vorschlag machte, in seinem Diplomatengepäck gewisse nicht näher spezifizierte Dinge aus dem Fernen Osten nach Europa und Amerika zu schmuggeln, entgegnete Marwood: »Sind Sie wahnsinnig geworden? Wieso kommen Sie dabei ausgerechnet auf mich?«

»Ein gemeinsamer Bekannter«, entgegnete daraufhin Kangnang, »hat mir geraten, mich an Sie zu wenden. Er weiss über Ihre finanziellen Probleme Bescheid, wie er überhaupt eine Menge über Sie weiss, Mr. Marwood. Unter anderem weiss er auch, dass Sie einen herrlichen Landsitz besitzen, den Sie jedoch aufgrund erheblicher Steuernachzahlungen aufzugeben gezwungen sein könnten. Ausserdem haben Sie noch andere Schulden. Und unser gemeinsamer Freund meint, Sie könnten durchaus auf eine Menge Annehmlichkeiten verzichten müssen, falls es Ihnen nicht gelingt, gewisse finanzielle Engpässe zu überbrücken. Und Ihnen liegt doch offensichtlich viel an Ihrem kostspieligen Lebenswandel, Mr. Marwood, auch wenn er Ihre regulären Einkünfte eindeutig etwas übersteigt.«

»Sie Ratte.«

»Sie wollten wohl sagen: Sie miese, schlitzäugige Asiatenratte.«

»Richten Sie diesem angeblichen gemeinsamen Bekannten aus, er sollte es künftig unterlassen, seine Nase in meine Angelegenheiten zu stecken. Und was Sie betrifft, würde ich Ihnen doch nachdrücklichst dazu raten, sich auf Ihre miesen

Zuhältergeschäfte zu beschränken, die Sie zum Wohle dieser Bananenrepublik, die Sie Heimat nennen, betreiben zu müssen glauben. Habe ich mich deutlich genug ausgedrückt?»

Kangnang nahm seine Hand aus seiner Hosentasche und gab Marwood etwas. Es war die Fliege, welche der Diplomat während seines letzten Schuljahres in Eton als Mitglied des Pop getragen hatte. Mit der grossspurigen Freigebigkeit eines Monarchen, der Golddukaten unter die jubelnde Menge verteilt, hatte Marwood seinen Schulabschluss damit gefeiert, indem er Rupert de Jongh diese Fliege schenkte. Und nun, dreissig Jahre später, starrte Marwood auf eben diese Fliege, als wäre sie eine zischende Kobra mit geblähtem Hals. De Jongh konnte doch unmöglich noch am Leben sein. Das war doch vollkommen ausgeschlossen.

Die Fliege, die verbindet, dachte Marwood. Doch er sagte: »Er galt doch die ganze Zeit über als tot. Warum muss er ausgerechnet jetzt Verbindung mit mir aufnehmen?«

»Das gäbe doch eine herrliche Geschichte ab«, erwiderte Kangnang. »Richtig rührend, wie Sie das wohl nennen würden. Zwei ehemalige Schulkameraden, die nach so vielen Jahren wieder aufeinandertreffen. Er bietet Ihnen seine Hilfe an, Mr. Marwood. Selbstverständlich erwartet er dafür als Gegenleistung auch ein gewisses Entgegenkommen Ihrerseits. Umsonst ist nur der Tod. Doch kann ich Ihnen versichern, dass mein Auftraggeber ein aussergewöhnlich grosszügiger Mensch ist. So hat er mich zum Beispiel auch gebeten, Ihnen das hier zu geben. Bitte nehmen Sie es nur fürs Zuhören.«

Der Koreaner reichte Marwood einen Umschlag. Der Diplomat hob die Lasche leicht an, um hineinzuspähen; er enthielt ein Bündel FünfzigPfundScheine. Ein Vermögen. Und Marwood brauchte dringend Geld. Er schaute erst Kangnang an und dann wieder das Geld.

»In dem Umschlag ist auch noch ein Brief«, erklärte der Koreaner.

Marwood setzte seine Brille auf und holte ein zusammengefaltetes Blatt Papier aus dem Kuvert. Keine Unterschrift, nur ein einziger, mit Maschine geschriebener Satz. Ein Geheimnis ist etwas, das man anderen anvertraut,

damit sie es für einen bewahren. Jeder hätte das geschrieben haben können, aber nur einer kam dafür in Frage.

Plötzlich fühlte Marwood sich gezwungen, sich an Dinge zu erinnern, die er lieber für immer vergessen hätte.

An einem Februarmorgen des Jahres 1945 war er mit seinem Wagen auf der verschneiten Strasse von Nyon nach Genf unterwegs gewesen; im Kofferraum hatte er ein kostbares Teeservice verstaut, das er in Nyon für einen lächerlich geringen Preis von einem Antiquitätenhändler erstanden hatte. Mit sich und der Welt zufrieden, freute Marwood sich auf das Mittagessen im Beau Rivage, Genfs bestem Hotel, wo die Omelettes mit richtigen Eiern gemacht wurden. England und dieses entsetzliche Eiweisspulver konnten ihm ein für allemal gestohlen bleiben.

Drei Kilometer ausserhalb von Genf hängte sich ein grauer Citroen an Marwood. Der schenkte dem Wagen jedoch keine weitere Beachtung, da er in Gedanken bereits mit dem zweiten Gang seines Mittagessens beschäftigt war. Kalbsnieren vielleicht, oder Schweinefüsse, eine Genfer Spezialität. Doch der Citroen sollte ihn höchst unsanft aus seinen kulinarischen Träumereien reissen. Er rammte ihn nämlich von hinten, und als Marwood sich verblüfft umsah, was das alles sollte, überholte ihn der Citroen, um ihn unerbittlich von der Fahrbahn abzudrängen. Einer Panik nahe, klammerte Marwood sich an das bockende Lenkrad seines ins Schleudern geratenen Opels, der ganz knapp an ein paar Bäumen vorbeischoss, um schliesslich von einer hohen Schneewehe zum Stillstand gebracht zu werden.

Einer Ohnmacht nahe und völlig ausser Atem, sank Marwood über dem Steuer zusammen; für so etwas war er einfach nicht geschaffen. Und dann wurde er auch schon von zwei Männern in schwarzen Ledermänteln dem Schwall von Flüchen und Beschimpfungen nach zu schliessen, mit denen sie Marwood bedachten, waren sie Deutsche aus dem Wagen gezerrt. Nachdem sie ihn grob nach Waffen durchsucht hatten, ohne welche an ihm zu finden, schleuderten sie ihn zu Boden. Dann packten sie Marwood an den Knöcheln und schleiften ihn an einem dritten Mann vorbei, der hinter den beiden Autos stehengeblieben war, durch den kniehohen Schnee.

Marwood fühlte sich wie eine auf den Rücken gedrehte Schildkröte, die gleich von bösen Buben gepiesackt werden sollte, ohne sich auch nur im geringsten gegen sie zur Wehr setzen zu können. Der Schnee bedeckte sein Gesicht, und sein Hinterkopf stiess mehrfach schmerzhaft gegen Erhebungen und Vorsprünge im Boden. Aufgebracht forderte er eine Erklärung für diese Behandlung. Sie zogen ihn unbeirrt von der Strasse fort, einen Abhang hinunter und auf ein verlassenes römisches Amphitheater zu.

Am Fuss der steinernen Sitzreihen erwarteten sie zwei Japaner in Schaffelljacken. Ein dritter Mann stand, Marwoods Blicken entzogen, in den tiefen Schatten, welche die kalte Wintersonne in die ovale Arena warf. Von panischer Angst befallen, sah Marwood lediglich die Gummistiefel und den Saum seines pelzbesetzten Mantels; mehr nicht. Marwood versuchte sich aufzurichten, worauf ihm einer der Japaner unverzüglich in die Rippen trat, so dass er wieder zu Boden sank.

Marwood wurde aufgefordert, sich ausziehen. Als er zögerte, schlug ihm ein Deutscher ins Gesicht. Leise wimmernd, tat Marwood darauf, wie ihm geheissen. Als er nackt war und voller Scham vor Kälte zitterte, lösten die Deutschen und Japaner ihre Gürtel und schlugen mit ihren Schnallenenden auf ihn ein. Seine Schreie hallten vom Rund des Amphitheaters wider, doch der Mann im Schatten rührte sich nicht von der Stelle.

Auf ein in deutsch erteiltes Kommando des Mannes im Schatten hin hörten die Schläge auf. Auf einen zweiten Befehl hin knöpften die Deutschen und die Japaner ihre Hosen auf und urinierten auf Marwood, der schluchzend und blutend im Schnee lag. Die Deutschen lachten. Nun erst trat der Mann aus dem Schatten hervor. Seinen Tod herbeisehnend, sah Marwood zu einem Mann in einem eleganten, pelzbesetzten Wintermantel und einem Panamahut auf.

»Es ist schon eine Weile her, dass wir uns das letzte Mal gesehen haben«, sprach ihn der Mann auf englisch an.

»Verzeih mir, wenn ich dir die Hand nicht schütteln kann.«

Rupert de Jongh.

Marwoods Herz machte einen Sprung vor Freude. Gerettet.

Der gute Rupert. Sein alter Schulkamerad war älter geworden, fülliger im Gesicht und am Körper. Jedenfalls nicht mehr der kleine Pimpf, auf dem die anderen herumtrampelten. Ganz offensichtlich hatte er den Spiess inzwischen umgekehrt. Jedenfalls schienen ihm die Japse und die Deutschen bedingungslos ergeben.

»Na, Marwood«, fuhr de Jongh fort, als hätten sie sich eben vor dem Eingang eines ihrer exklusiven Clubs getroffen, »das waren noch Zeiten.«

De Jongh zog seine Wildlederhandschuhe aus, steckte eine Zigarette in seine elfenbeinerne Spitze und zündete sie an. Dem Geruch nach eine Player's. Nicht unbedingt Marwoods Lieblingsmarke.

»Du scheinst da ja in eine scheussliche Situation geraten zu sein. Vielleicht kann ich dir ja etwas behilflich sein. Wie du mir damals geholfen hast.«

Verwirrt und verängstigt, wagte Marwood sich nicht vom Boden aufzurichten, wo er sich irgendwie weniger wehrlos fühlte. Was hier auch immer auf ihn zukam, hätte er sich ersparen können, wenn er auf Alexis gehört hätte. Sie hatte ihn ausdrücklich davor gewarnt, sich nicht zu sehr auf die Neutralität der Schweiz zu verlassen. Es gibt immerhin zwei Millionen Deutschschweizer hier, hatte sie ihm erklärt, und ein nicht unbeträchtlicher Anteil von ihnen sind überzeugte Nazis. Seien Sie auf der Hut, vor allem wenn Sie allein über Land fahren. Lassen Sie sich durch die herrliche Landschaft nicht darüber hinwegtäuschen, dass Sie dort aufgrund der geringen Bevölkerungsdichte etwaigen Übergriffen von Seiten deutscher Agenten wehrlos ausgeliefert sind. Bleiben Sie möglichst in Genf. Und melden Sie sich vor allem mindestens zweimal täglich bei der britischen oder amerikanischen Botschaft.

Marwood hatte ihre Warnungen jedoch für vollkommen unbegründet angesehen. Er wusste bestimmt ebenso gut über die Verhältnisse in der Schweiz Bescheid wie sie, und wer hätte sich schon gern von einem Amerikaner, die sowieso erst in letzter Sekunde noch in den Krieg eingestiegen waren, gute Ratschläge erteilen lassen.

Noch vor wenigen Tagen hatte er eine Rundfahrt um den Genfer See gemacht. Er war dabei regelrecht in

Urlaubsstimmung gekommen, was ihn fast vergessen hatte lassen, dass es überhaupt einen Krieg gab. Keine Luftschutzwarnungen, keine ausgebombten Kirchen, keine Sandsäcke vor seiner Wohnungstür aufgetürmt. Gesegnet sei das Schweizer Banksystem, das sich die Deutschen lieber zunutze gemacht hatten, anstatt es zu zerschlagen.

Am Tag zuvor war Marwood nach Lausanne gefahren, wo Voltaire und Gibbon gelebt hatten und wo Marwood als Kind zusammen mit seinen Eltern mehrmals herrliche Sommerferien verbracht hatte. Wie er diesen Ausflug Miss Waycross gegenüber gerechtfertigt hatte? Ganz einfach. Er hatte ihr ein Märchen aufgetischt, dass er dort mit einem Schweizer Geschäftsmann Kontakt aufnehmen hätte müssen, der möglicherweise für die Briten zu arbeiten bereit gewesen wäre. Marwood war an Miss Waycross und die Amerikaner sozusagen nur ausgeliehen worden. Er war deshalb immer noch britischer Staatsbürger und nicht gewillt, dies irgend jemanden vergessen zu lassen.

Doch nun war Marwood ganz allein nackt, zerschunden, von Blut und Urin bedeckt und bereit, um sein Leben zu flehen, alles zu tun, um nur nicht sterben zu müssen.

»Weisst du«, fuhr de Jongh fort, »eigentlich hätte ich an dem Tag, an dem ich dich zufällig entdeckt habe, gar nicht in Lausanne sein sollen. Du hast dich ziemlich verändert, alter Junge. Aber haben wir das nicht alle. Trotzdem habe ich dich sofort wiedererkannt. Immer noch derselbe aufrechte Gang, als gehörte dir die ganze Welt. Ziemlich absurd, finde ich. War es nicht Shaw, der gesagt hat, ein Engländer hält sich für fürchterlich moralisch, wenn er sich lediglich in einer unangenehmen Lage befindet. Entsprechend musst du

dir doch im Augenblick ebenfalls sehr moralisch vorkommen.«

De Jongh schnitt ein Gesicht, als er über eine kleine Urinpütze stieg, und beugte sich zu Marwood herab. »Du bist während der letzten vierundzwanzig Stunden unablässig beschattet worden, aber ich nehme an, das ist dir entgangen. Du bist doch britischer Agent, wenn ich mich nicht täusche.«

Marwood nickte.

»Und zu welchem Zweck hältst du dich ausgerechnet in der Schweiz auf?« wollte de Jongh als nächstes wissen.

»Um dir hinterherzuspionieren. Und um dich gefangenzunehmen oder zu töten.«

De Jongh hob eine Augenbraue. »Was du nicht sagst.« Dann fragte er Marwood, woher er wüsste, dass er, de Jongh, sich in Genf aufhielt.

Marwood erzählte ihm daraufhin von >Richard Wagner< und nannte ihm auch dessen richtigen Namen. Ausserdem gestand er ihm, dass Alexis Waycross sich schon seit Jahren nachhaltigst mit ihm beschäftigt und unter anderem seinen Spionagering in Miami gesprengt hatte. Das schien de Jongh ausserordentlich zu interessieren. Die zwei ehemaligen Eton-Zöglinge unterhielten sich fast eine Stunde lang miteinander, und die meiste Zeit hiervon über Alexis Waycross. Als ihr Gespräch schliesslich zu Ende ging, bot de Jongh, sichtlich zufrieden, Marwood eine Zigarette an. Er half ihm in seine zerfetzten Kleider und war die Freundlichkeit in Person. Gleichzeitig entschuldigte er sich damit, dass der Krieg doch ein verdammt schmutziges Geschäft sei, das einen manchmal zwänge, Dinge zu tun, die nicht recht wären.

Damit sie sich nicht falsch verstünden; er, de Jongh, hätte keineswegs vergessen, was Marwood damals in Eton für ihn getan hätte. Und deshalb würde er Marwood auch am Leben lassen. Er könnte nach Genf zurückkehren unter einer Bedingung: Er dürfte keinen Menschen gegenüber erwähnen, was sich an diesem Tag hier in diesem Amphitheater zugetragen hätte. Marwood gab ihm sein Wort. Er würde niemanden davon erzählen. De Jongh konnte sich auf ihn verlassen.

Sie verliessen das Amphitheater gemeinsam. Die Japaner gingen an der Spitze, während Marwood und de Jongh, in Erinnerungen an ihre Schulzeit schwelgend, den Abschluss bildeten. Die beiden Deutschen waren schon vor einer halben Stunde losgefahren, um Alexis Waycross und ihre Leute abzufangen. Bei Marwoods Wagen angelangt, sagte de Jongh: »Du musst entschuldigen, aber wir können dich selbstverständlich unmöglich so zurückfahren lassen. Das Ganze muss schon etwas überzeugender aussehen, mein

Bester. Alles muss darauf hindeuten, als hättest du bereits am Abgrund des Todes gestanden, um ihm nur durch einen höchst dramatischen Fluchtversuch zu entinnen.«

Damit zog de Jongh eine Luger aus der Tasche seines Mantels und feuerte zwei Schüsse auf den Kofferraum des Opels ab, so dass das herrliche Teeservice zu Bruch ging. Angesichts der Umstände verzichtete Marwood jedoch darauf, sich hierüber zu beschweren. Eine dritte Kugel zerschmetterte das Rückfenster, worauf de Jongh sagte: »Das dürfte genügen.« Er schüttelte Marwood die Hand, riet ihm, vorsichtig zu fahren, und verlieh zum Abschied noch einmal seiner Freude über dieses unverhoffte Wiedersehen Ausdruck.

Erleichtert glitt Marwood hinter das Steuer seines Opel und wollte eben die Tür hinter sich zuziehen, als de Jongh sagte: »Noch etwas, mein Bester.« Und damit schoss er ihm zweimal ins linke Knie. Unter einem lauten Aufschrei sank Marwood aus dem Wagen und in den Schnee.

Halb wahnsinnig vor Schmerzen, beobachtete er dann, wie de Jongh ihm mit seinem, Marwoods, Gürtel über dem Knie das Bein abband. Dabei redete er in aller Ruhe auf Marwood ein, nannte ihn einen feigen Schlappschwanz ohne Rückgrat und versprach ihm gleichzeitig, niemandem etwas davon zu erzählen. Umgekehrt sollte Marwood den Mund halten, was seine bereitwillige Kollaboration betraf. Ein Geheimnis war etwas, das man anderen anvertraute, damit sie es für einen bewahrten. Und nun wahrten beide für den anderen ein Geheimnis.

Als de Jongh fertig war, richtete er sich auf und klopfte sich den Schnee von seinem Mantel. »Das dürfte deine künftige Heldenpose doch nachhaltig genug unterstreichen, mein Bester. Ich hoffe überdies, dich nicht noch einmal eigens darauf hinweisen zu müssen, tunlichst Schweigen über diesen Vorfall zu wahren. Du könntest sonst für den Verrat an deinen Kameraden ins Gefängnis wandern. Mittlerweile wirst du sicher schon richtig vermutet haben, dass ich sie mir zu kaufen beabsichtige, bevor sie dasselbe mit mir machen können. Vergiss also nicht, welche Rolle du in diesem amüsanten Schauspiel gespielt hast, wofür du im übrigen meines immerwährenden Dankes versichert sein

kannst. Ich kann dir gar nicht sagen, wie ich mich freue, die Bekanntschaft dieser Miss Waycross zu machen. Bleibt nur zu hoffen, dass sie Richard Wagners wahre Identität bestätigen wird.«

Nachdem die zwei Japaner den halb bewusstlosen Marwood wieder hinters Steuer seines Wagens gesetzt hatten, warf de Jongh die Tür zu und beugte sich durchs Fenster herein. »Fahr vorsichtig. Auf der Strasse nach Genf herrscht etwas Glatteis. Und vergiss unser beider Geheimnis nicht, mein Bester. Hast du gehört? Unser Geheimnis.«

Washington. Punkt sieben Uhr vierzehn wählte Sir Michael Marwood aus seiner Garderobe den Anzug aus, den er anlässlich seines Besuches im Aussenministerium und des anschliessenden Mittagessens im Weissen Haus tragen würde. Schwarz mit Nadelstreifen. Ernst und würdevoll. Die römische Toga des zwanzigsten Jahrhunderts, wenn auch bei einem Preis von siebenhundert Pfund merklich kostspieliger. Doch so lange Marwood in seiner Funktion als Diplomat die Welt bereiste, ohne sich je einer Zollkontrolle unterziehen zu müssen, konnte er sich solchen und ähnlichen Luxus problemlos leisten. Schliesslich wurde er recht anständig dafür bezahlt, dass er unter dem Schutz seiner diplomatischen Immunität für Rupert de Jongh und seine yakuza gewisse Kommoditäten über die Landesgrenzen schmuggelte, die er im Zuge seiner Dienstreisen zu überqueren hatte. Einige dieser Kommoditäten hatte Marwood auch nach Washington mitgebracht. Zwei Koffer, von denen einer mehrere Plastiktüten mit unversetztem Heroin, der andere fast acht Millionen Dollar enthielt.

Am Dulles Airport hatte auf Marwood die Limousine gewartet, auf der er stets mit Nachdruck bestanden hatte. Sie wurde von einer Leihwagenfirma gestellt, die Marwood der Botschaft in den höchsten Tönen pries, während er sich gleichzeitig standhaft weigerte, sich in einem der hierfür normalerweise bereitstehenden Botschaftsfahrzeuge abholen zu lassen. Wegen des tadellosen Zustands des Wagens, der hervorragenden Chauffeure und der erstklassigen Innenausstattung, einschliesslich einer Bar, eines

Fernsehers, zweier Telefone und getönter, kugelsicherer Scheiben, war Marwood so voll des Lobes für die Leihwagenfirma seiner Wahl, dass der Botschaft schliesslich nichts anderes übrig blieb, als die Limousine anzufordern und zähneknirschend die gesalzene Rechnung zu begleichen.

Auf dem Flughafen wurden besagte zwei Koffer zwischen Alan Bruce und den Fahrer, einen Japaner mit dunkler Sonnenbrille und zernarbter rechter Wange, auf dem Vordersitz abgestellt. Marwood und wer ihn von der Botschaft gerade abholen gekommen war, sassen im Fond, um sich über dies und jenes miteinander zu unterhalten. Im Hotel angekommen, widmeten sich Marwood und die Leute von der Botschaft den jeweils anstehenden Geschäften, während Alan Bruce sich um das Gepäck kümmerte. Das tat er auch, mit Ausnahme der zwei Koffer auf dem Vordersitz, die dort einfach liegen blieben, wenn der Chauffeur schliesslich losfuhr. So einfach war das. Sechs Stunden später trafen die Koffer in New York bei Frankie Odori, de Jonghs amerikanischem Vertreter, ein.

Marwood war verpflichtet, sich lediglich mit de Jongh und Kangnang zu arrangieren. War dies nicht möglich, holte Alan Bruce das Heroin und/oder das Bargeld ab. Und wie Kangnang nicht zu erwähnen vergessen hatte, erwies de Jongh sich tatsächlich als äusserst grosszügig. Damit würde jedoch Schluss sein, sobald de Jongh gefasst oder getötet wurde. Und genau das war Alexis Bendor durchaus zuzutrauen, wenn man sie weitem nach eigenem Gutdünken schalten und walten liess. Sie war das einzige Mitglied ihres Teams gewesen, welche die Konfrontation mit dem gaijin lebend überstanden hatte. Genau genommen, war sie der einzige Agent, der de Jongh je ein Schnippchen zu schlagen vermocht hatte und am Leben geblieben war, sich dessen rühmen zu können. Ob sie de Jongh und Marwood wohl Schwierigkeiten machen konnte? Ganz gewiss sogar.

Als Marwood mit dem Ankleiden fertig war, liess er sich auf den Rand seines Betts nieder, um seinen Tee mit Brandy zu trinken. Er war eben im Begriff, Alexis Bendor ein zweites Mal zu verraten, was sein Gewissen veranlasste, ihm wieder einmal gewisse Unterschiede zwischen Gut und

Böse vor Augen zu halten zu versuchen. Allerdings hatte sich sein Gewissen mit wenigen Ausnahmen schon seit Jahren nicht mehr zu rühren bemüssigt gefühlt und sich sogar eher zu seinem Komplizen entwickelt. Marwood beurteilte sein Handeln längst nicht mehr anhand moralischer Prinzipien. Geld war seine Eintrittskarte zu einem Leben und in eine Gesellschaft nach seinem Geschmack, und zwar Geld, das von de Jongh kam. De Jongh durfte auf keinen Fall etwas zustossen.

Marwood griff nach einem Briefblock mit den Schriftzügen des Hotels am oberen Rand jeder Seite und schrieb in sorgfältigen Druckbuchstaben mehrere Sätze darauf. Als er daraufhin einen Kassettenrecorder auf den Nachttisch stellte, wurde ihm bewusst, dass die Zeit knapp wurde, weshalb er sich grösserer Eile befleissigte. Er las noch einmal durch, was er geschrieben hatte, um dann Alan Bruce ins Schlafzimmer zu rufen. Marwood trug Alan auf, die Nachricht zu lesen, etwaige Fragen dazu zu stellen und sie dann Marwood noch einmal vorzulesen. Danach sollte Alan den Text auf Kassette sprechen.

»Die Frau, die in dem Park in Honolulu gesehen wurde, ist Alexis Bendor. Bendor ist ihr Ehe-name. Ich buchstabiere: BENDOR. Sie ist verwitwet und lebt mit ihrem Sohn in Honolulu. Der Sohn ist ihr einziges Kind und Inhaber eines FitnessCenters in Honolulu. Sie bewohnen gemeinsam ein Haus in einem Vorort namens Mount Tantalus. Mrs. Bendor ist Inhaberin einer Buchhandlung in einem Einkaufszentrum in Waikiki. Nach einem epischen Gedicht von Ezra Pound heisst der Laden Cantos.«

Nachdem Marwood die Aufnahme zweimal abgehört hatte, gratulierte er Alan Bruce zu seinem ausgezeichneten Vortrag, steckte die Kassette in einen Umschlag und verschloss ihn. Dann übergab er den Umschlag Alan Bruce, der ihn in der Innentasche seines Jacketts verschwinden liess.

In der Limousine, die Marwood ins Aussenministerium brachte, sass Alan Bruce auf dem Vordersitz neben dem japanischen Chauffeur, der sie schon vom Flughafen abgeholt hatte. Kaum waren sie vom Hotel losgefahren, gab Bruce den Umschlag an den Chauffeur weiter und teilte ihm

mit, dass er unverzüglich nach New York gebracht und Frankie Odori niemandem sonst ausgehändigt werden müsste. Wortlos und ohne seinen Blick auch nur eine Sekunde von der Strasse abzuwenden, nahm der Japaner den Umschlag entgegen.

Marwood, der auf dem Rücksitz sass, wurde im Rückspiegel mit einem Mal wieder der Fliege gewahr, die der Chauffeur trug. Sie war zwar schwarz und keineswegs mit derjenigen zu vergleichen, die Marwood einst de Jongh geschenkt hatte, aber dennoch erinnerte die Fliege den Diplomaten an seinen alten Schulkameraden und die Bande, die sie aneinanderketteten. Bande, die einst zu schwach gewesen waren, um sie überhaupt zu spüren, und mittlerweile zu stark geworden waren, um sie noch durch trennen zu können.

Honolulu • Juli 1983

Einen Schokoladenmilchshake in einer Hand, sass Detective Lieutenant Raymond Manoa in seinem am Strassenrand geparkten Datsun und beobachtete die sich ausschliesslich aus Männern zusammensetzende Menge. Eröffnungsabend der neuesten Schwulenbar in der Hotel Street. Das Lokal machte wirklich nicht gerade viel her, aber seit wann hätte ein solches Etablissement auch schon in Schöner Wohnen Beachtung

finden sollen. Dieses hier nannte sich Das Adressbuch und wirkte nicht weiter aussergewöhnlich. Lediglich eine neue zwielichtige Kaschemme im Vergnügungsviertel in der Innenstadt, eingezwängt zwischen einen chinesischen Kräuterladen und ein heruntergekommenes vietnamesisches Restaurant. Immerhin hatte der Besitzer der Bar ein paar Piepen springen lassen, um dem Laden eine schicke Eingangstür zu verpassen. Auf Hochglanz poliertes Teakholz, komplett mit einem Guckloch aus Messing.

Sie wurde von zwei hünenhaften Samoanern in schwarzen Seidenhemden und weissen Hosen bewacht, welche die Einladungskarten in Form kleiner Adressbücher mit der Adresse und Telefonnummer der Bar kontrollierten.

Raymond Manoa fand, dass diese >entzückenden< Einladungskarten einer Tunte ähnlich sahen. Mit Leuten zu tun zu haben, die solche Einfälle hatten, war dem Detektiv nicht ganz geheuer. Man musste es ja nicht gleich übertreiben mit seinem Einfallsreichtum und seiner Fantasie. Wäre es nach Manoa gegangen, hätten die wenigen Schwulenbars, die es in Honolulu gab, sowieso längst dichtmachen können. Schwule waren für ihn Schwächlinge, und er konnte Schwächlinge auf den Tod nicht ausstehen.

Er sah auf seine Uhr. Zehn Uhr. Er beugte sich vor, um sein Autoradio einzuschalten. Er drehte eine Weile am Einstellknopf, bis er den Sender sauber hereinbekam, wo sie jeden Freitagabend eine Stunde lang himeni spielten, die alten Kirchenlieder, die im neunzehnten Jahrhundert von Missionaren aus New England in Hawaii eingeführt worden waren. In einem Bariton, der sich hören lassen konnte, summte Manoa »Nun preise meine Seele den Herrn im Himmel« mit. Die christliche Religion bedeutete ihm nicht das geringste. Er hatte nie seinen Fuss in eine Kirche gesetzt oder eine Bibel berührt. Aber wie's der Teufel wollte, bei diesen alten Kirchenliedern wurde ihm ganz warm ums Herz. Die Worte interessierten ihn nicht im geringsten. Er sang sie einfach, ohne sich um ihre Bedeutung zu kümmern. Für ihn zählte nur die Musik. Sie berührte ihn nicht weniger als seine Vorfahren, die vor der Ankunft der Christen vor einhundertsechzig Jahren noch nie etwas von Harmonien in der Musik gehört hatten.

Manoa wäre der letzte gewesen, dem nicht entgangen wäre, dass die Hotel Street und Kirchenlieder eine etwas eigenartige Mischung darstellten. Die Hotel Street war Honolulus Vergnügungsviertel, sechs Häuserblocks aus nichts als zwielichtigen Bars, SexShops und Striplokalen, Puffs, Pornokinos und Billardsalons; und das alles bevölkert - oder besser: auf ständiger Suche nach etwas durchstreift - von GIs, seriös wirkenden Herren, Zuhältern und Strichjungen.

Hier konnte man sich seinen Penis tätowieren lassen, Kokain und sonstige Drogen kaufen, von Touristen gestohlene Kameras und Autoradios in Pfandleihen

verhökern, alle möglichen Sex-Shows besuchen, mit einem Transvestiten tanzen und mongolisch essen, wenn es schon unbedingt was Exotisches sein musste. Bei all dem konnte man die nächtlichen Polizeistreifen mit ihren kreiselnden Blaulichtern vergessen. Nach Sonnenuntergang, Freundchen, war die Hotel Street kein Tummelplatz für Amateure.

Raymond Manoa hatte es hierher verschlagen, weil er Paul Anami ins Adressbuch gefolgt war, wobei dieser Japseschwuchtel zu folgen - Anami hatte eine Schwäche für hübsche schwarze Jungs - , den ersten Schritt in Manoas Plan darstellte, Alexis Bendor aus dem Weg zu räumen.

Mit der Ecke eines Heftchens Streichhölzer puhlte Manoa sich die Essensreste aus den Zähnen. Er hatte im Wagen gegessen. Neben ihm lagen mehrere Pappteller mit Resten von TeriyakiRind, Sashimi und Reis sowie Mua-Schweinefleisch, einer hawaiianischen Spezialität, die Manoa hätte essen können, bis sie ihm bei den Ohren herausgekommen wäre. Bedauerlicherweise war es neuerdings gar nicht mehr so einfach, diese Spezialität auf Hawaii zu bekommen, wie überhaupt das gesamte einheimische Brauchtum mehr und mehr verdrängt wurde.

Das alles war natürlich auf das neue Hawaii zurückzuführen, auf das Manoa liebend gern verzichtet hätte ein Hawaii zu vieler Zugereister und Veränderungen. Manoa war ein keiki aina, ein Kind der Erde, ein reinrassiger Hawaiianer und verdammt stolz auf seine Abstammung. Er sah die Entwicklung nicht gern, die in zunehmendem Maße zu einer Verfremdung des ursprünglichen Hawaii führte. Die einzigen, die dagegen etwas unternahmen, waren die jungen Hawaiianer und die Mischlinge. Sie sahen nicht tatenlos zu, wie die Fremden sich an ihrem heimischen Grund und Boden eine goldene Nase verdienten und sie aus den lukrativen Jobs verdrängten. Sie waren keineswegs gewillt, sich das gefallen zu lassen, auch wenn sie dabei zu gewaltsamen Mitteln greifen mussten. Sie liessen es sich nicht nehmen, ihre Wut an Touristen, Weissen und sonstigen Nicht-Hawaiianern auszulassen, indem sie sie hin und wieder mal ordentlich vermöbelten. Warum auch nicht?

Raymond Manoa war Anfang Vierzig, ein untersetzter, rundgesichtiger, braunhäutiger Mann mit ergrauendem Kraushaar und einem sympathischen Lächeln. Während seiner zwanzig Jahre bei der Polizei hatte er es auf durchschnittlich sechs Tapferkeitsauszeichnungen pro Jahr gebracht. Unter anderem war er dabei dreimal angeschossen und zweimal mit dem Messer angefallen worden. Voller Stolz sprach Manoa von seinen Narben immer als von seinem Schmuck. Gegenwärtig tat er auf dem Flughafen von Honolulu Dienst, wo er mit dem Zoll und der Sicherheitsabteilung des Flughafens zusammenarbeitete.

Manoa war eine höchst widersprüchliche Gestalt. Einerseits war er höflich und zuvorkommend und legte eine reservierte, förmliche Freundlichkeit an den Tag. Allerdings hatte er auch seine Schattenseiten, die freilich nur die wenigsten kannten und die in tief verwurzelterm einheimischem Aberglauben und ehemaligen blutigen Auseinandersetzungen seiner Sippe mit den Weissen begründet waren. Er hätte niemandem gegenüber zugegeben, wie befriedigend und biologisch notwendig er diese wilden, unzivilisierten Aspekte seiner Persönlichkeit fand.

Seine Vorfahren waren kahunas gewesen, Priester und Ratgeber Kamehamehas I., des grössten aller hawaiianischen Könige. Selbst Manoa musste zugeben, dass Kamehamehas Herrschaft über die hawaiianischen Inseln alles andere als unblutig gewesen war. Stammesfehden und Menschenopfer hatten unter seiner Regierung die Bevölkerung der Inselgruppe um die Hälfte reduziert. Doch es war Kamehameha gewesen, der das Königreich Hawaii begründet hatte. Wenn die Weissen ihn für barbarisch hielten, dann war das ihr Problem. Manoa interessierte nicht, was die Weissen dachten. Was für ihn zählte, war die Tatsache, dass Hawaii einst den Kindern der Erde gehört hatte. Und nicht weissen oder japanischen Geschäftsleuten.

Mana sagte Manoa immer, was er zu tun hatte, und diesmal sagte sie ihm, dass die Hawaiianer ihr Land zurückgewinnen mussten. Nur Kinder der Erde verstanden mana, eine übernatürliche Kraft, die Menschen oder Dingen innewohnte. Mana war ein wesentlicher Bestandteil der

alten polynesischen Religion, der alten, geheiligten Bräuche. Um diese Macht zu erwerben, musste man laut Aussagen der kahunas seinen Feind töten und sein Herz verzehren, welches als der Sitz seiner Kraft galt. Manoa war achtzehn Jahre alt gewesen, als er den haole tötete, der den Tod seines Vaters verschuldet hatte, und dessen Herz verspeiste. Danach war dessen mana auf den Detektiv übergegangen. Damit gebot er über die Kraft und die Entschlossenheit, alles zu tun, was er wollte.

Manoa hörte jedesmal aufmerksam zu, wenn die mana zu ihm sprach. Neuerdings sprach sie zu ihm von dem Ungeheuer mit den vielen Köpfen, den Touristen und Zugereisten, die Hawaii mehr und mehr zu überfluten drohten. Tausende von Weissen vom amerikanischen Kontinent. Dazu Schiffe voller Koreaner, Chinesen, Thais und Vietnamesen, ganz zu schweigen von den Japanern, die in Hawaii bereits über politischen Einfluss verfügten. Eine Flutwelle aus Weissen und Asiaten. Und das konnte nichts Gutes bedeuten.

Was konnte Manoa dagegen unternehmen? Vor zwei Monaten war er auf Einladung des gaijin nach Japan gereist, wo der Detektiv in der Stille und Abgeschiedenheit des Heims des yakuza-Führers in Yokohama eine Antwort auf diese Frage erhalten hatte. Er sollte für die im nächsten Jahr abgehaltenen Wahlen für den Senat von Hawaii kandidieren. Manoa dachte zwar, das hat mir gerade noch gefehlt; aber er äusserte diesen Gedanken natürlich nicht und hörte weiter aufmerksam zu. Der gaijin liess sich nicht gern unterbrechen. Und auch wenn dieser Einstieg in die Politik das letzte war, womit der Detektiv gerechnet hätte, und ein Teil seiner selbst diese Idee als vollkommen verrückt abtat, lauschte der Rest von ihm den Worten des gaijin doch sehr aufmerksam.

Ja, die Macht auf Hawaii lag in den Händen der Japaner mit amerikanischer Staatszugehörigkeit. Sie machten zwar nur ein Viertel der Bevölkerung von Hawaii aus, hatten dort aber dennoch das Sagen. Nach Auffassung des gaijin würde das jedoch nicht mehr lange so bleiben.

Über kurz oder lang würden sich die Weissen als einflussreichste Gruppe etablieren, wenn sie gegenwärtig

auch noch Jahre davon entfernt waren, bei Wahlen ihr Stimmenpotential effektiv zu bündeln. Zugleich wurden sie von der einheimischen Inselbevölkerung als profitgierig und destruktiv betrachtet. Die Japaner wiederum würden nach Auffassung des gaijin aufgrund des ständig wachsenden Zustroms von weiteren Asiaten erhebliche Machteinbussen erleiden. Folglich war nun der richtige Zeitpunkt gekommen, dass ein reinrassiger Einheimischer wie Raymond Manoa für die Interessen seiner Rasse eintrat. Fast unmittelbar nach den Worten des gaijin ertönte auch die Stimme der mana, die ebenfalls sagte: Ja, dafür bist du bestimmt. Erweise dich als wahres Kind der Erde, sagte die Kraft. Nimm für dich in Anspruch, was dir sowieso gehört.

Manoa, vergass der gaijin nicht zu erwähnen, brachte gegenüber anderen potentiellen Kandidaten gewisse Vorzüge mit. Er war ein armer, einheimischer Junge, der sich vom Ananasplücker und Zuckerrohrplantagenarbeiter zu einem heldenhaften Verfechter von Recht und Ordnung aufgeschwungen hatte, der sowohl bei der Presse wie bei der Öffentlichkeit in hohem Ansehen stand. Manoa war ein entschiedener Gegner der weichen Gangart gegenüber Kriminellen, womit er sich Anhänger über alle parteilichen und rassischen Schranken hinaus schuf. Und er war seinem Land treu verbunden, womit er alle einheimischen Hawaiianer ebenso auf seiner Seite hatte wie die ökologiebewussten Wähler jeglicher Couleur.

Alles, was Manoa brauchte, waren der entsprechende finanzielle Rückhalt und ein geschickt konzipierter Werbefeldzug, und schon würde er sich als ein höchst aussichtsreicher Kandidat erweisen. Der gaijin hegte nicht die geringsten Zweifel, dass Detective Lieutenant Manoa eine wachsende Anzahl von hawaiianischen Wählern ansprechen würde, die der Ansicht waren, dass zu viele wichtige Positionen von Japanern und Weissen eingenommen wurden.

Doch für Manoa sprach noch mehr als seine hawaiianische Abstammung und das Geld des gaijin. »Es gibt doch eine Reihe prominenter Hawaiianer, die Ihnen einen Gefallen schuldig sind«, erinnerte ihn der gaijin. »Und ich würde sagen, dass die Wahlen für den Senat im nächsten Jahr

genau der richtige Zeitpunkt sind, diese Ihre Schulden einzutreiben.«

Manoa nickte. Da war zum Beispiel diese siebzehnjährige Weisse, die eines Abends an der Waianae Coast von vier Hawaiianern vergewaltigt worden war, bis Manoa eingeschritten war und erst einmal ordentlich unter den vieren aufzuräumen begonnen hatte, so dass zwei von ihnen ins Krankenhaus eingeliefert werden mussten. Vor allem hatte er die Personalien des Quartetts auf nehmen können. Nun stellte sich heraus, dass das Mädchen die Tochter eines Pressezaren war, der Manoa feierlich erklärte, er würde ihm nie vergessen, was er für seine Tochter getan hatte. Und dann war da dieser Bankier, dessen schwuler Sohn für ein paar unanständige Fotos posiert hatte, auf die ein Innenausstatter zufällig gestossen war, als er des Sohns Wohnung in Waikiki einrichtete. Der Innenausstatter nahm die komprimittierenden Fotos an sich und versuchte den Bankierssohn damit zu erpressen, worauf ihm Manoa einen kurzen Besuch abstattete, der damit endete, dass er dessen Haus mit den Fotos samt der Negative und dem Versprechen des Innenausstatters wieder verliess, dass er so etwas Dummes so schnell nicht wieder tun wollte.

Und nicht zu vergessen die japanische Frau von Hawaiis mächtigstem Senator, die bei dem Versuch ertappt wurde, einen Koffer Pariser Modellkleider durch die Zollkontrolle zu schmuggeln. Die Gnädigste war einem hysterischen Anfall nahe gewesen, bis Manoa sie beruhigte und den Senator verständigte, der sofort angefahren kam und seinen Einfluss spielen liess, um Gras über der Sache wachsen zu lassen. Wenn Sie mal Hilfe brauchen, wissen Sie ja, an wen Sie sich zu wenden haben, hatte er abschliessend zu Manoa gesagt.

Und so gab es noch eine ganze Reihe Mächtiger und Einflussreicher auf den Inseln, die dem Detektiv einen Gefallen schuldig waren. Und warum hatte er sie nie um einen solchen gebeten? Ganz einfach weil er nicht gewusst hatte, worum er sie hätte bitten sollen. Doch jetzt wusste er das. Melden Sie einfach Ihre Kandidatur an, riet ihm der gaijin. Ein erfahrener Wahlkampfexperte wird Ihnen zur Seite stehen und Ihnen raten, was Sie zu tun haben. Sie

werden gewinnen, versicherte ihm der Engländer, weil ich es will. Noch würde Manoa's politische Karriere schon im Senat von Hawaii enden. Sobald der gaijin den richtigen Zeitpunkt für gekommen glaubte, nach Höherem zu streben, würde der Detektiv genau das tun. Der Einzug in den amerikanischen Kongress lag durchaus im Bereich des Möglichen, wenn nicht sogar das Amt des Gouverneurs. Es gab so unendlich viel zu tun für die Hawaiianer, die richtigen Hawaiianer. Und nicht minder galt dies für den gaijin. Der Detektiv verstand.

Genau das ist es, dachte Manoa, wofür ich geschaffen bin. Er war von solcher Genugtuung erfüllt, dass er am liebsten aus vollem Hals zu singen angefangen hätte am besten eines der Kirchenlieder, die er so sehr liebte. Diesen Augenblick hätte er um nichts in der Welt missen wollen. Er verliess Japan mit dem festen Entschluss, die nächstjährigen Wahlen zu gewinnen, selbst wenn er zur Erreichung dieses Ziels ein paar Leute aus dem Weg würde schaffen müssen. Ein Wahlsieg würde sein ganzes Leben verändern. Und nicht nur für ihn, für ganz Hawaii würde sein Erfolg einen entscheidende Veränderung nach sich ziehen. Denen würde er es zeigen.

Nun war allerdings ein Haar in der Suppe aufgetaucht, und zwar in Gestalt dieser alten Schachtel Alexis Bendor. Wenn es ihr nämlich gelingen sollte, dem gaijin das Handwerk zu legen, dann konnte auch er, Manoa, einpacken und seinem Sitz im Senat für immer Lebewohl sagen. Von wem hätte er schliesslich das Geld für den Wahlkampf bekommen sollen, wenn nicht von dem Engländer? Ohne gaijin hätte Manoa's Zukunft gleich wesentlich weniger rosig ausgesehen.

Doch mit der Rückendeckung des gaijin würde Manoa plötzlich ganz anders dastehen; jeder würde ihn dann mit >Mister< ansprechen. Diesem gaijin reichte so leicht keiner das Wasser. Und ohne ihn hatte Manoa nicht die geringste Chance, die Wahl zu gewinnen. Entsprechend würde er auf keinen Fall zulassen, dass diese Alexis Bendor Schwierigkeiten machte. Je früher sie unschädlich gemacht wurde, desto besser.

Wie hätte die alte Schachtel dem gaijin einen Stock zwischen die Beine werfen können? Sie hätte dazu zum

Beispiel nur einen Zeitungsmann einen einzigen auf ihre Seite zu bringen gebraucht. Oder einen einzigen Kongressabgeordneten dazu zu überreden, ihren Standpunkt zu teilen und eine Untersuchung einzuleiten. Und schon hätten die Italiener in New York erst mal für eine Weile den Kopf einziehen müssen. Das einzige, was der gaijin von ihnen dann noch zu hören bekommen hätte, wäre gewesen: ohne uns, meine Herren, ohne uns. Mafiosi lasen ihre Namen nun mal nicht gern in der Zeitung.

Nicht minder traf das auch auf den gaijin zu, der gerade an Oahus Westküste ein Zweihundert-Millionen-Luxushotel baute; an zwei grossen Einkaufszentren massgeblich beteiligt war; eine Menge Geld in eine riesige Wohnanlage in der Hanauma Bay gesteckt hatte; und nicht zuletzt Unsummen von heissem Geld, das sehr einflussreichen Leuten in Hongkong gehörte, über Hawaii in die Vereinigten Staaten schleuste.

Dazu kamen noch die wachsenden Einnahmen des yakuza-Führers aus Prostitution, Glücksspiel und Drogenhandel, die mit dem wachsenden Zustrom japanischer Touristen in Hawaii einhergingen.

Und erst am Tag zuvor hatten die La Serras dem gaijin etwas zukommen lassen, was nicht mit Geld aufzuwiegen war und worauf der yakuza-Führer dringendst angewiesen war, wenn er in dem in Japan wütenden Bandenkrieg die Oberhand behalten wollte. Waffen. Und zwar bessere und modernere Waffentypen, als sie der Polizei von Honolulu zur Verfügung standen. Die kostbare Fracht war mit einer Transportmaschine von Newark nach Hawaii eingeflogen worden, wo Manoa am Flughafen dafür gesorgt hatte, dass die Übergabe reibungslos vonstatten ging. Das war es unter anderem, wofür der gaijin Manoa bezahlte.

Der hatte die Maschine absichtlich so lange auf dem Rollfeld warten lassen, bis es dunkel wurde und nur noch wenige Flughafenbeamte zugegen waren, von denen einige zudem mit Manoa unter einer Decke steckten. Und da Manoa die Maschine selbst überprüfte, konnten die restlichen Zoll und Sicherheitsbeamten davon ausgehen, dass die Sache schon in Ordnung gehen würde.

Manoa verspürte ein leichtes Jucken in den Fingern, als er die Waffen sah. Wirklich nicht übel. Drei Uzis, ein halbes Dutzend Smith & Wesson Modell 60, vier Colt Pythons und drei Smith & Wesson .44 Magnums, die Dirty-Harry-Spezialanfertigungen. Manoa hätte seinen linken Hoden für eines von diesen Dingen geopfert, aber er wollte lieber nicht riskieren, den gaijin zu hintergehen. Die Waffen waren ausnahmslos neu und wurden mit der dazu gehörigen Munition geliefert. Sogar ein halbes Dutzend kugelsicherer Westen hatten die La Serras springen lassen. Die Itacker liessen sich wirklich nicht lumpen.

Eine billige Saturday Night Special vom Kaliber 22, die man in Hawaii oder in den Staaten für zehn Dollar nachgeworfen bekam, brachte in Japan gut und gern ihre zehntausend Dollar, da Schusswaffen dort sehr schwer zu bekommen waren. Die Smith & Wessons und die Colt Pythons hätten dort sicherlich den doppelten Preis erzielt, falls der gaijin sie zu verkaufen beabsichtigte, was Manoa für wenig wahrschein

lich hielt. Und die Uzis waren jede sicher ihre vierzig Riesen wert.

Das Team, welches das Flugzeug mit Insektenvertilgungsmittel aussprühete und für Manoa arbeitete, versteckte die Waffen unter seiner Ausrüstung und lud das Ganze dann auf einen grünen Lastwagen. Eine Minute später fuhr die ganze Mannschaft mit einem Waffenarsenal, mit dem sich eine mittlere Armee hätte niedermachen lassen, in die Nacht davon, ohne dass ein Mensch sich etwas gedacht hätte. Nun war Manoa zwar kein Hellseher, aber eines war ihm doch klar: Der gaijin war nicht daran interessiert, einen so lukrativen Kontakt zu Unterweltkreisen in den Vereinigten Staaten aufgeben zu müssen, wie ihn die La Serras darstellten. Aber genau das konnte ihm drohen, wenn er zuliess, dass diese Alexis Bendor noch länger ihr Unwesen trieb.

Nun war die alte Schachtel auf keinen Fall zu unterschätzen. Sie wusste bereits, dass jemand es auf sie abgesehen hatte, da sie plötzlich ihr Hotel in Washington verlassen hatte und seitdem wie vom Erdboden verschwunden war. Einfach so. Die Leute des gaijin in Washington hatten ihre Spur

schliesslich nach Philadelphia verfolgen können, wo sie Tickets für zwei Flüge reservieren hatte lassen – einen nach Toronto, den anderen nach Atlanta. In welche Stadt war sie dann jedoch geflogen? In keine. Aber sie hatte die Leute des gaijin immerhin eine ganze Weile damit aufgehalten, den Reservierungen nachzugehen. Bis auf weiteres war sie also spurlos verschwunden. Tja, diese Mrs. Bendor war ein verdammt gerissenes Luder.

In New York war sie jedenfalls nicht; so viel stand fest. Ihr Sohn lebte dort, um sich seine Zeit in einem Fitness-Center, das ihm selbst gehörte, zu vertreiben, wenn er nicht gerade mit seiner Freundin, einer professionellen Spielerin, herumturtelte. Das war auch noch so ein gerissenes Weibsstück. Sie hatte Frankie Odori, dem Stellvertreter des gaijin, mehr als einmal eine hübsche Stange Geld abgenommen. So viel Manoa gehört hatte, hatte Frankie auch ein paar Annäherungsversuche gestartet, doch anscheinend war Miss Erica auf eine strikte Trennung von Beruf und Privatleben bedacht.

Wieviel Zeit hatte der gaijin Manoa gegeben, um Alexis Bendor zum Schweigen zu bringen? Eine Woche, und keinen Tag mehr. Entschuldigungen wurden nicht akzeptiert. Im kommenden Monat würde der yakuza-Führer eine Menge Heroin sowie beträchtliche Summen Bares aus Hongkong in die Staaten liefern, und angesichts dessen konnte er sich keine Patzer erlauben. Doch solange diese alte Schachtel ihre Nase in Dinge steckte, die sie nichts angingen, musste man mit dem Schlimmsten rechnen.

Vor zwei Tagen hatte der Detektiv in einem Hotel in Waikiki vorbeigeschaut und den Computer benutzt, für den eigentlich ein ehemaliger FBI-Mann zuständig war, der mittlerweile die Sicherheitsabteilung des Hotels leitete. Manoa bat ihn wegen einer Überprüfung von ein paar Einheimischen um Hilfe – nur ein paar private Nachforschungen, von denen seine Vorgesetzten bei der Polizei nichts zu wissen brauchten. Der Sicherheitschef erklärte sich einverstanden und gab dem Computer die ihm von Manoa genannten Namen ein.

Alexis Bendor. Makellos weisse Weste, spuckte der Computer aus. Mitglied von Bürgerinitiativen und

Umweltschutzorganisationen; Autorin zweier Bücher, eines über Codes und ihre Entschlüsselung, eines über Spionage im Zweiten Weltkrieg. Unterrichtete ehemals am College Literatur und Sprachen. Joggt. Verbindungen zum amerikanischen Geheimdienst. Na, so was, dachte Manoa, als ob das nicht sowieso auf jeden zweiten in Hawaii zuträfe. Keine Schulden, keine Vorstrafen. Insgesamt also eine vorbildliche Bürgerin.

Simon Bendor. Sein Lebenslauf auf dem Computerschirm nahm sich recht beeindruckend aus. Bis zu einem schweren Surfunfall, von der er sich auf fast miraculöse Weise wieder erholte, ein hervorragender Sportler. Führt inzwischen, laut Angaben des Computers, ein ruhiges, zurückgezogenes Leben. Erfreut sich als Geschäftsmann bester Kreditwürdigkeit. Besitzer zweier gutgehender Fitness-Center, eines in Honolulu, eines in Manhattan. Teilt mit seiner Mutter ein Haus auf Mount Tantalus. Ein Muttersöhnchen also, dachte Manoa

unwillkürlich. Hat sich wohl noch nicht so richtig von der Alten abnabeln können. Keine Schulden, keine Vorstrafen. Keine Frau, keine Kinder. Aha, immer noch Mamas Liebling.

Keine Kreditkarten oder Konten. Was für eine Sorte Geschäftsmann soll das denn sein, bemerkte der ehemalige FBI-Mann dazu. Hat der noch nie was von Drei-Martini-Mittagessen gehört? Wieso will der Kerl alles in bar bezahlen? Die Fitness-Center-Rechnungen wurden per Scheck oder Firmenkreditkarte bezahlt, die Simon Bendor jedoch nie persönlich unterzeichnete. Das überliess er seinem Geschäftsführer. Die Geschäftsrechnungen wurden über ein paar Firmen weitergeleitet, über die der Computer keine Auskunft geben konnte. Ein verdammt gerissener Bursche, unser Mr. Simon, meinte Manoa dazu. Verdammt schwer zu fassen, nickte der Ex-FBI-Mann zustimmend; und er musste es ja schliesslich wissen.

Und dann seine Dienstzeit in Vietnam. Der Computer konnte nur mit nada aufwarten. Fehlanzeige. »Was soll das denn nun wieder«, fluchte der FBI-Mann. »Wäre doch gelacht, wenn das nicht herauszubekommen wäre.« Und als er daraufhin erst einmal zwei Ferngespräche mit

Washington führte, gelangte Manoa zu der Überzeugung, dass er mit seinem Urteil vom Muttersöhnchen wohl doch etwas voreilig zur Hand gewesen war.

In der Endphase des Vietnamkriegs war Simon Bendor in die Dienste des CIA getreten und hatte für diese eine Sondereinheit zusammengestellt und ausgebildet. Der Aufgabenbereich der Sondereinheit geheime Operationen. Faule Tricks. Die Einheit, wusste der Ex-FBI-Mann nach seinen zwei Anrufen zu berichten, hatte ein paar Amerikaner gerettet, ein paar Leute aus dem Weg geräumt, Dokumente gestohlen und geheime Informationen zusammengetragen. Sie operierte unter extremer Geheimhaltung und stand auf einer Stufe mit den Green Berets, den SEAL-Teams der Navy und anderen Kommandoeinheiten. Seit der Geiselkrise im Iran hatten eine ganze Reihe von Regierungsstellen in Washington ähnliche Einheiten. »Hören Sie sich das mal

an«, meinte der Ex-FBI-Mann dazu. »Der Kongress weiss gar nichts von der Existenz der meisten dieser Einheiten.«

Der gute Simon, erklärte er im weiteren, hätte gute Arbeit geleistet, was nichts anderes zu bedeuten hatte, als dass nicht mit ihm zu spassen war. Mochte er auch den Anschein erwecken, kein Wässerchen trüben zu können, war er doch mit allen Wassern gewaschen. Vielleicht doch nicht das schwule Muttersöhnchen, das zu sein er den Anschein erweckte. Bedauerlicherweise waren CIA und Mr. Bendor nicht in gegenseitigem gutem Einvernehmen auseinandergegangen; aber so etwas kam bekanntlich hin und wieder vor. Um hierüber weiter ins Detail gehen zu können, verfügte der FBI-Mann nicht über die nötige Sicherheitspriorität, aber soviel stand zumindest fest, dass man sich darüber näher zu äussern in Washington nicht gewillt war.

Zeit für Manoa, den Rückzug anzutreten. Fürs erste hatte er schon einmal etwas Wichtiges in Erfahrung gebracht dass nämlich Simon Bendor nicht zu unterschätzen war. Na und, dann lebte er eben mit seiner Mutter. Trotzdem schien der Bursche eine harte Nuss zu sein.

Jedenfalls würde Manoa nicht einfach nach New York fliegen können, um Mr. Simon dort etwas auf den Zahn zu

fühlen, damit der ihm sagte, wo Mama sich versteckt hielt. New York war keine Stadt nach Manoa's Geschmack; er würde dort etwa so fehl am Platz wirken wie ein Südseeinsulaner am Nordpol. Und da der gaijin nicht wollte, dass die yakuza in die Sache hineingezogen wurden, konnte er sich auch schlecht an Frankie Odori und seine Leute wenden. Ausserdem war nicht auszuschliessen, dass Mr. Simon vielleicht gerade nach Honolulu unterwegs war oder sich mit seiner Angebeteten irgendwo in der Weltgeschichte herumtrieb. Für derlei Versteckspielchen hatte Manoa im Augenblick keine Zeit.

Damit blieb nur eine Person, die möglicherweise wusste, wo Mrs. Bendor sich gerade aufhielt – eine Person, deren sich Manoa sogar direkt hier, in Honolulu, habhaft machen konnte. Ein gewisser Paul Anami. Mr. Paul war ein Freund der Familie Bendor; er kümmerte sich um Mrs. Bendor's Buchhandlung, wenn sie verreist war, oder schaute regelmässig im Haus der Bendor's auf Mount Tantalus vorbei, wenn sich weder Simon noch Alexis dort aufhielten vielleicht, um die Pflanzen zu giessen oder ein Auge auf die Haushälterin zu werfen, damit die sich in Abwesenheit der Herrschaft keinen schönen Tag machte. Sogar in Simons Fitness-Center in Honolulu hatte sich Mr. Paul blicken lassen, und dies nicht nur, um seinen Körper in Schuss zu halten, sondern auch, um mit dem Geschäftsführer zu sprechen; vielleicht wollte er sich vergewissern, dass die Kunden während Mr. Bendor's Abwesenheit auch ja saubere Handtücher bekamen. Mr. Paul war jedenfalls ein enger Freund der Familie. Zuverlässig und vertrauenswürdig.

Und eine höchst interessante Krankheitsgeschichte hatte er auch. Extrem nervös und überreizt, nahm er ständig Beruhigungsmittel und befand sich seit neuestem aus diesem Grund auch in psychiatrischer Behandlung. Wegen psychischer Störungen zweimal in eine Klinik eingeliefert. Ein angesehener Antiquitätenhändler, und zwar laut Angaben von Manoa's Informanten keiner von der Sorte, die vor allem mit gestohlener Ware ihre Geschäfte machten. Und nicht zuletzt war Mr. Paul homosexuell, mit einer ausgeprägten Vorliebe für Schwarze.

Schwul und Japaner. Zwei Gründe für Manoa, Mr. Paul mal kräftig auf den Zahn zu fühlen. Dem würde er es zeigen. Ein bisschen seinen latenten Wahnsinn schüren. Das wäre wesentlich raffinierter, als ihn ordentlich in die Mangel zu nehmen, worauf er sich sowieso nur beschwert hätte. Oder ihn gleich umzubringen, damit jemand anderer sich beschwert hätte. Mr. Paul würde einen kleinen Nervenzusammenbruch erleiden, und wenn er dann nicht mehr ganz richtig im Kopf war, würde er Manoa bereitwillig dabei zur Seite stehen, Mrs. Bendor aus dem Weg zu räumen.

Die mana verriet dem Detektiv auch, wie er dabei vorzugehen hatte.

Raymond Manoa folgte dem gelben Jaguar die Queen Emma Street zum Pali Highway hinunter. In der Nuuanu Avenue verlangsamte Paul Anami seine Fahrt, um den gut aussehenden jungen Schwarzen neben ihm auf ein paar Sehenswürdigkeiten hinzuweisen.

Manoa wurde allmählich ungeduldig. Er hatte bereits einen langen Arbeitstag hinter sich und wollte endlich zur Sache kommen mit Mr. Paul. Doch konnte er nichts unternehmen, solange Mr. Paul nicht auf den vierspurigen Highway zu seinem Haus im Nuuanu Valley fuhr. Mr. Paul musste ganz gut verdienen; er fuhr einen Jaguar, und im Nuuanu Valley waren die Grundstückspreise gesalzen.

Durch die Windschutzscheibe seines Datsun beobachtete der Detektiv, wie der Jaguar am Soto Zen Tempel vorbeikroch und schliesslich mit laufendem Motor sechs Blocks weiter vor dem Royal Mausoleum, wo die hawaiianischen Könige und Königinnen begraben lagen, ganz stehenblieb. Mr. Paul musste seinen schwarzen Begleiter auf irgend etwas aufmerksam gemacht haben, da dieser sich über den Antiquitätenhändler beugte, um einen besseren Blick auf die Begräbnisstätte zu haben. Manoa bremste und schaltete die Lichter aus. Grossartig. Vielleicht schaffen wir es bis Weihnachten noch nach Hause.

Endlich fuhr der Jaguar wieder los. Wurde ja auch langsam Zeit, dass Mr. Paul nach Hause kam. Manoa griff nach dem Funkgerät, das zwischen seinen Beinen auf dem Sitz lag. Er erteilte den zwei yakuza in dem braunen Buick hinter ihm

ein paar kurze Anweisungen und legte das Funkgerät wieder beiseite. Manoa hatte den beiden noch einmal eingeschärft, keinen Fehler zu machen. Schliesslich hätte er, Manoa, sich dem gaijin gegenüber zu rechtfertigen, falls irgend etwas schief ging. Nicht etwa, dass die zwei yakuza in dem Buick besser daran gewesen wären. Sie hätten sich in diesem Fall vor Manoa und dem gaijin verantworten müssen.

Auf dem vierspurigen Highway beschleunigte der Jaguar seine Fahrt. Manoa trat ebenfalls aufs Gas. Und erst jetzt wandte er zum erstenmal seinen Blick von der Strasse ab, um ihn kurz auf den Gegenständen auf dem Beifahrersitz ruhen zu lassen. Eine Ärztetasche. Zwei Paar kräftiger Arbeitshandschuhe. Eine Maske aus der ausgehöhlten und getrockneten Schale eines grossen Kürbis, wie ihn vor Hunderten von Jahren die hawaiianischen Krieger getragen hatten. Manoa hatte lange genug auf diesen Augenblick gewartet. Um so mehr würde er ihn gleich geniessen.

Um diese späte Stunde war der Verkehr in beiden Richtungen sehr schwach. Nur ganz selten kam ihnen auf der Gegenseite ein Fahrzeug entgegen.

Manoa spürte den leichten Temperaturrückgang, je weiter der Highway sich die kühlen, bewaldeten Hügel hinaufschlängelte. Begierig sog er den erfrischenden Duft der hohen Eukalyptusbäume ein, welche die Strasse zu beiden Seiten säumten. Sie kamen ihrem Ziel langsam näher. Vor zweihundert Jahren hatten seine Vorfahren an der Seite von König Kamehameha dem Grossen im Nuuanu Valley gegen die Bewohner von Oahu gekämpft, von denen Tausende im Kampf fielen und weitere Tausende in den mehrere hundert Meter tiefen Abgrund von Pali getrieben worden waren, wo sie sich zu Tode stürzten. Das Tal. Je näher ihm Manoa kam, desto stärker wurde seine innere Erregung.

Der Jaguar vor ihm verlangsamte seine Fahrt. Doch es bestand kein Grund zur Beunruhigung. Mr. Paul hatte wegen der Steigung nur in einen niedrigeren Gang zurückgeschaltet. Mit unnatürlich leuchtenden Augen griff Manoa erneut nach dem Sprechfunkgerät. »Jetzt«, gab er an die zwei Insassen des braunen Buick durch.

Der frisierte Motor des Buick heulte merklich auf, als der Wagen die Fahrspur wechselte und binnen weniger Sekunden an Manoa vorbeigeschossen war, um den Jaguar laut hupend von der Strasse abzudrängen. Manoa trat nun ebenfalls aufs Gas, um die Lücke zwischen sich und dem Jaguar möglichst schnell zu schliessen. ;

Sobald er ihn erreicht hatte, trat er hart auf die Bremse, so dass der Datsun direkt hinter dem Jaguar auf dem Seitenstreifen zum Stehen kam und diesem auch nach hinten den Fluchtweg abschnitt. Mr. Paul sass in der Klemme.

Und nun ergriff die mana Besitz von Manoa. Von ihr mitgerissen, schritt der Detektiv unverzüglich zur Tat. Er riss sich die dunkle Brille und die Baseballmütze, womit er sein Gesicht verdeckt hatte, vom Kopf und warf beides über seine Schulter auf den Rücksitz. Runter mit dem nassgeschwitzten roten TShirt. Und dann stülpte er sich die Kürbismaske mit den Öffnungen für Augen und Nase über den Kopf. Von der Vorder und Rückseite der Maske baumelten schmale, weisse Stoffstreifen, und Manoa sah darin nun tatsächlich der bedrohlichen Erscheinung eines hawaiianischen Kriegers aus dem achtzehnten Jahrhundert auffallend ähnlich.

Dann kamen die Arbeitshandschuhe an die Reihe. Es war nicht ganz einfach, zwei Paar, eines über dem anderen, anzuziehen. Aber es musste so sein. Manoa musste seine Hände vor dem Inhalt der Ärztetasche schützen.

Die zwei yakuza waren inzwischen längst aus ihrem Buick gesprungen und hatten sich laut Manoas Anweisungen zu beiden Seiten des Jaguars postiert und ihre Taschenlampen auf Paul Anami und den Schwarzen gerichtet. Keine Schusswaffen. Schusswaffen hatte es nun einmal so an sich, gelegentlich loszugehen. Abgesehen davon waren Mr. Paul und sein Freund Schwuchteln und keine hartgesottenen Schlägertypen. Damit Mr. Paul die yakuza nicht so leicht identifizieren würde können, trugen sie Gesichtsmasken, dunkle Brillen, langärmelige Hemden und Handschuhe. Das war Manoas Idee gewesen.

Im Innern des Jaguars hielten sich Anami und der Schwarze die Arme vor die Gesichter und gaben sich redlich Mühe, in ihren Sitzen zu versinken. Anami verlangte zu wissen:

»Was soll das Ganze?« Herr im Himmel, rechnete er wirklich mit einer Antwort auf diese Frage. Der Schwarze, der vor Angst halb in die Hosen machte, verhielt sich still. Manoa rannte los. Mit dem Schlachtruf der alten hawaiianischen Krieger stürzte er direkt auf den Jaguar zu. Seine gellenden Schreie hallten aus dem nächtlichen Wald zurück und über den verlassenen Highway, und währenddessen war ihm nur zu gut bewusst, wie er in seiner Maske aussehen würde, wenn er plötzlich aus dem Dunkel der Nacht in den Lichtkegel der Taschenlampen gestürzt kam. Und auch Anami sollte gleich diese Erfahrung machen, ganz zu schweigen von dem schwarzen Jüngelchen neben ihm. Anami erstarrte. Sein Unterkiefer klappte nach unten, seine Augen weiteten sich. Aus seinem Gesicht wich jede Farbe. Der Schwarze verlor als erster die Fassung. Wie gelähmt vor Entsetzen, stiess er immer wieder nur »O nein!« hervor, um dann in haltloses Schluchzen auszubrechen.

Manoa fühlte sich so stark und siegesgewiss wie jeder tapfere kahuna am Vorabend der Schlacht; ja, er fühlte sich stark genug, die Sterne vom Himmel zu reissen. Er öffnete den Verschluss der Ärztetasche, ohne jedoch seine Hände in ihr Inneres zu stecken, und stiess dann einen entsetzlichen, von der ganzen Kraft manas durchdrungenen Schrei aus, der einen der yakuza vor Schreck seine Taschenlampe fallen liess. Und gleichzeitig schleuderte Manoa den Inhalt der Tasche durch das offene Seitenfenster des Jaguar.

So dass die grösste und fieseste Ratte, die die Welt je gesehen hatte, genau zwischen Mr. Paul und seinem schwarzen Freund auf dem Vordersitz landete.

Eine echte hawaiianische Hafenratte, einen halben Meter lang und hungrig, rostfarben, mit einer Menge Schwanz und einer Menge Körpersubstanz.

Die Ratte streifte Anamis Brustkorb, prallte von seinem rechten Oberschenkel ab und krabbelte über die Beine des kreischenden Schwarzen. Was dann kam, war weiter keine Überraschung. Entsetzt aufschreiend, stürzten die beiden aus dem Jaguar und landeten in dem rötlich braunen Dreck des Seitenstreifens.

Manoa sprang über den hingestreckten Anami und schrie und fuchtelte wie ein Verrückter mit der Ärztetasche durch die Luft, um die Ratte aus dem Jaguar zu verscheuchen. Dann war der Detektiv auch schon hinterm Steuer, um mit offenen Türen auf der Stelle loszufahren. Gleichzeitig rannten die zwei yakuza los – einer auf den Buick, der andere auf Manoas Datsun. Binnen weniger Sekunden schossen sie, die Hinterreifen eine Menge Schmutz aufwirbelnd, auf den Highway hinaus.

Der Buick jagte hinter dem Jaguar her, während der Datsun auf dem verlassenen Highway mit quietschenden Reifen wendete und in Richtung Honolulu zurückkaste.

So dass ein von panischem Entsetzen befallener Paul Anami in fast völliger Dunkelheit mit dem haltlos schluchzenden Schwarzen im Dreck des Seitenstreifens liegen blieb.

Morgengrauen. Ein grüner Mercury umrundete einen seerosenbewachsenen Teich und kam vor dem Eingang zu Paul Anamis Haus zum Stehen. Der Fahrer des Mercury und der Mann neben ihm waren Detektive der Polizei von Honolulu. Müde und noch immer ziemlich mitgenommen von dem Schock, sass Paul Anami auf dem Rücksitz. Rechts neben ihm sass David LaPointe, ein schwarzer Tänzer, der ein Engagement in einem Hotel in Waikiki hatte. Die beiden Detektive nahmen das Haus in Augenschein. Hier roch es jedenfalls nach Geld. Mochte Paul Anami auch seinen Wagen verloren haben, war er sonst im Leben sicher nicht gerade vom Pech verfolgt.

Das Haus stand auf einem mindestens einen Hektar grossen Grundstück mit eigenem Swimmingpool und Tennisplatz sowie ein paar Kiefern, Eukalyptus und Banyanbäumen. Die Aussicht konnte sich auch sehen lassen. Jedenfalls kein übler Ort, um sein Leben zu verbringen. Der Mann, der das alles sein eigen nannte, hätte also durchaus einen glücklicheren Eindruck machen können, als er das im Augenblick tat.

Detective Sergeant George Amoy, ein gedrungener Mann chinesischportugiesischer Abstammung, dem immer noch etwas nachhing, dass er tags zuvor fünfzig geworden war, drehte sich auf dem Fahrersitz zu Anami herum und sagte: »Da wären wir.« Anami erwiderte nichts. Rührte sich auch

nicht. Amoy dachte: Der nimmt sich den Diebstahl seines Wagens vielleicht zu Herzen. Die Sorgen möchte ich mit meinen fünfzig Jahren auf dem Buckel auch mal haben.

Der Fernfahrer, der Anami und seinen schwarzen Freund bei der Polizei abgeliefert hatte, war nicht mit nach drinnen gekommen, aber da er nicht gesehen hatte, was passiert war, hätte er wohl kaum einen brauchbaren Zeugen abgegeben. Zwei in Schwarz gekleidete Männer mit Taschenlampen. Eine fliegende Ratte. Und dazu noch ein halbnackter Irrer mit einer Kürbismaske auf dem Kopf, der sich die Seele aus dem Leib gebrüllt hatte. Amoy und sein Partner, ein kettenrauchender kleiner Ire namens Jack Patrick Bury, hatten nur das Wort von Mr. Anami und Mr. LaPointe, dass tatsächlich irgend etwas davon stimmte. Und es half ihnen auch nicht gerade sehr viel weiter, dass Mr. Anami und Mr. LaPointe sich nicht einig werden konnten, wo das Ganze nun tatsächlich passiert war. Sie gaben zwei Stellen am Rand des Highway an, die etwa zwanzig Meter voneinander entfernt waren. Mit einer Taschenlampe hatte Amoy die beiden »Tatorte« abgesucht, ohne auf irgend etwas Verdächtiges zu stoßen. Um wirklich etwas zu sehen, war es zu diesem Zeitpunkt allerdings noch zu dunkel gewesen, und Amoy war sich nicht sicher, ob es sich rentieren würde, sich dort bei Tageslicht noch einmal genauer umzuschauen. Sie hatten sowieso mehr als genügend anderes zu tun, und dazu kam noch, dass die beiden Schwuchteln sich nicht einigen konnten, wo ihnen nun ihre Karre genau gestohlen worden war.

Jackie Pat Bury, der auf dem Beifahrersitz des Mercury eben im Begriff war, sich an dem erbarmungslos niedergerauchten Stummel seiner letzten Winston eine frische anzustecken, erstarrte plötzlich mitten in der Bewegung. »Was sehe ich denn da?«

Amoy kehrte Anami wieder den Rücken zu. »Wo?«

Jackie Pat deutete mit einem nikotingelben Zeigefinger nach vorn. »Da, in der Garage.« Er klemmte sich die noch immer unangezündete Winston neben die andere zwischen die Zähne und griff ins Handschuhfach, um eine Taschenlampe daraus hervorzuholen. Dann öffnete er die Wagentür, drehte

sich auf dem Sitz herum und richtete den Lichtstrahl der Taschenlampe auf eine Stelle links vom Haus.

Wie gebannt starteten die beiden Detektive auf die Garage, die dort stand, bis Amoy sich neuerlich zu Anami herumdrehte. »Würden Sie mir vielleicht mal erklären, was das soll?«

Anami hob den Kopf. Über seinen Augen lag noch immer ein glasiger, abwesender Schimmer. Doch Amoy liess sich mittlerweile nicht mehr im geringsten von Mr. Anamis Gemütsverfassung beeindrucken.

Er forderte Anami auf: »Jetzt schauen Sie mal schön brav dorthin, wohin ich mit meinem Finger deute; wohin Detective Bury mit seiner Taschenlampe leuchtet. Was sehen Sie dort?«

Langsam drehte Anami den Kopf herum, so dass sein Blick auf seinen Jaguar fiel.

LaPointe sah den Wagen auch dort stehen und stiess hervor: »Das ist doch nicht die Möglichkeit.« Damit schlang er seine Arme um seinen Oberkörper und sank auf seinem Sitz nieder. Paul Anami legte seine Hand auf sein Herz, wo er das Tablettenröhrchen in seiner Hemdtasche spürte, und starrte stirnrunzelnd den Jaguar an, als versuchte er sich zu erinnern, wem der Wagen nun eigentlich gehörte.

Jackie Pat und Amoy waren inzwischen ausgestiegen, wobei letzterer Anami die Tür aufhielt und beim Aussteigen behilflich war, indem er ihn am Arm fasste. »Sehen wir uns den Wagen mal aus der Nähe an, Mr. Anami«, redete er behutsam auf den Japaner ein und hielt ihn währenddessen immer schön am Ellbogen, weil ihm die ganze Geschichte allmählich immer spanischer vorkam.

Bei dem Jaguar angekommen, flüsterte Anami perplex, der Wagen wäre seiner, und Jackie Pat zischte: »Grossartig«, weil sein Dienst eigentlich schon vor Stunden zu Ende gewesen wäre und er um acht Uhr einen Termin bei Gericht hatte. Und da musste Jackie Pat sich nun ausgerechnet von so einer blöden Tunte dumm kommen lassen, was ihm ganz und gar nicht gefiel. Jackie Pat brannte die Sicherung verdammt schnell durch, und Amoy wusste das nur zu gut, weshalb er sich auch beeilte, schleunigst zwischen den drahtigen Iren und Anami zu treten und vorzuschlagen:

»Vielleicht sollten wir das Ganze doch noch mal in Ruhe besprechen.«

In Gedanken an seinen hohen Blutdruck und seine fünfzig Jahre zwang Amoy sich, ganz ruhig zu bleiben, als er Anami auseinandersetzte, dass die Polizei gern bereit wäre, ihn anzuhören, falls er etwas zu sagen hätte. Aber der gestohlen gemeldete Jaguar war offensichtlich nicht gestohlen. Statt dessen stellte sich nun das Problem, dass es um Mr. Anamis Glaubwürdigkeit nicht mehr gerade bestens bestellt war. Nein, wirklich nicht mehr gerade bestens.

DRITTER TEIL

Ma

Der richtige Abstand

Ma ist der Schlüssel zum Sieg. *Ma* ist nicht nur der Unterschied zwischen nah und fern. Alle Phasen der Veränderung zu durchschauen, dem Gegner nicht die Initiative zu überlassen, immer seinen Vorteil zu wahren und den Kampf voranzutreiben, sind die entscheidenden Prinzipien von *ma*, die es im Leben zu befolgen gilt.

KOTODA YAHEI,
Ittōsai sensei kempō sho

Los Angeles • Juli 1983

Alexis landete am späten Vormittag auf dem Flughafen von Los Angeles und nahm sich als erstes einen Leihwagen. Zum Glück hielt sich der Verkehr während der Fahrt über den Freeway in die Innenstadt in Grenzen. Es war ein heisser, windstillter Tag. Der Smog, eine der unangenehmeren Begleiterscheinungen Südkaliforniens, stach ihr in die Augen, so dass Alexis die Fenster schloss und die Klimaanlage einschaltete. In L. A. gab es so viele Autos wie in New York und Texas zusammengenommen, und wenn man dazu dann noch die beachtliche industrielle Luftverschmutzung nahm, wurde etwas so Einfaches wie Atmen zum echten Abenteuer.

Sie war nach Los Angeles gekommen, um zu stehlen eine Tatsache, die sie sogar sich selbst gegenüber nur höchst ungern eingestand, geschweige denn einer anderen Person. Um ein Haar hätte Alexis Simon angerufen, um ihm von ihrem Vorhaben zu erzählen; aber dann hatte sie sich doch dagegen entschieden, ihn in ihren Plan einzuweihen, ein Foto von Mr. und Mrs. Oscar Koehl zu stehlen und es Rupert de Jongh in die Hände zu spielen. Simon hätte sie sicher nur für vollkommen verrückt erklärt. Das kann doch nicht dein Ernst sein, hörte sie ihn sagen. Mutter hin oder her das kann doch nicht dein Ernst sein.

Oscar Koehl, alias Arthur Huby, würde davon ebenfalls nicht gerade begeistert sein, und dies vor allem, wenn er erfuhr, dass besagtes Foto als Köder dienen sollte, um Rupert de Jongh nach Kalifornien zu locken zu einer sterbenden Kasumi, hinter deren Rücken ihm Alexis auflauern würde, um ihn zu töten. Alexis gelangte zu dem Entschluss, dass es in jedem Fall das klügste war, über ihr Vorhaben Stillschweigen

zu bewahren. Sie würde das Foto stehlen und erst danach Simon davon erzählen, wenn es auch nicht gerade einfach war, etwas zu stehlen und gleichzeitig auch noch die Gründe hierfür zu erklären.

Während sie sich der Stadt langsam näherte, beschloss sie, über den Santa Monica Boulevard zu Oscar Koehls Haus in

Beverly Hills zu fahren. Die Strecke über den Sunset Boulevard wäre zwar kürzer und schneller gewesen, aber das hätte bedeutet, dass sie über den Sunset Strip hätte fahren müssen. Und das wollte sie möglichst vermeiden. Vor Jahren, als Alexis noch in Kalifornien gelebt hatte, war der Strip, ein drei Kilometer langer Abschnitt des Sunset Boulevard, für sie das höchste der Gefühle gewesen. Damals hatte diese Prachtstrasse noch wahrer Glanz angehaftet; damals hatte den unzähligen Nachtclubs mit Namen wie Ciro's, Mocambo und Trocadero noch ein unvergleichlicher Zauber angehaftet. An Alexis' drittem Hochzeitstag hatte Shea sie ganz gross ins Trocadero ausgeführt, wo an diesem Abend Judy Garland auftrat. Welch ein Abend. Erst die Garland. Und dann waren sie an der Garderobe direkt hinter Clark Gable zu stehen gekommen. Clark Gable. Ja, das waren noch Zeiten.

Inzwischen war der Sunset Strip heruntergekommen; sein ehemaliger Glanz längst verblichen. Eine schäbige Aneinanderreihung von Alkoholausschanks, Country-and-Western-Clubs, minderjährigen Prostituierten an jeder Strassenecke und marktschreierischen Reklametafeln, auf denen Heavymetal-Rockgruppen angekündigt wurden. Bereits der Gedanke an diesen Ort deprimierte Alexis. Der Sunset Strip machte ihr Angst vor der Zukunft. So bedauerlich es war, das Leben war ein nicht wieder rückgängig zu machender Prozess.

Diesmal hatte Alexis Koehl nicht angerufen, um ihr Kommen anzukündigen. Sie durfte nicht riskieren, ihn zu warnen, da keineswegs auszuschliessen war, dass er sie nicht sehen wollte. Mr. Koehl liess sich nicht allzu gern an Rupert de Jongh erinnern, was aber unweigerlich der Fall war, wenn er mit Alexis zu tun hatte. Der ehemalige Abwehroffizier wollte den gaijin seiner Frau so fern wie möglich halten, was Alexis nur zu gut verstehen konnte. Ob tot oder am Leben, de Jongh übte einen nicht unwesentlichen Einfluss auf Kasumi Koehl aus.

Alexis bog in eine ruhige Strasse mit Häusern im spanischen Kolonialstil ein und überlegte währenddessen, wie sie unter den Augen der Koehls das Foto stehlen sollte, als sie den Krankenwagen mit laut heulender Sirene über

die Kreuzung vor ihr rasen sah. Allmächtiger im Himmel. Das konnte nur Kasumi sein. Und ohne Kasumi hatte sie keine Chance, de Jongh in die Falle zu locken.

Am Ende eines abschüssigen Strassenstücks öffnete ein Sicherheitsbeamter ein schmiedeeisernes Tor, um den Krankenwagen passieren zu lassen. Er fuhr über die mit Kies aufgestreute Auffahrt, zu beiden Seiten von sauber gestutzten Buxbaumhecken gesäumt, auf das Haus zu. Das Tor und der Sicherheitsbeamte waren Teil der Sicherheitsvorkehrungen, auf die Koehl nicht verzichten zu können glaubte und über deren Kosten er sich Alexis gegenüber jedesmal wieder nachdrücklichst beklagte.

Obwohl Alexis den Krankenwagen bis auf wenige Meter eingeholt hatte, machte sich der Sicherheitsbeamte bereits wieder daran, das Tor zu schliessen. Alexis hielt unmittelbar davor an. Und suchte Zuflucht bei einer Lüge.

Sie liess das Seitenfenster herunter und sagte: »Ich komme auch aus der Klinik.«

Der Wächter, ein Hüne mit Spiegelsonnenbrille und spitz zulaufenden Koteletten, nahm eine Hand vom Tor und liess sie auf ein blitzblank poliertes Lederholster an seiner rechten Hüfte sinken, um Alexis lange und ausgiebig zu taxieren. Sie begann zu zittern und zwang sich, seinem Blick nicht auszuweichen, indem sie sich auf seine Uniform konzentrierte, auf die gelben Epauletten, die Reissverschlüsse seiner Hemdtaschen, die aus einer Brusttasche hängende Trillerpfeife, die amerikanische Flagge am rechten Oberarm. Sie wollte schon eben sagen: >Bitte nicht schießen: Ich fahre ja schon wieder weg<, als der Popanz sich straffte und das Tor wieder auf zog. Als Alexis dann durch das Tor fuhr, schwor sie sich hoch und heilig, so etwas ihr ganzes Leben lang nie mehr zu tun.

Sie hielt gerade noch rechtzeitig vor dem stattlichen Tudor-Haus, um zwei Sanitäter aus dem Krankenwagen springen und zur Hecktür des Fahrzeugs stürzen zu sehen. Einer davon war ein hellhäutiger Schwarzer mit schütterem, rötlichem Haar. Er wurde von einer untersetzten Mexikanerin begleitet. Hastig nahmen sie eine Tragbahre und eine Sauerstoffflasche aus dem Krankenwagen und rannten damit auf den Eingang zu. Die Mexikanerin,

bemerkte Alexis, trug dabei die zusammengeklappte Tragbahre so lässig unter dem Arm, als handelte es sich dabei um eine Strandmatte.

Am Eingang wurden die beiden Sanitäter bereits von Schwester Leticia Stones erwartet, die nicht gerade zum Kreis der Personen zählte, die Alexis besonders ins Herz geschlossen hatte. Die beiden hatten sich anlässlich Alexis' letzten Besuchs bei den Koehls kennengelernt und sich spontan unsympathisch gefunden. Schwester Stones war eine zwergenhafte Frau in mittleren Jahren mit weit auseinanderstehenden Zähnen, einer Knollennase und einem Anflug von diskreter Hysterie. Sie verfügte über ungeahnte Energiereserven und einen unstillbaren Drang, andere zu unterdrücken. Mit Sicherheit eine Frau, die darauf bestand, ernst genommen zu werden.

In einem penetranten, näselnden Quengelton dirigierte sie die Sanitäter nach oben, um sich dann unverzüglich Alexis zuzuwenden und ihr den Zutritt ins Haus zu verwehren. Alexis lächelte und stellte sich währenddessen vor, wie sie Schwester Stones eine Gabel ins Auge bohren würde. Sie fragte die Schwester, weshalb der Krankenwagen gekommen wäre.

»Ein Notfall«, entgegnete Schwester Stones. Eine kleine, von blauen Adern überzogene Hand ruhte auf dem Pieper, der am Gürtel ihrer Schwesterntracht befestigt war. In einem Anfall von Verfolgungswahn stellte Alexis sich bereits vor, wie Schwester Stones den Sicherheitsbeamten am Tor herbeirief und ihm auftrag, sie zu töten. Die Frau war leicht erregbar der Typ, der Rosinen leicht mit Rattenköteln verwechselte und sich zu unüberlegten Handlungen hinreißen liess.

Als Alexis fragte, ob der Krankenwagen Mrs. Koehls wegen gekommen sei, entgegnete Schwester Stones nur, ihr wäre nicht bewusst, dass Alexis erwartet würde.

»Da ich nicht Ihretwegen hier bin«, konterte Alexis, »dürfte das wohl keineswegs verwunderlich sein.«

Schwester Stones räusperte sich. »Ich fürchte, die Koehls können Sie im Augenblick nicht empfangen. Mrs. Koehl muss ins Krankenhaus eingeliefert werden. Beim Mittagessen hat sie sich plötzlich über Schmerzen in der

Brust und ein eigenartig taubes Gefühl im Arm beklagt. Ausserdem hatte sie Probleme mit dem Atmen.«

Alexis' Zugriff um den Schulterriemen ihrer Handtasche verfestigte sich. »Aber sie ist am Leben.«

»Hören Sie, Miss «

»Mrs. Mrs. Bendor.«

»Bendor. Ich habe wirklich keine Zeit, um mich auf lange Diskussionen mit Ihnen einzulassen. Wir sind hier ziemlich beschäftigt. Warum geben Sie mir nicht einfach einen Zettel mit einer Nachricht, und ich Sorge dann dafür, dass er an die Koehls weitergeleitet wird.«

Schwester Stones trat einen Schritt zurück und streckte eine Hand nach dem Türgriff aus. Das Aufblitzen in ihren Augen sagte: Ich kann es gar nicht erwarten, sie dir ins Gesicht zu knallen.

In diesem Augenblick kam Oscar Koehl Alexis zu Hilfe, indem er vom oberen Stock nach Schwester Stones rief, sie solle endlich kommen. »Schnell!« Seine Stimme kam einem Kreischen nahe, unverhohlener Ausdruck einer Panik.

Schwester Stones wirbelte herum und stürzte durch die Eingangshalle auf die Treppe zu. Die Tür liess sie offen. Erleichtert atmete Alexis auf. Wie der Goldfisch so schön sagt: Wenn es keinen Gott gibt, wer wechselt dann das Wasser?

Während Alexis nun die geräumige Eingangshalle durchquerte, sah sie Schwester Stones gerade noch die letzten Stufen der Treppe hinaufsteigen und dann um die Ecke biegen. Alexis wandte sich nach links dem langgezogenen Wohnraum zu, wo sie das Foto bei ihren letzten Besuchen gesehen hatte. Niemand da. Falsch. Ein Philippino-Hausboy in weissem Jackett und schwarzer Fliege tat so, als staubte er ab.

Statt dessen stand er jedoch vor einem riesigen Fernsehgerät und fuhr nachlässig mit einem Staubwedel auf dessen oberer Abdeckung herum, während er den Blick wie gebannt auf den Bildschirm geheftet hielt, wo sich gerade zwei halbnackte, gut gebaute Aerobic-Tänzerinnen vornübergebeugt und ihre wohlgestalteten Hintern in die Kamera reckten. Als die Tänzerinnen sich herumdrehten, rücklings auf den Boden legten und ihren Unterleib in die

Höhe drückten, kam der Staubwedel vollends zum Stillstand.

Der Anblick einer anderen Person, die etwas tut, was sie eigentlich nicht hätte tun sollen, munterte Alexis auf. Sie konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. Als sie sich diskret räusperte, erwachte der Hausboy zu plötzlichem Leben. Ohne sich nach Alexis umzudrehen, schaltete er den Fernseher aus, um gleichzeitig mit dem Staubwedel über den Bildschirm zu fächeln. Wenige Sekunden später huschte er aus dem Raum und liess Alexis allein. Und da stand das Foto, genau an seinem alten, angestammten Platz. Auf einem Beistelltisch neben einem Queen-Anne-Ohrensessel. Alexis' Herz begann plötzlich zu klopfen, als legte sie gerade den letzten Kilometer eines Marathonlaufs zurück. Sie schaute sich um, und als sie niemanden sah, schritt sie die drei Stufen in den tiefer gelegenen Wohnraum hinunter. Solange du dich nicht erwischen lässt, bist du kein Dieb.

Alexis setzte sich in den Ohrensessel, überkreuzte die Beine und liess ihre Blicke durch den Raum wandern. Durch die offene Tür konnte sie auch die Eingangshalle mit der ausladenden Marmortreppe sehen und natürlich das Foto auf dem Tischchen neben dem Sessel. Doch etwas anderes lenkte ihre Aufmerksamkeit auf sich. Eine japanische Puppe. Sie stand in Reichweite auf einem kostbaren Teewagen aus den zwanziger Jahren. Wie viele japanischen Frauen sammelte auch Kasumi Koehl Puppen. Bei dieser handelte es sich um eine daruma, so genannt nach der indischen Nonne, die als Gründerin des Zen-Buddhismus gilt. Die Puppe war etwa fünfzehn Zentimeter hoch und aus Gummi. Ohne Arme und Beine. Ein Frauengesicht und die rote Robe waren aufgemalt und die runde untere Hälfte so beschwert, dass die Puppe sich immer wieder aufrichtete, wenn man sie umstiess.

Alexis streckte die Hand aus und tippt die Puppe mit dem Zeigefinger leicht an. Sie lächelte, als sie dadurch ins Wanken geriet. John Kanna hatte Alexis erklärt, was es mit der daruma auf sich hatte. Die Japaner riefen sich durch sie ins Gedächtnis zurück, dass man mit einem Vorhaben nur zum Ziel gelangen konnte, wenn man es beharrlich anstrebte. Man durfte nie aufgeben. Stösst du sie siebenmal

um, steht sie achtmal wieder auf, lautete ein japanisches Sprichwort, das sich auf die daruma bezog.

Alexis beugte sich vor, um die Puppe näher in Augenschein zu nehmen. Ihr war nur ein Auge aufgemalt. Interessant. Es war der Brauch, erst ein Auge zu malen und dann einen Wunsch zu äussern. Und erst wenn dieser Wunsch in Erfüllung ging, malte man auch das zweite Auge. »Wenn dieses fehlende Auge nicht etwa mit Kasumis längst verlorener grosser Liebe, einem gewissen Rupert de Jongh, zu tun hatte«, dachte Alexis unwillkürlich. Das war keineswegs auszuschliessen.

Alexis beobachtete, wie ein Diener er kam vermutlich aus der Küche in der Eingangshalle auftauchte und die Treppe hinauf eilte. Vom Garten drang das Geräusch eines Rasenmähers herein. Früher oder später würde jemand auf Alexis aufmerksam werden. Und was dann? Es war besser, daran erst gar nicht zu denken. Lieber schritt sie jetzt zur Tat und tat das, weshalb sie hierhergekommen war, um sich dann schleunigst aus dem Staub zu machen. Sie stand auf und trat auf das gerahmte Foto zu. Wenn diese unangenehme Geschichte nur endlich der Vergangenheit angehören würde.

Wie einem Aschenbecher, der auf der Aufnahme zu sehen war, zu entnehmen war, war das Foto im Biltmore Hotel aufgenommen worden, wo auch Mery Pickford, Eleanor Roosevelt, J. Paul Getty und Ronald Reagan abzusteigen pflegten. Koehl trug einen Smoking und hatte einen Arm um die blossen Schultern von Kasumi gelegt, die ein dunkles, trägerloses Abendkleid anhatte. Beide sassen an einem Restaurant- oder Nachtclubtisch und waren offensichtlich am Feiern. Auf dem Etikett der Champagnerflasche waren die Schriftzüge MOET zu lesen. Nur das Feinste vom Feinen für Mr. und Mrs. Koehl.

Alexis schätzte, dass das Foto vor mindestens zehn Jahren aufgenommen worden war. Koehl war darauf noch schlanker und hatte noch mehr Haare auf dem Kopf als heute. Nichts von der Tragödie ahnend, die in wenigen Monaten auf sie zukommen sollte, lächelten beide in die Kamera. »Wenn das keine Ironie des Schicksals ist«, dachte Alexis. Ein Deutscher und eine Japanerin, ehemalige Feinde

der Vereinigten Staaten, zeugen einen Sohn, der nach dem ehrenvollen Abschluss der Militärakademie West Point in Vietnam fällt.

Welche Wirkung würde dieses Foto wohl auf Rupert de Jongh haben? Demnach zu schliessen, was Alexis über ihn wusste, würde es sein Innerstes zu äusserst stülpen, ihn zutiefst aufwühlen; und was hätte Alexis nicht darum gegeben, diesen Moment miterleben zu können. Den gaijin einmal seine scheinbar unerschütterliche Beherrschung verlieren sehen. Das zu sehen hätte sich wirklich gelohnt. Nicht nur, dass seine über alles geliebte Kasumi noch am Leben war – nein, sie war auch noch mit Arthur Kugy, seinem alten Kampfgefährten, verheiratet. De Jongh fühlte sich wenigen Menschen verbunden, denen jedoch dafür dann um so stärker. Er hatte Kasumi ehemals geradezu vergöttert, und nun, da sie im Sterben lag, war der Zeitpunkt gekommen, ihn an den heiligen Eid zu erinnern, den Kasumi ihrem Tagebuch anvertraut und sogar noch zusätzlich unterstrichen hatte. Dieses Tagebuch hatte Alexis so oft gelesen, dass sie einzelne Abschnitte daraus auswendig kannte: Ich bin glücklich, glücklich, glücklich. Heute hat Rupertsan gesagt, dass er, sollte ich fern von Japan sterben, eine Locke meines Haares nach Sendai, in den hohen Norden, bringen wird, wo ich geboren bin. Er hat versprochen, dass zumindest ein Teil von mir in meinem geliebten Japan begraben werden wird. Er sagt, dass dies ein heiliger Eid ist, der Schwur eines Samurai, der unter allen Umständen erfüllt werden muss.

»Er wird kommen«, dachte Alexis. »Er wird kommen, und ich werde ihn töten und wieder leben können.«

Sie streckte die Hand nach dem Foto aus. Jetzt oder nie.

»Womit kann ich Ihnen dienen?« Eine Frauenstimme.

Ihre Hand bereits am Rahmen des Fotos, erstarrte Alexis. Nach mehreren Sekunden drehte sie sich schliesslich um und lächelte ein Lächeln, das sie freilich einige Mühe kostete. Vor ihr stand ein junges mexikanisches Dienstmädchen. Vermutlich hatte sie der aerobievernarnte Hausboy geschickt, um nach der Besucherin zu sehen. Ein zierliches, dunkelhäutiges Mädchen, noch keine Zwanzig, in weissem Häubchen und Schürze – Kleidungsstücke, von

denen Alexis dachte, sie wären zusammen mit der Sklaverei abgeschafft worden. Recht hübsch; allerdings hätte ihr ruhig mal jemand klarmachen können, dass sich in Amerika die Frauen die Beine rasierten. Alexis erkannte das Mädchen von letzter Woche wieder, obwohl sie Schwierigkeiten hatte, sich an ihren Namen zu erinnern. Aus irgendeinem Grund wollte sie das Mädchen ständig Pedro nennen, was jedoch wohl kaum ihr Name gewesen sein dürfte.

Alexis hielt eine Hand über ihr Herz eine Möglichkeit, es daran zu hindern, ihre Brust zu sprengen. Derartige Nervenanspannungen waren eindeutig zuviel für ihre alte Pumpe. Das war das letzte Mal, dass sie sich als Diebin versuchen würde. Sollte Simon diese Familientradition allein weiterführen. Wie hiess das Dienstmädchen doch gleich wieder? Das Mädchen jedenfalls erkannte Alexis wieder, da es sie eingehend beobachtete.

Alexis wollte sie eben um ein Glas Wasser bitten irgend etwas, um sie sich kurz vom Hals zu schaffen, als sie aus dem Obergeschoss Geräusche hörte. Sie brachten Kasumi auf der Tragbahre nach unten. Schwester Stones hatte inzwischen das Kommando übernommen und gemahnte die Sanitäter zu grösster Vorsicht. Oscar Koehl gab sie nicht minder eindeutig zu verstehen, er solle möglichst aus dem Weg gehen. Koehl wiederholte nur immer wieder: »Lasst sie nicht fallen.« Gleich würden sie die Treppe und in die Eingangshalle herunterkommen. Wo sie Alexis voll im Blickfeld hatten.

Pilar. Das war der Name des Dienstmädchens.

Alexis wandte sich an sie: »Dürfte ich Sie um ein Glas Wasser bitten, Pilar?« Und es ist gar nicht eilig, Mädchen.« »Ich werde Ihnen gleich eines holen.« Damit verschwand sie in Richtung Küche.

Zu spät.

Sie waren am Fuss der Treppe angelangt. In eine rosa Decke gehüllt, war Kasumi auf die Tragbahre geschnallt, welche die zwei Sanitäter die Treppe hinunterbugsierten, während Schwester Stones mit den Armen wild durch die Luft fuchtelte und ihnen Kommandos erteilte. »Halt! So ist es gut. Jetzt weiter. Halt!«

Oscar Koehl, der diesem eigenartigen Zug die Treppe hinunterfolgte, starrte unablässig und voller Besorgnis auf seine bewusstlose Frau. Er war nach wie vor eine hoch aufgeschossene, imposante Gestalt. Allerdings hatte er mittlerweile eine Glatze und Übergewicht und trug eine Hornbrille und ein Hörgerät.

Fünf Personen auf der Treppe. Und zwei davon, Oscar Koehl und Schwester Stones, starteten zu Alexis ins Wohnzimmer herein. »Sie wissen Bescheid«, dachte sie. »Sie wissen Bescheid. Und sie werden mich daran hindern.« In diesem Augenblick trat Pilar mit einem Glas Wasser auf einem silbernen Tablett aus der Küche in die Eingangshalle. Schwester Stones sah das Glas Wasser an, dann Alexis und schliesslich Pilar, um sie aufzufordern, das Glas Wasser wieder in die Küche zurückzubringen. Und zwar auf der Stelle. Pilar hätte Wichtigeres zu tun als ungeladene Gäste zu bedienen, erklärte Schwester Stones, zumal Mrs. Bendor sowieso gleich gehen würde.

Pilar zögerte. Ihre Blicke zuckten von Alexis über Schwester Stones zu Oscar Koehl. Alexis dachte, vermutlich verfügt das Mädchen über ein gewisses Mass an Manieren, was man von dieser Schreckschraube Stones nicht behaupten hätte können. Und tatsächlich schraubte Schwester Stones ihr nasales Gewinsel noch ein paar Töne höher, um Pilar zu verstehen zu geben, dass es vielleicht gar keine so schlechte Idee wäre, sich in den nächsten Greyhound zu setzen und nach Juarez zurückzufahren, wenn sie kein Englisch verstünde. Koehl, der Alexis' Blick tunlichst auswich, sagte nichts.

Und während nun aller Augen auf die giftspritzende Schwester Stones gerichtet waren, die Alexis den Rücken zugekehrt hatte, tat diese das, weswegen sie in das Haus der Koehls gekommen war. Sie riss das Foto vom Tisch und schob es in ihre Handtasche. Sie ging dabei mit solcher Hast vor, dass sie die teure Yves-St.Laurent-Sonnenbrille, die sie dort ebenfalls aufbewahrte, zersplittern hörte. Ihr blieb fast das Herz stehen.

Das war gerade noch einmal gut gegangen. Der Drachen von Krankenschwester wandte sich wieder Alexis zu. »Ihr

Wagen versperrt die Einfahrt, Mrs. Bendor. Würden Sie ihn bitte wegfahren?»

»Aber selbstverständlich, Oscar.«

Koehl hörte sie zwar, hielt seinen Blick jedoch unverwandt auf seine Frau gerichtet. Sie sah, wie er sich zu Kasumi herabbeugte, ihr Haar streichelte und ihr ins Ohr flüsterte. In diesem Moment wurde Alexis zum erstenmal bewusst, dass Koehl seine Frau vielleicht nicht weniger liebte als de Jongh.

Mit klopfendem Herzen verliess Alexis das Haus, ohne noch ein Wort des Abschieds an Koehl zu richten. Sie würde ihren Wagen wegfahren und möglichst rasch einen möglichst grossen Abstand zwischen sich und den Hausdrachen bringen, um sich dann in der nächsten Bar einen ordentlichen Drink zu genehmigen. Irgendeine Pantherpisse, um ihre Nerven zu beruhigen.

Und dann würde sie Simon anrufen, um ihm zu erzählen, was sie getan hatte und warum. Und auch wie gut sie ihre Sache gemacht hatte, würde sie ihm erzählen. Tja, wenn man den Gipfel des Bergs mal erreicht hat, dann geht es auf der anderen Seite um so schneller wieder nach unten.

Tokio • Juli 1983

In einem fensterlosen Kellerraum seines Hauptquartiers beobachtete Rupert de Jongh einen seiner yakuza, einen Mann in mittleren Jahren namens Takara, der seine linke Hand auf ein sauberes Stück Stoff legte, das auf einem niedrigen Tisch zwischen ihnen ausgebreitet war. Beide Männer knieten auf dem mit rechteckigen Strohmatte ausgelegten Boden. De Jongh trug einen dunkelblauen Kimono, ein Stirnband und Socken mit einzelnen Zehen, die an der Innenseite seines Fusses von kleinen Metallspangen zusammengehalten wurden. In seiner rechten Hand hielt er einen faltbaren Fächer aus Bambusstreben und kräftigem Reispapier. Der Fächer war sehr alt. Die Streben waren locker und die Bemalung ein Tempelgarten in Kyoto und ein Bergsee im Winter war auf beiden Seiten brüchig und verblichen. Sich von diesem Fächer zu trennen, wäre jedoch

undenkbar für de Jongh gewesen. Er hatte einst Kasumi gehört.

Takara trug einen geblühten Kimono. Das Haar auf seinem riesigen Schädel war extrem kurz geschoren, und über seine linke Gesichtshälfte verlief eine lange, hässliche Narbe, eine Erinnerung an einen Schwertkampf, den er ehemals im Dienst seines oyabun de Jongh ausgetragen hatte. Hinter ihm standen ein Dutzend yakuza-Leutnants und Soldaten, um Zeuge seiner Bestrafung zu werden.

Grösser als alle anderen im Raum Anwesenden, war Takara infolge einer Fistel im Analbereich zunehmend gereizter und ungeniessbarer geworden. Ausserdem stand er im Ruf eines Sexmaniaks, der von zwei Frauen und mehreren Geliebten immerhin dreizehn Kinder hatte. Das Geheimnis seiner Potenz, brüstete sich Takara, wäre darin zu sehen, dass er zweimal täglich geröstete Algen und eingelegten Kohl ässe. De Jongh fragte sich allerdings, ob diese Ernährungsweise nicht eher in der aggressiven Art Takaras ihren Niederschlag fand,

die ihm freilich, wie der gaijin durchaus eingestehen musste, zuweilen sehr zupass kam. Unter anderem gewährleistete sein aufbrausendes Wesen den unbedingten Gehorsam der Angestellten in den Badehäusern und Homosexuellenbars, die er für de Jongh leitete. Ausserdem empfahl er sich dadurch als der geeignete Mann für die Eintreibung diverser Schutzgelder. Takara war ein Dorn, dessen man sich bediente, um andere Dornen zu entfernen.

Erst kürzlich hatte er sich wieder eine neue Geliebte zugelegt eine pummelige Siebzehnjährige mit rot gefärbtem Haar, Schneidezahnkronen aus Jade und Gold und vor allem mit einem Sexualtrieb, der dem Takaras selbst in nichts nachstand. Das Mädchen hiess Tomiko und arbeitete in einem von de Jonghs Clubs, wo nackte Frauen an einer riesigen, runden Bar entlangstrichen und den Gästen Dildos anboten, mit denen sie machen konnten, wonach ihnen gerade war.

Der Club war wenige Häuserblocks von de Jonghs Hauptquartier entfernt, einem düsteren, wuchtigen Gebäude in Asakusa, Tokios ältestem und traditionellsten Vergnügungsviertel. Nun unterbrach Takara seine

Rundgänge, auf denen er die fälligen Schutzgelder eintrieb, jede Woche zweimal, um besagten Club aufzusuchen, in dem Tomiko den Gästen an der Bar zu Willen war. Anlässlich dieser Besuche nahm Takara sie in das Büro des Geschäftsführers mit, um sich dort ausgiebig mit ihr zu verlustieren. Damit er dabei nicht gestört wurde, postierte er vor der Tür zwei Leibwächter.

Am Tag zuvor hatten jedoch in dem Büro drei maskierte Männer mit Messern Takara und seine Gespielin erwartet. Irgendwie war es den Eindringlingen gelungen, sich unbemerkt über den Hintereingang in den Club und in das Büro des Geschäftsführers zu schleichen. Sie drohten Takara, ihn zu kastrieren, falls er ihnen die Schutzgelder, die er bei sich trug, nicht unverzüglich aushändigte. Geld, das dem gaijin gehörte.

Unterstützt von seinen mit amerikanischen Waffen ausgerüsteten Leibwächtern, setzte Takara sich zur Wehr. Zwei der Eindringlinge konnten entkommen, doch ein dritter erlitt eine tiefe Oberschenkelverletzung und wurde gefangengenommen. De Jongh sollte rasch erfahren, dass hinter diesem missglückten Überfall kein anderer steckte als sein verhasster Rivale Uraga. Dies war Uragas Art, zum Ausdruck zu bringen, dass der Mord an Kisen noch nicht gerächt war und weiterhin einen untrüglichen Hinweis auf die innere Schwäche der Organisation des gaijin darstellte.

De Jongh setzte unverzüglich zum Gegenschlag an. Drei Stunden nach dem Zwischenfall überreichte ein alter Mann auf einem Fahrrad einem Wachposten vor Uragas Tokioter Hauptquartier im Shinjuku-Distrikt eine Einkaufsstüte. Ein Geschenk für den oyabun, erklärte der Alte dazu, bevor er weiterradelte.

Die Einkaufsstüte war mit dunkler, feuchter Erde gefüllt, und darunter wiederum waren zwei frisch amputierte menschliche Hände verborgen. Eine davon gehörte dem Geschäftsführer des Clubs, der den gaijin verraten hatte, indem er zuliess, dass Uragas Männer sich in seinem Büro versteckten. Die andere Hand stammte von dem gefangengenommenen yakuza. Das Abtrennen einer Hand war seit altersher die Strafe für Diebe.

Darüber hinaus enthielt die Plastiktüte ein Glasfläschchen mit mehreren menschlichen Zähnen. Die Zähne waren mit Jade überzogen und die Ränder mit Gold gefasst. Sein Instinkt hatte dem gaijin, durchaus zu Recht, gesagt, dass Tomiko für Uraga arbeitete und daran beteiligt gewesen war, Takara diese Falle zu stellen. Was schliesslich die Plastiktüte mit der Erde betraf, besagte sie, dass der Geschäftsführer des Clubs, Uragas Mann und Tomiko lebendig begraben worden waren. Uraga war seine Schuld also prompt zurückerstattet worden.

Und dafür, dass er nur an sein eigenes Vergnügen gedacht und den gaijin fast sein Gesicht hätte verlieren lassen, sollte nun auch Takara bestraft werden.

Der grosse yakuza nahm ein langes Messer von dem flachen Tisch vor ihm und plazierte dessen Klinge über das erste Gelenk des kleinen Fingers seiner linken Hand. Die restlichen drei Finger ruhten auf der stumpfen Kante der Klinge. Der Daumen war ausserhalb der Gefahrenzone zurückgezogen.

Der absolute Gehorsam, den ein oyabun von seiner Gefolgschaft forderte, schuf nicht selten ein so enges Verhältnis zwischen ihm und seinen Leuten, dass diese ihm seine Wünsche von den Augen ablasen, ohne dass er sie eigens zu äussern hatte. Ein kobun war ausgebildet, seinem Führer jeden Wunsch von den Augen ablesen zu können und instinktiv zu spüren, was er zu tun hatte. So konnte ein oyabun Schweigen bewahren und doch Befehle erteilen. Für einen yakuza, der auf sich hielt, ging es nicht an, dass ihm der oyabun bis ins kleinste Detail auseinandersetzen musste, was er zu tun hatte. Ein echter yakuza brauchte seinem Führer nur in die Augen zu sehen, um zu wissen, wann er zur Tat zu schreiten hatte.

Takara starrte in die ausdruckslose Miene de Jonghs.

Und als er es spürte, handelte er.

Er holte tief Atem, ballte seine rechte Hand zur Faust und hob sie hoch in die Luft. Dann hieb er mit voller Wucht auf die drei Finger seiner linken Hand, so dass er die Spitze seines linken kleinen Fingers abtrennte. Er erschauerte, gab jedoch keinen Laut von sich.

Ohne seine blutüberströmte Linke vom Fleck zu rühren, holte Takara nun mit seiner rechten Hand ein rotes Seidentaschentuch aus dem Ärmel seines Kimonos und legte es auf den Tisch, um die abgetrennte Fingerspitze in das Tuch zu wickeln und es mit einer Verneigung de Jongh zu reichen.

Der gaijin sagte kein Wort; noch bewegte er sich längere Zeit. Und als die Anwesenden die Anspannung kaum mehr auszuhalten drohten, griff de Jongh schliesslich nach dem Tuch und steckte es in den Ärmel seines Kimonos.

Inzwischen heftig schwitzend, liess Takara den Atem entweichen.

Seine Entschuldigung, seine Selbstverstümmelung war akzeptiert worden. Wäre sie abgelehnt worden, wäre er unverzüglich getötet worden.

U kao. Ein gutes Gesicht. Etwas, das ein oyabun zu wahren hatte, kostete es, was es wolle. Macht, Einfluss und Prestige, alles hing vom U kao ab. Eine Beleidigung, ein Angriff gegen ihn selbst oder seine Männer, selbst ein Fehler im Vollzug des yakuza-Rituals konnten den oyabun das Gesicht verlieren lassen. De Jongh konnte es sich nicht leisten, auch nur das leiseste Zögern, die geringste Unentschlossenheit an den Tag zu legen. In yakuza-Kreisen konnte sich ein Ausrutscher, sei es mit den Füßen oder mit der Zunge, als höchst folgenschwer erweisen. Nach kurzem Überlegen galt es, rasch zu entscheiden.

In dem fast kahlen Kellerraum erhob sich nun de Jongh vom Boden und schritt auf einen kleinen Shinto-Schrein in einer Wandnische zu, vor der verschiedene Opfergaben in Form von Nudeln, Reiskuchen und Sake aufgestellt waren.

Gaben für die Toten. Für Kisen.

Seinen Männern den Rücken zugewandt, kniete de Jongh vor dem Schrein nieder. Währenddessen überlegte er, ob er seinen Leuten sagen sollte, dass er inzwischen wusste, wer Kisen ermordet hatte. Die letztendliche Bestätigung hierfür stand zwar noch aus, aber er würde sie binnen kurzem in Händen halten. Zugleich spürte der gaijin instinktiv, dass ihm Gefahr drohte, und zwar ausdrücklich ihm allein. Kisen war von Alexis Waycross' Sohn ermordet worden.

Täglich gingen neue Berichte über den Stand der Suche nach Kisens Mörder bei de Jongh ein. Sie liefen aus allen Teilen der Welt bei ihm ein ein wüstes Durcheinander aus Gerüchten, Halbwahrheiten und Berichten vom Hörensagen, gepaart mit manchmal erschreckender Ignoranz und übersteigerten, falschen Hoffnungen. Er las sie alle, wobei er die meisten jedoch als schwachsinnig und belanglos abtat. Dagegen hatten gewisse Meldungen aus Hawaii und vom amerikanischen Kontinent seine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, zumal sie gerade im Zusammenhang mit Informationen von Raymond Manoa, Nora Bart und anderen Amerikanern in einem neuen, noch einleuchtenderen und grelleren Licht hervorzutreten schienen.

Simon Bendors Name war in diesem Zusammenhang gleich mehrere Male gefallen, wobei es freilich nur de Jongh selbst gewesen war, der ihn mit Kisen in Verbindung gebracht hatte. Einzig und allein der gaijin hatte alle Meldungen gesichtet und sorgfältig miteinander verglichen; ganz bewusst hatte er keinem seiner Leutnants Zugang zu diesem Material verschafft, damit nicht einer von ihnen auf diese Weise seine eigene Karriere vorantreiben konnte, und dies auf Kosten von de Jonghs Vormachtstellung. Und so war der gaijin zu der Überzeugung gelangt, dass kein anderer als Simon Bendor Kisen auf dem Gewissen hatte.

Das Bild eines in den letzten Zügen liegenden Victor Pascal nur noch zu deutlich vor den Augen, hatte Nora Bart sich bereit erklärt, den Leuten des gaijin in Los Angeles bei ihren Bemühungen zur Seite zu stehen. Sie sollte unter den ersten sein, die erfuhren, dass Molly January eine Schwester hatte, die speziell in yakuza-Kreisen, die auf das Glücksspiel spezialisiert waren, keine Unbekannte war. Besagte Schwester hiess Erica Styler und war eine professionelle Spielerin.

Die Verwandtschaft der zwei Frauen hatte Nora Bart bestätigen können, indem sie in Los Angeles verschiedene Künstlerdienste kontaktierte, in deren Kartei sich Molly January hatte aufnehmen lassen. In ihren Bewerbungsbögen war dabei jeweils als nächste Verwandte ihre Schwester Erica Styler aufgeführt. Darüber hinaus waren eine Reihe von offenstehenden Rechnungen Miss Januarys von Miss

Styler beglichen worden, was von einem gewissen Interesse Erica Stylers am Schicksal Molly Januarys zeugte. Dem fügte Nora Bart noch etwas hinzu, das sie in ihrer Angst völlig vergessen hatte, als sie in Tokio Victor Pascal sterben gesehen hatte. Kurz vor ihrem Abflug nach Tokio hatte Molly January eine Lebensversicherung abgeschlossen, in deren Genuss ihre Schwester hätte gelangen sollen. Erica Styler.

Dem hatten auch die Leute des gaijin in Los Angeles noch einiges hinzuzufügen. Wegen des Verschwindens ihrer Schwester in Tokio hatte Miss Styler sich an das japanische Konsulat gewandt. Und natürlich hatte von der treu für ihre Schwester sorgenden Miss Styler die Spur rasch zu Simon Bendor weitergeführt. Sie waren in Honolulu, Atlantic City, Las Vegas und New York gemeinsam gesehen worden. Genau der Simon Bendor, auf den auch Raymond Manoa gestossen war, als er Nachforschungen bezüglich Alexis Waycross' Umfeld angestellt hatte.

Raymond Manoa's Aussagen zufolge eindeutig ein Mann, der nicht zu unterschätzen war, unser guter Mr. Bendor. Der Sohn Alexis Waycross' hatte sich, wie es schien, zu einem wahren Meister in der Kunst der Kriegsführung und Zerstörung gemausert. Genau eines Mannes dieses Kalibers hatte es bedurft, erst Victor Pascal so mühelos in Tokio aufzuspüren und dann Kisen ins Jenseits zu befördern.

Die Wahrheit bedurfte keines weiteren Beweises als der Wahrheit selbst. Tatsache Nummer eins: Simon Bendor war zum Töten ausgebildet. Tatsache Nummer zwei: Er war eng mit Erica Styler befreundet und damit der naheliegendste Kandidat, sich als deren ritterlicher Beschützer aufzuspielen, falls sie einmal in Schwierigkeiten geraten sollte.

Man darf die Augen nicht vor dem verschliessen, was man sieht. Und was de Jongh sah, war dieser einzige Mann in Erica Stylers Leben, dem auch dieses Husarenstückchen der Entführung von Molly January aus Japan zuzutrauen gewesen wäre, wofür nun beileibe kein grosser Personenkreis in Frage gekommen wäre.

Das Schicksal lenkte die Geschicke der Menschen ohne erkennbare Ordnung. Wie sonst hätte sich die zufällige

Begegnung mit Alexis in Hawaii erklären lassen eine Begegnung von so nachhaltiger Bedeutung, dass sie unter Umständen de Jonghs Fall nach sich ziehen konnte? Und doch war es ausgerechnet diese verhängnisvolle Begegnung gewesen, die es erforderlich gemacht hatte, Nachforschungen über ihr Leben anzustellen und damit den Namen des Mannes in Erfahrung zu bringen, der Kisen auf dem Gewissen hatte.

Natürlich hatte er keinerlei Bedenken, Mutter und Sohn zu töten. Sie war eine Löwin, deren Junges sich zu einem Leopard entwickelt hatte.

Doch meldeten sich auch leise Stimmen des Zweifels zu Wort, die argwöhnten, de Jongh könnte sich gerade diesmal täuschen, wo er sich einen Fehler am wenigsten leisten konnte. Diese Stimmen flüsterten ihm zu, das unvermutete Wiedersehen mit Alexis Waycross-Bendor könnte ihn zu einer Schlussfolgerung auf irrationaler Basis drängen. Die Stimmen stürmten ihn mit der grausamen Vorstellung, dass sich der gaijin möglicherweise gerade jetzt zu einer Fehlentscheidung hinreissen liess, die auch in hundert künftigen Leben nicht wieder gutzumachen wäre.

Sollte den gaijin seine Weisheit in dieser Angelegenheit im Stich lassen, so hatte er für die Zukunft nichts Gutes zu erwarten. Von seinen eigenen Leuten. Von Uraga. Von Kisens Geist, der jetzt in der Unterwelt hauste. Alle beobachteten sie nun de Jongh, um zu sehen, ob er zu mehr fähig war als nur zu grossen Worten.

Er schloss die Augen, atmete heftig ein und liess dann den Atem lange aus seinen Lungen entweichen. Mit geradem Rücken sass er auf seinen Fersen vor dem Schrein; die Handflächen nach oben, lagen seine Handgelenke auf den Oberschenkeln. Zen-Atmung. Die wichtigste Technik innerhalb der Kampfkünste. Der Schlüssel zu totaler Konzentration und Kontrolle aller Situationen, kämpferischer oder sonstiger Natur.

Er spürte, wie die Luft durch seinen Hinterkopf die Wirbelsäule hinunter in den Bauch wanderte. Von hier stiess er sie dann in langen, deutlich hörbaren Atemzügen, die extrem lang anhielten, durch die Nase wieder aus. Die Bedeutung dieser Übung liess sich nicht genügend

hervorheben, da ein Mensch am verletzlichsten war, wenn er einatmete, und am stärksten, wenn er ausatmete. Stark an Körper, Verstand und Geist. Von diesen dreien wiederum zählte am meisten die Stärke des Geistes; denn am Ende war der Geist ausschlaggebend.

Ein einziger Angriff konnte über Leben und Tod entscheiden. Ein Angriff, der innerhalb des Zeitraums eines Atemzugs ausgeführt und durch den Geist des Kriegers gelenkt wurde.

Im Ausatmen sah de Jongh ganz deutlich vor sich, was er zu tun hatte. Es galt drei Feinde zu töten. Die Mutter. Den Sohn. Und die amerikanische Frau, die Kisens Gier geweckt hatte. Aber er konnte sich keinen Fehler erlauben. Er musste unter allen Umständen das Unwahrscheinliche und Unerfreuliche vermeiden. Trotz all seiner Macht und all seines Reichtums fand de Jongh zuweilen, dass über die yakuza zu gebieten wie mit einem Tiger zu schlafen war. Seine eigene Organisation, die japanische Unterwelt, und sein Rivale Uruga lauerten alle nur darauf, dass er einen Fehler machte, der sich auch in hundert künftigen Leben nicht wieder gutmachen würde lassen.

Einen solchen Fehler hatte er bereits begangen, indem er Alexis Bendor damals in der Schweiz nicht getötet hatte, obwohl sich ihm die Gelegenheit dazu geboten hätte. Dieser Fehler sollte Kasumi dann das Leben kosten und de Jongh mit einem Gefühl des Selbstvorwurfs zurücklassen, das ihn fortan als sein eigener, beständiger Ankläger begleiten sollte. Was die Ukai betraf, hatte er diesen Fehler nicht noch einmal gemacht. Nachdem er sich mit Kasumi und seinen beiden yakuza an Bord des U-Boots begeben hatte, hatte er den Kommandanten aufgefordert, die Ukai zu torpedieren, den Frachter mit Mann und Maus zu versenken. Für die Mädchen hatte dies nur den Gnadenstoss dargestellt, da sie nichts anderes zu erwarten gehabt hätten, als einen grauenvollen, langsamen Tod. Und der Besatzung geschah dies nur recht.

Kasumi. Sie und de Jongh hatten sich im Lauf der Zeit mit einer Intensität zu lieben gelernt, wie sie sonst nur im Krieg anzufinden ist. Ständig im Angesicht des Todes lebend, hatte ihre Liebe ihrer Einsamkeit ein Ende gemacht und sie

wieder Anteil an einer normalen menschlichen Existenz haben lassen. Nie wieder würde de Jongh einem Mensch so vertrauen können, wie ihm das mit Kasumi möglich gewesen war.

Doch er stiess die Erinnerung an sie wieder beiseite und rief sich statt dessen ins Gedächtnis zurück, dass er ein oyabun war - der Herr, der um den guten Ruf seines Hauses besorgt zu sein hat.

In der Meditation vor dem Schrein hatte er eine Antwort auf seine Frage gefunden. Er drehte sich zu seinen yakuza herum und sagte: »Ich habe den Mann aufgespürt, der Kisen ermordet hat. Ebenso habe ich die Frau ausfindig gemacht, die den Tod unseres Bruders verursacht hat. Binnen dreier Tage werden beide tot sein.«

Atlantic City • Juli 1983

Erica Styler traf kurz nach Einbruch der Dunkelheit in New York ein. Sie forderte den Fahrer ihres gemieteten Chryslers auf, sie an den Casinos entlang der Strandpromenade vorbei direkt zum Jachthafen zu fahren, der knapp zwei Kilometer hinter dem Vergnügungsviertel lag. Unter anderen Umständen hätte sie vielleicht den Casinobesitzern und Spielern, die sie hier kannte, einen kurzen Besuch abgestattet, um über dies und jenes zu reden, Neuigkeiten auszutauschen, ein paar Lügen in Umlauf zu bringen. Es konnte nie schaden, sich hin und wieder sehen zu lassen, den Leuten zu zeigen, dass noch immer mit ihr zu rechnen war, Erica Styler, der einzigen professionellen Spielerin, die in Atlantic City oder Las Vegas ebenso gern gesehen war wie jeder männliche Kollege. An diesem Abend hatte sie sich jedoch sowieso schon zu einer Pokerpartie verspätet, bei der es um extrem hohe Einsätze ging; und der Grund ihrer Verspätung war wieder einmal ihre kleine Schwester Molly, die sie in fürchterliche Verlegenheit gestürzt hatte, weil sie Drogen in Simons Wohnung mitgebracht hatte.

Simon, um es einmal so zu sagen, war daraufhin ein ganz kleines bisschen böse geworden. Es kam zum Streit Erica und Simon gegen Molly, die erst ihr Recht, sich anzutörnen,

verteidigen zu müssen glaubte und schliesslich verlangte, eine eigene Wohnung zu bekommen, und zwar je früher desto besser. Simon erklärte daraufhin nur, diesbezüglich liesse sich etwas machen; Molly könnte jederzeit gehen. Erica war also daran beteiligt gewesen, Molly vor die Tür zu setzen, und entsprechend plagten sie nun Gewissensbisse. Dies war nicht unbedingt die ideale Gemütsverfassung, um es mit absoluten Menschenhaien, hartgesottenen Profis und Spielern aufzunehmen, denen das Geld beim Pokern vollkommen gleichgültig war.

Die Partie sollte im Caribbean stattfinden, Atlantic Citys neuestem Hotelcasino und dem grössten am Jachthafen. In Ericas Augen sah das ultramoderne Hotel mit seinen hohen, grauen, glasblitzenden Türmen eher nach >Krieg der Sterne< aus als nach Steelbands und Karibik. Doch im Innern wurde das Caribbean seinem Namen eher gerecht. Der Fahrer liess Erica am Eingang unter den Blicken eines schwarzen Türstehers aussteigen. Sie eilte an ihm vorbei ins Foyer des Hotels, wo es nur so wimmelte von riesigen Käfigen mit exotisch bunten Vögeln, echten Palmen und Obstbäumen, jamaikanischen Reggaebands und Limbotänzern, die sich unter einer dicht über dem Boden angebrachten, brennenden Latte durchwandten. Unwillkürlich sah Erica sich dadurch zu der Frage verleitet, ob die Authentizität wohl auch so weit ging, dass man sich auf einen ordentlichen Durchmarsch gefasst machen konnte, wenn man sich den Genüssen hingab, welche die Hotelküche zu bieten hatte.

Als sie eben einen privaten Lift betreten wollte, hielt sie ein uniformierter Sicherheitsbeamter zurück. Er löste die Lasche seines Holsters und behielt die eine Hand ständig am Griff seiner Pistole, während er Ericas Ausweis überprüfte. Der Bursche nahm seine Aufgabe aber wirklich ernst. Bevor er Erica dann nämlich endgültig nach oben fahren liess, telefonierte er noch mit zwei leitenden Casinoangestellten, um ganz sicher zu gehen.

Wie üblich war Erica die einzige Frau am Spieltisch. Und eine umwerfend gut aussehende noch dazu. Sie trug ein breitschultriges, cremefarbenes Seidenkleid mit hochhackigen, metallic-blauen Schuhen und schlichten,

dazu passenden Ohrringen, wobei dem Ganzen ihre makellose Waikiki-Bräune, dank Simon, die Krone aufsetzte. Was soll's, war die Reaktion der anderen Spieler. Schliesslich war nicht Sex der Grund, weshalb sie sich um diesen filzbezogenen, mit Lederrand eingefassten Tisch versammelt hatten. Das höchste Kompliment, das sie sich an diesem Abend würde einhandeln können, war die Bestätigung, dass sie einer von ihnen war. Wenn es darauf ankam, lag Erica an ihrem Geld jedoch eindeutig mehr als an ihrer Sympathie.

Sie begrüsste die vier Spieler, die sie kannte; zwei Profis sowie einen chinesischen Geschäftsmann aus Hongkong und einen Japaner, der auf Hawaii schwer ins Grundstücksgeschäft eingestiegen war. Mickey Kosugi, so hiess der Japaner, stellte sie den restlichen zwei Teilnehmern der Runde vor, die sie an diesem Abend zum erstenmal sah. Einer von ihnen war ein dunkelhaariger Kolumbianer namens Betancourt, ein gedrungener Mittvierziger mit einem Rubinknopf im Ohr und einer Menge Goldkettchen an den Handgelenken. Er zögerte nicht lange, sie wissen zu lassen, dass er in ImportExport machte. Erica liess sich jedoch nichts vormachen. In ihren Augen war Betancourt ein Drogenschieber. Und zwar en gros, wenn er zu einer Runde wie dieser Zutritt gefunden hatte. Auf jeden Fall jemand, für den Geld keine Rolle spielte und der am Spieltisch entsprechende Risiken eingehen konnte. Und damit war er gefährlich, wie Erica sehr wohl wusste, da er mit seinem Stil zu spielen auch die anderen zu hohen Einsätzen zwang, ob sie sich das nun leisten konnten oder nicht.

Doch die Erwerbstätigkeit des Kolumbianers sollte Erica nicht weiter stören. Es wäre nicht das erste Mal gewesen, dass sie mit einem Rauschgifthändler Karten spielte. In diesem Beruf war es schliesslich unausweichlich, dass man es mit allen möglichen Ganoven und sonstigen zwielichtigen Gestalten zu tun hatte. Das Glücksspiel hatte schon immer Reissertypen angezogen, aggressive Burschen, deren stärkste Seite nicht unbedingt besondere Sensibilität war. Doch letzten Endes waren und blieben sie für Erica immer nur Kartenspieler, nichts weiter.

Der andere ihr unbekannte Spielteilnehmer war Ox Clifford, ein Dreizehnertnerungetüm von einem Mann aus Oklahoma, der dem Kautabak frönte und, wie Erica sich sagen hatte lassen, mehr Kernkraftwerke in den Vereinigten Staaten besass als irgend jemand sonst. Der Kolumbianer hatte sie als einziger kurz angesehen, bevor er sich wieder seinem Blatt zuwandte. Zumindest sein heisses südamerikanisches Blut war also kurz in Wallung geraten. Ox Clifford dagegen nahm nicht ein einziges Mal Kenntnis von ihrer Anwesenheit

am Spieltisch. Er schaute nie von seinen Karten auf. Erica sollte das nicht weiter stören. Wenn dieser Fleischkoloss zum Spielen gekommen war, dann galt das für sie nicht weniger.

Sie machte ihren ersten Einsatz in Höhe von zehntausend Dollar. Dies war eine Runde, wo der Mindesteinsatz tausend Dollar betrug, wobei man sich jedoch erst einmal mit dem Zehnfachen dieser Summe einzukaufen hatte. Die Teilnahme an dieser Runde, Ericas zweites Spiel, seit Molly vor einer Woche aus Japan zurückgekehrt war, erfolgte ausschliesslich per Einladung; es handelte sich dabei um eine streng private Angelegenheit, die von der Casinoleitung zuweilen für die Spieler, die um hohe Summen spielten, arrangiert wurde, was dem Casino in den meisten Fällen auch keineswegs zum Schaden gereichte, da diese Herren auch oft hoch verloren. So hatte Erica einmal miterlebt, wie der Geschäftsmann aus Hongkong, ein unauffälliger, scheinbar altersloser Mann namens Kwok, an einem Abend insgesamt zwei Millionen Dollar verspielte, ohne auch nur ein einziges Mal mit der Wimper zu zucken.

Wenn um so hohe Einsätze gespielt wurde, teilten die Spieler nicht selbst die Karten aus. Hierfür wurde vom Casino ein eigener Kartenmischer, -abheber und -austeiler gestellt. Vor jedem Spiel wurde vor den Spieler links vom Geber ein Silberdollar auf den Tisch gelegt; dieser >Knopf< kennzeichnete den Teilnehmer, der eigentlich mit dem Geben an der Reihe gewesen wäre. Und nach jedem Spiel wanderte der Silberdollar dann einen Mann weiter.

Erica war schon seit siebzehn professionelle Spielerin. Sie hatte schon in ganz Amerika, in Europa, Südamerika und an

sonst noch allen möglichen und unmöglichen Orten der Welt gepokert. Sie war von ihrem Vater, Colley Styler, in die Welt des Spiels eingeführt worden und hatte schon in den unterschiedlichsten Umgebungen dieser Leidenschaft gefrönt. Doch so etwas Luxuriöses wie dieses riesige Penthouse mit Blick aufs Meer hatte sie noch selten gesehen.

Doch eine halbe Stunde nach Mitternacht fand Erica ihre Umgebung keineswegs mehr so berauschend; sie hatte nämlich über dreissigtausend Dollar verloren, das meiste davon

an Ox Clifford, der nicht einmal spielen konnte. Von den sieben Teilnehmern an der Runde hatte nur einer, Kwok, in etwa Ericas Format, und doch verlor sie. Warum? Sie hatte die erste Grundregel beim Poker ausser acht gelassen: Sei auf der Hut. Pass auf, ob jemand dich zu betrügen oder einzuschüchtern versucht. Hüte dich davor, deinen Gegnern Anhaltspunkte zu bieten, aufgrund deren sie gegen dich gewinnen können. Erica hätte Molly umbringen können. Die kleine Schwester hatte der grossen Schwester die Konzentration versaut. Die grosse Schwester achtete nicht auf die Mitspieler und ihre Taktik. Die grosse Schwester entwickelte nicht die richtige Strategie, die zum Gewinnen nötig war. Wie hatte das Colley gleich wieder ausgedrückt? »Molly sieht ja nun wirklich zum Anbeissen aus, aber trotzdem - dieses Mädchen hat eine Art, die einen manchmal an den Rand des Wahnsinns treiben könnte.«

Mollys Motto lautete: Wenn du etwas tust, dann aber gleich richtig. Ein Beispiel hierfür waren die Drogen, die sie in Simons Wohnung angeschleppt hatte. Angel Dust, ThaiSticks, Benzedrin, Dexedrin, Kokain. Ausserdem hatte sie noch einen Haufen Geld, Ericas Geld, für ein paar gefälschte Rezepte hingeblättert, um an etwas Kodein heranzukommen. Nicht, dass Erica ihr das Geld gegeben hätte. Nein, die kleine Schwester hatte es der grossen Schwester gestohlen, einfach aus Ericas Handtasche genommen. Dreitausendfünfhundert Dollar.

Wenn Molly früher gewisse Drogen gebraucht hatte, hatte Erica sogar für sie bezahlt. Allerdings hatte es sich dabei ausschliesslich um Beruhigungsmittel gehandelt, die die

Ärzte Molly wegen ihres leicht erregbaren Wesens verschrieben hatten. Doch was die kleine Schwester diesmal in Simons Wohnung angeschleppt hatte, war Stoff von etwas anderem Kaliber, der sie jederzeit für einige Zeit hinter Gitter hätte bringen können. Entsprechend war Simon dann auch der Kragen geplatzt, als er nach Hause kam und Molly zusammen mit einem puertorikanischen Schwulen und einem dünnen Schwarzen im Wohnzimmer antraf, wo sie, bis über die Ohren mit allen möglichen Drogen vollgepumpt, zur Musik der Psychedelic Fours, die Lautstärke natürlich voll aufgedreht, über den Teppich hopsten.

Freunde, stellte Molly ihre beiden Gäste Simon vor. Ehemalige Kollegen von der Jazztanzschule in der Seventh Avenue, die sie auch mal besucht hatte. Simon stellte den Plattenspieler ab und forderte die zwei Freunde auf, gefälligst aus seiner Wohnung zu tanzen. Erica war zwar klar, dass Simon dabei keineswegs zu schreien begonnen hatte, aber sie konnte sich seinen Ton nur zu gut vorstellen. Jedenfalls sollte ihr Molly später erzählen, ihre beiden Freunde hätten die Wohnung mit dem Hinweis, ihnen wäre plötzlich so kalt, am ganzen Leib zitternd verlassen.

Simon erinnerte Molly daran, dass er in seiner Wohnung keine Drogen duldet, da dies Probleme mit der Polizei oder, noch schlimmer, mit dem Ganovenpack, von dem man dieses Teufelszeug erhielt, zur Folge haben konnte. Molly wusste natürlich nicht, dass er ein Dieb war; sie kannte ihn nur als den Inhaber verschiedener FitnessCenter, der sein Geld gewinnbringend anzulegen verstand. Erica ergriff seine Partei. Daraufhin wusste sich Molly nicht mehr anders zu helfen, als einen Aschenbecher nach Erica zu schleudern. Sie verfehlte zwar ihre grosse Schwester, traf dafür aber Simons neuen CDPlayer. Soviel also zu Mollys Argumentationsweise.

»Jetzt reicht's aber«, erklärte daraufhin Simon. Er nahm Erica beiseite und gab ihr zu verstehen, dass er Molly ab sofort nicht mehr in der Wohnung haben wollte.

Simon hatte nämlich seine eigenen Probleme. Joe D'Agosta hatte für denselben Abend einen Job für ihn aufgerissen. Erica musste wegen der Pokerpartie, die ebenso gut fünf

Stunden wie fünf Tage dauern konnte, nach Atlantic City. Keiner von beiden würde also auf Molly aufpassen können. Aber irgend jemand musste sich ihrer annehmen. Jemand wie Dag zum Beispiel. Vielleicht nahm er sie ein paar Tage bei sich auf. Und danach konnten sie möglicherweise sogar riskieren, sie wieder allein auf die Menschheit loszulassen.

Simon trat auf einen Beistelltisch zu, nahm ein silbergerahmtes Foto, das darauf stand, an sich und starrte es eindringlich an. Erica war die Aufnahme schon vorher aufgefallen. Es war ein Foto von Kasumi, einer Japanerin, und ihrem Mann, einem ehemaligen Nazi, der in L. A. zu Reichtum und Ehren gelangt war. Simons Mutter Alexis hatte ihm das Foto zusammen mit einer etwas ungewöhnlichen Bitte aus Kalifornien zugeschickt. Sie wollte, dass Simon in Frankie Odoris Haus in Manhattan einbrach und das Foto dort so hinterliess, dass Frankie es finden würde. Und zwar zusammen mit einer Nachricht, dass Kasumi zwar noch am Leben wäre, aber im Sterben liege, und mit der Adresse, wo sie zu finden wäre.

Dazu erzählte Simon Erica von dem Plan, den seine Mutter in Zusammenhang mit dem Foto ausgeheckt hatte. Hollywood Frankie würde das Foto sicher sofort an seinen Paten, einen dicken Fisch in der japanischen Unterwelt, weiterleiten. Besagter Pate hatte im Zweiten Weltkrieg für Japan spioniert und ein paar von Alexis' Freunden getötet. Auch sie selbst wäre ihm um ein Haar zum Opfer gefallen, was sie nie ganz vergessen hätte können. Und das Verrückteste an dem Ganzen: Der Pate war ein Engländer, der Kasumi über alles geliebt und ihr während des Krieges feierlich versprochen hatte, eine Locke ihres Haares nach Japan zu bringen und sie dort zu begraben, falls sie fern der Heimat sterben sollte.

Alexis war der festen Überzeugung, dass dieser Engländer unverzüglich nach Los Angeles kommen würde, wenn er erfuhr, dass Kasumi noch am Leben war. Und dort würde Alexis ihm auflauern, um ihn zu töten.

Erica fand das grossartig. Zwar kamen sie und Alexis nicht miteinander aus, weil Simons Mutter jede Frau abgelehnt hätte, die in Simons Leben ausser ihr eine Rolle spielte, aber das war ihr gutes Recht. Trotzdem konnte Erica der alten

Dame nicht ihre Bewunderung für ihre Courage versagen. Es gehörte schon einiges dazu, sich so sehr an jemandem rächen zu wollen, dass man den Betreffenden an das Totenbett seiner Geliebten zu locken versuchte, um ihn umzubringen, wenn er tatsächlich auftauchte.

Sie beobachtete, wie Simon das Foto wieder auf den Tisch zurückstellte, um ihn dann zu fragen, wie er mit dem Foto vorzugehen gedächte.

Simon hatte das Ganze bereits mit Dag besprochen, dem Beschützer aller Frauen in Not. Seine Meinung hatte gelaute: Sie ist deine Mutter, und damit bist du ihr einiges schuldig. Also tu es. Joe hatte in diesem Zusammenhang noch Teriko erwähnt, die Japanerin, die Frankie mit einer Motorsäge zerstückeln hatte lassen. Alexis konnte es ganz ähnlich ergehen, wenn sie die Wahrheit über den gaijin ans Tageslicht brachte.

»Joe hat natürlich wieder mal genau auf die richtigen Knöpfe gedrückt«, gestand Simon Erica. »Er weiss genau, was mir meine Mutter bedeutet. Deshalb hat er gemeint, ich sollte eben heute nacht zwei Einbrüche machen. Der Job, den er für mich aufgetan hat, ist sowieso hier in Manhattan, nur ein paar Blocks von Frankies Domizil. Ich brauchte also nicht mal einen Wagen. Ich könnte zu Fuss von einem zum anderen gehen.«

Erica bekam es mit der Angst zu tun, war aber gleichzeitig auch ganz aufgeregt. So viel war Simon für eine Frau zu tun bereit. »Das ist aber viel verlangt«, erklärte sie deshalb. »Zwei Einbrüche. Die zweifachen Probleme, die zweifachen Risiken.« »Sieh ihn dir nur mal an«, dachte sie. »Alles fest im Griff, unser cooler Mister Bendor. Wieder mal ganz Herr der Lage.«

»Da wäre noch etwas, Simon«, fuhr Erica fort. »Frankie nimmt seine Telefonate auf Band auf. Zumindest einige. Ich habe ihn selbst dabei beobachtet. Da er dabei immer Japanisch gesprochen hat, habe ich natürlich kein Wort verstanden. Aber wie war's, wenn du dir bei der Gelegenheit vielleicht ein paar von diesen Bändern unter den Nagel reissen könntest?«

»Und weshalb sollte ich das tun?«

»Weil es eine Möglichkeit wäre, in Erfahrung zu bringen, ob nun dieser Engländer, von dem Joe gesprochen hat, tatsächlich sein Pate ist. Alexis spricht doch Japanisch. Paul ebenfalls. Sie könnten dir den Inhalt der Bänder übersetzen. Möglicherweise kannst du Alexis auf diese Weise dann ein für allemal den Wind aus den Segeln nehmen.«

»Keine üble Idee, zumal ich mittlerweile selbst ganz gerne wüsste, ob es diesen Burschen nun tatsächlich gibt, oder ob er lediglich in der Fantasie meiner Mutter existiert. Ja, hört sich wirklich nicht schlecht an. Dann wird das wohl eine lange Nacht werden.«

»Du willst es doch gar nicht anders.« Er grinste. »Lass uns jetzt lieber über Molly reden.« Simon rief Joe D'Agosta an, der sich bereit erklärte, Molly ein paar Tage bei sich aufzunehmen. Sie konnte im Hinterzimmer seines Münzladens schlafen, während er es sich auf dem Feldbett im Laden gemütlich machen würde. Zu sich nach Hause mitnehmen wollte er Molly deshalb nicht, weil ihm sein Leben nach wie vor lieb und teuer war, erklärte er. Seine Frau Rita hatte so ihre Mucken, von denen einige sogar Charles Manson das Fürchten gelehrt hätten. Er würde Molly im Fitness-Center abholen, auch wenn er nicht gerade viel von körperlicher Ertüchtigung hielt.

Molly äusserte Erica gegenüber, sie liesse das nicht mit sich machen; sie hätte keine Lust, in Queens zu versauern, wo einem nichts anderes übrig blieb, als sich die Nägel zu feilen. Als Molly weiter auf ihrem Standpunkt beharrte, schaltete sich Simon ein, und das brachte sie schliesslich auffallend rasch zur Raison.

Sie trafen sich mit Joe D'Agosta vor dem Gebäude in der West End Avenue, in dem das Fitness-Center lag. Molly hatte sich inzwischen wieder so weit beruhigt, dass sie immerhin mit Erica zu sprechen vermochte, ohne gleich zu schreien. Und auch ihre hasserfüllten Blicke gegen Simon, der ihr ganzes Drogenarsenal die Toilette hinuntergespült hatte, wurden langsam etwas zahmer. Mittlerweile lagen die beiden Schwestern sich sogar weinend in den Armen, um sich gegenseitig in ihrem geschwisterlichen Zusammenhalt zu bestätigen; sie gehörten doch schliesslich zusammen. Erica riet Molly, doch wieder als Friseurin zu arbeiten; das

war zumindest etwas, worin sie wirklich gut war. Davon wollte Molly jedoch nichts hören. Sie wollte ein Star werden und nicht ihr ganzes Leben lang mit Kamm und Schere herumstehen, bis sie Krampfadern und Altersflecken bekam.

Erica sah ihrer Schwester in die Augen, wo sie ablesen zu können glaubte, was diese wirklich wollte nämlich Bestärkung, dass sie die Flinte nicht ins Korn werfen sollte. Ruhm und Geld, alles, woran sie ihre Hoffnungen gehängt hatte, war bisher beharrlich ausgeblieben; sie hatte eine Menge Enttäuschungen über sich ergehen lassen müssen. Es war, als hätte sich die ganze Welt gegen Molly verschworen, ihr den Weg zum Ruhm zu versperren. Erica freilich fragte sich, ob ihre Schwester sich wohl je einzugestehen in der Lage sein würde, dass es ihr einfach am nötigen Talent mangelte, um ganz gross herauszukommen.

Zum Glück schien Dag instinktiv zu spüren, worum es ging. Bevor er mit Molly losfuhr, nahm er Erica noch kurz wie ein netter Onkel beiseite, um ihr zu versprechen, dass er sich um Molly kümmern würde. Er erklärte, im Grunde ihres Wesens wäre sie ein durchaus anständiges Mädchen, das nur einer Menge Blödsinn aufgesessen wäre, den sie inzwischen selbst glaubte. Wenn Molly sich nur abschminken hätte können, ein Star zu werden, und sich statt dessen nur auf ihre wahren Vorzüge zu besinnen lernte, würde schon noch alles gut werden. Dazu mussten sie ihr allerdings etwas Zeit lassen.

Dennoch konnte Erica im Penthouse des Caribbean nicht aufhören, sich wegen ihrer kleinen Schwester Sorgen zu machen. Das bedeutete jedoch gleichzeitig, dass sie sich nicht richtig auf das Spiel konzentrierte, und das war etwas, was sie sich nun wahrhaftig nicht leisten konnte. In einer Pokerpartie dieses Kalibers, wo es um Einsätze bis zu hundertfünfzigtausend Dollar ging, hatte man ohne das gehörige Mass an Selbstsicherheit keine Chance.

Selbstvertrauen. Risikobereitschaft. Entschlossenheit. Man konnte es nennen, wie man wollte für einen Spieler lief es immer auf dasselbe hinaus: Nerven. Man brauchte sie nur zu verlieren und konnte am besten gleich einpacken. Als Ericas

Vater die seinen verloren hatte, hatte ihn das sein Leben gekostet. In dreissig Jahren als Spieler hatte er dreissig Millionen Dollar gewonnen und wieder verloren, um schliesslich völlig verarmt zu sterben, wie er das auch gar nicht anders erwartet hatte. Spielen, hatte er Erica gegenüber einmal geäussert, war aufregender, als auf offener See von einem Sturm überrascht zu werden. Erst als ihn seine Nerven im Stich zu lassen begannen, hatte er Angst vor dem Sturm bekommen. Erica war sich sehr wohl bewusst, dass ihr Vater ermordet worden war, weil ihn seine Nerven im Stich gelassen hatten.

Kurz vor dem Ende hatte er sich auf eine Gruppe von Falschspielern eingelassen, die im Team arbeiteten. Erica hatte zwar versucht, ihm die ganze Geschichte auszureden, aber vergeblich. Ihr Vater hatte mit einem Mal das Gefühl, nur noch mit Hilfe solch unsauberer Tricks gewinnen zu können, während er andererseits auch nicht gewillt war, ganz mit dem Spielen aufzuhören. Die Falschspielerbande vertauschte in einem Lagerhaus eine Ladung Spielkarten mit gezinkten Karten, so dass diese schliesslich in Umlauf kamen und die Mitglieder der Bande ordentlich absahnten. Aber schliesslich kam natürlich doch heraus, dass die Karten gezinkt waren, worauf ein einflussreicher Mafioso aus New Orleans, der auf diese Weise ordentlich geschröpft worden war, sämtliche Mitglieder des Falschspielerrings ausfindig machen und aus dem Weg räumen liess.

Der letzte auf dieser Abschussliste war Ericas Vater gewesen. Und so hatte er vor sechs Jahren eines Tages den Anlasser seines Plymouth vor seinem Haus in Trenton gedrückt und damit eine Ladung Dynamit gezündet, die mit dem Starter kurzgeschlossen war. Ericas Mutter, die neben ihrem Mann auf dem Beifahrersitz sass, war mit diesem gestorben. Und hinterliess die etwas überspannte Molly Noel damit der Obhut ihrer älteren Schwester Erica.

Nerven.

Erica hatte sie von Anfang an gehabt. Ihr Vater, ein sanfter, herzlicher Mann mit einem Abschluss in Anthropologie und ein hervorragender Klavierspieler, hatte ihr sämtliche Tricks beigebracht, die ein guter Kartenspieler kennen musste. Wie man eiserne Nerven bekam, musste er ihr jedoch nicht erst

beibringen. Die hatte sie von Anfang an. Sie ging beim Spielen immer aufs Ganze und liess sich nicht so leicht einschüchtern; wenn sie verlor, trug sie das mit Fassung, und wenn es hart auf hart ging, konnte sie so kaltschnäuzig wie nur irgend jemand werden.

Nerven.

Erica hatte sie bewiesen, als sie mit zweiundzwanzig den Entschluss fasste, sich als professionelle Spielerin auf eigene Beine zu stellen, die Partnerschaft mit ihrem Vater aufzulösen, der noch einen konservativen Stil pflegte, und nach Las Vegas zu gehen, wo es besonders heiss herging, und das vierundzwanzig Stunden am Tag. Sie hatte Nerven bewiesen, als sie sich von Claudio, dem spanischen Flamencotänzer aus dem Desert Inn scheiden liess, der plötzlich mit einem australischen Showgirl von der Party anlässlich ihres zweiten Hochzeitstags verschwunden war, um Eis zu holen, und dann erst drei Wochen später wieder auftauchte. Und sie hatte die zwei Male Nerven bewiesen, als sie von ihrer Magnum Gebrauch gemacht hatte um einen von drei jungen Schwarzen in den Bauch zu schiessen, die auf einem Parkplatz in Chikago mit gezückten Messern auf sie losgegangen waren, und um einem Mexikaner den Unterkiefer wegzupusten, der ihr in der Absicht, sie zu vergewaltigen, in einem Hotelzimmer in Phoenix aufgelauert hatte.

Und wenn schliesslich die Nerven nicht gewesen wären in diesem Fall Simons Nerven, hätte er und Erica sich wohl nie kennengelernt. Simon Bendor, der wilde Bursche mit den grünen Augen. Wagemutig, tollkühn, der letzte grosse Draufgänger. Wenn ihn selbst das in ihren Augen nicht höchst erotisch hätte erscheinen lassen, dann wäre das wohl nichts und niemandem gelungen. Zum Glück spielte er kein Poker, da es wohl kein Spieler unter den Lebenden mit seiner eiskalten Gemütsruhe hätte aufnehmen können. Gegen ihn zu pokern wäre dasselbe gewesen, wie einen Wolf an den Ohren zu halten. Simon war vor allem dann unschlagbar, wenn es galt, alles auf eine Karte zu setzen, wobei er auch vor dem Einsatz seines Lebens nicht halt machte, natürlich ging auch Erica Risiken ein. Aber nicht, wie Simon das tat. Für sie war es Liebe auf den ersten Blick

gewesen. Sie hatte sich in den Mann verliebt, den die Polizei >den Magier< nannte. Sie hatte sich in seine Nerven verliebt.

Letzten Oktober hatte sie sich von einer Pokerpartie in New York vorübergehend auf die Toilette zurückgezogen, um sich dort wieder etwas frisch zu machen, ihre Taktik neu zu überdenken und sich noch einmal durch den Kopf gehen zu lassen, was sie bis dahin über ihre fünf Mitspieler in Erfahrung gebracht hatte. Die Partie fand in einer Luxuswohnung, nicht weit vom Central Park, statt. Erica liebte diese Gegend von Manhattan, und dies vor allem im Herbst, wenn sich im Park die Blätter verfärbten und es in den Läden der Fifth Avenue einen Räumungsverkauf nach dem anderen gab.

In der Toilette sah Erika auf ihre Uhr. Zwei Uhr fünfzehn nachts. Sie hatte bereits über zwanzigtausend Dollar gewonnen, was für sechs Stunden Arbeit kein schlechter Verdienst war. Aber sie war todmüde, erschöpft von der Konzentration beim Spiel, von dem anstrengenden Flug von Las Vegas, von zu vielen Zigaretten und zu wenig Protein und vor allem von nicht genügend Schlaf. An der Partie nahmen ein paar verdammt harte Brocken teil; insbesondere galt dies für die Besitzerin der Wohnung, in der das Ganze stattfand eine ehemalige Revuetänzerin in den Fünfzigern, die inzwischen die reiche Witwe eines Taxigrossunternehmers war. Die Witwe war so klug wie ein ganzer Baum voller Eulen und hatte auch noch eine Glückssträhne, die allen anderen Teilnehmern mit Ausnahme Ericas schwer zu schaffen machte.

Erica zog gerade ihren Lippenstift nach, als sie durch das Badfenster ein Geräusch hörte. Erst dachte sie sich nichts dabei. Die Scheibe war aus dickem Sicherheitsglas, das ein Ziegelstein vielleicht zum Springen gebracht, aber nicht durchschlagen hätte. Ausserdem lag das Bad im achten Stock eines zwanzigstöckigen Hauses, an dessen Fassade es keinerlei Simse, geschweige denn Feuerleitern gab. Es war also völlig ausgeschlossen, dass jemand von aussen zu diesem Fenster hochgeklettert sein sollte. Erica hatte also nicht das geringste zu befürchten. Als sie dann jedoch jemanden ans Fenster klopfen hörte, wurde ihr doch

zweierlei. Sie zuckte heftig zusammen und liess ihren Lippenstift ins Waschbecken fallen.

Als sie sich darauf zum Fenster herumdrehte, sah sie die Umriss des Kopfs und der Schultern eines Mannes, der mit der Faust gegen das Fenster hieb und es dann mit seiner Handfläche einzudrücken versuchte, was ihm freilich nicht gelingen sollte. Erica holte ihre Magnum aus ihrer Handtasche, trat auf das Fenster zu und öffnete es. Sie richtete ihre Waffe auf eine verummte Gestalt, die an einem schmalen Vorsprung über der Tiefe hing, und fragte den Mann, was er hier täte, worauf er antwortete, er hänge an seinen Fingerspitzen acht Stockwerke über der Fiftieth Street und wäre ihr zu ausserordentlichem Dank verpflichtet, wenn sie ihn nach drinnen klettern liesse.

Den Griff der Magnum mit beiden Händen umfassend, trat Erica ein paar Schritte zurück und richtete den Lauf der Waffe auf das grösste Ziel, die Brust des Fassadenkletterers, der sich gerade über das Fensterbrett schwang. Aus dieser Entfernung hätte sie ihn unmöglich verfehlen können. Und eine Kugel aus der Magnum hätte im Oberkörper des Mannes ein Loch von der Grösse einer Orange hinterlassen. Wie eine Art Grossstadt-Zorro war der Mann von Kopf bis Fuss schwarz eingekleidet und maskiert. Erica forderte ihn auf, sich auf die Klosschüssel zu setzen und keine Bewegung zu machen. Während er ihrer Aufforderung nachkam, stellte sie fest, dass er an den Händen blutete. Sie beobachtete den Mann, wie er seine Blicke durch den Raum wandern liess. Sie machten auch vor Erica nicht halt. Sie spürte, dass Zorro hinter seiner Maske extrem wachsam war - konzentriert, aufmerksam, hellwach. Sie wich weiter zurück, bis sie die Badezimmertür in ihrem Rücken spürte.

Weil wir gerade von Nerven reden. Erica beobachtete den Mann, wie er etwas Toilettenpapier abriess, sich damit das Blut von den Händen tupfte und das rotgefleckte Toilettenpapier in seinem Schulterbeutel verschwinden liess. Aus einem Funkgerät an seinem Gürtel quäkten aufgeregte Polizeifunkmeldungen von einem Einbrecher in der Gegend. Wer das wohl sein mochte? Erica sah, wie der Eindringling die Lautstärke zurückdrehte, seine Beine an den Knöcheln übereinanderschlug und sie durch die

Sechschlitze seiner Maske beäugte. Der Kerl hatte wirklich die Ruhe weg. Sie dagegen machte vor Angst fast in die Hosen. Währenddessen taxierte

er sie von oben bis unten, und es schien ihm nichts zu entgehen. Eigenartigerweise strahlte er absolut nichts Feindseliges aus, so dass Erica den Eindruck gewann, dass er nichts weiter wollte, als dass sie ihn einfach gehen liess nicht mehr und nicht weniger.

Sie wusste nicht recht, was sie sagen sollte. »Sie sind ein Einbrecher.«

»Und Sie?« Eine sympathische Stimme.

»Ich verdiene meinen Lebensunterhalt mit Kartenspielen.« Vielleicht gewann er auf diese Weise den Eindruck, dass mit ihr keineswegs zu spassen war. Spieler waren doch in der Regel harte Burschen, oder etwa nicht?

»Eine professionelle Spielerin also«, murmelte er mit einem leichten Kopfnicken. »Und eine recht erfolgreiche noch dazu, wie es scheint.«

Ericas Unterkiefer klappte nach unten.

Er deutete mit dem Zeigefinger auf sie. »Die Kanone. Spieler tragen oft beträchtliche Summen mit sich herum. Und das ist natürlich nicht ganz ungefährlich in einer Stadt wie dieser. Ihre Uhr sieht auch nicht gerade billig aus. Eine Ademars Piquet, Modell Royal Oak. Achteckige Form, sehr flach. Tolles Design. Wenn man die Diamanten mitrechnet, dürfte Sie das Ding gut und gern seine fünfzehntausend gekostet haben. Das Kleid sieht nach Ted Lapidus aus, und die Schuhe... bei den Schuhen könnte ich es nicht recht sagen. Italienische?«

»Galvani.«

Er nickte beeindruckt. »Also auch hier das Feinste vom Feinen. Handgefertigt, und das hier, mitten in Manhattan. Demnach dürften Sie für die wohl auch zwischen acht und neunhundert Dollar hingeblättert haben.«

Richtig geraten, durchzuckte es Ericas Kopf. Dieser Bursche hatte sie auf der Stelle vollkommen richtig eingeschätzt. Sie räusperte sich und fragte ihn, weshalb er um zwei Uhr nachts an der Fassade dieses Gebäudes herumkletterte.

Er riss noch einmal ein Stück Toilettenpapier ab und bestätigte Erica, dies wäre eine gute Frage. Er wäre nämlich gerade im Augustus Club nebenan, einem der ältesten Privatclubs New Yorks, etwas in Schwierigkeiten geraten. Der Club war sozusagen das zweite Zuhause für eine Reihe hoher Tiere aus Politik und Wirtschaft, und auch Zorro, wie Erica den Mann in Schwarz mittlerweile nannte, hatte eine Schwäche für den Club; sein Bestehen reichte bis in die Zeit Lincolns zurück, und diese altherwürdige Gediegenheit spiegelten auch die schweren Ledersessel, der herrliche alte Vogelkäfigaufzug und die Porträtgalerie der Clubpräsidenten wider. Er wollte Erica ja nicht mit Einzelheiten langweilen, aber er hätte sich dort nach getaner Arbeit eben zum Gehen angeschickt, als - ist das noch zu glauben? - jemand in den Club einbrach. Ein Kollege, nannte es Zorro.

Erica konnte einfach nicht anders; sie lachte schallend los. »Wollen Sie damit sagen, ein zweiter Einbrecher wollte den Club ausräumen, während Sie noch am Werk waren?«

Zorro breitete seine blutigen Hände aus. »Nun sag mir mal einer, New York wäre nicht die verrückteste Stadt der Welt.«

Der Konkurrent entpuppte sich jedoch als arger Stümper, wie Zorro Erica weiter erzählte; er löste einen stummen Alarm aus, der einen Sicherheitsbeamten herbeirief, der dem Einbrecher drei Kugeln in die Brust jagte. Der Sicherheitsbeamte arbeitete für eine Firma, die in dem Ruf stand, mit Einbrechern kurzen Prozess zu machen eine Methode der Abschreckung, die in den meisten Fällen ihre Wirkung keineswegs verfehlte. »Die meisten Kollegen«, bemerkte Zorro dazu, »machen deshalb einen weiten Bogen um Gebäude, die von diesem Unternehmen bewacht werden.«

»Auf Sie scheint das aber nicht zuzutreffen«, entgegnete Erica.

Zorro zuckte mit den Achseln. Jedenfalls hätten die Schüsse die Clubmitglieder geweckt, die im Club geschlafen hatten. Die hohen Herren gerieten in Panik und setzten Tod und Teufel in Bewegung, so dass binnen kürzester Zeit ein ganzes Polizeiaufgebot mit Flinten, kugelsicheren Westen,

Rauchbomben und extrem starken Taschenlampen anrückte. Als erstes hatten sie natürlich das Gebäude umstellt, um es dann von Keller bis Dachboden systematisch zu durchkämmen. Wenn Erica aus dem Fenster sehen wollte, könnte sie mindestens vier Streifenwagen vor dem Club stehen sehen.

Jedenfalls war ihm, erzählte Zorro Erica weiter, keine andere Wahl geblieben, als die Flucht zu ergreifen. Er hatte sich auf das Dach des Augustus Club zurückgezogen und war von dort an der Fassade des Wolkenkratzers, in dem Erica sich aufhielt, hochgeklettert.

»Aber wo wollten Sie denn da draussen Halt finden?« fragte Erica ungläubig. »Die Fassade ist doch völlig glatt. Wie haben Sie das gemacht?«

»Kraft eines gesunden Lebenswandels und der Macht des Gebetes«, entgegnete Zorro. Hätte nur noch gefehlt, dass er wie Groucho Marx seine Augenbraue hätte hochschnellen lassen. Er fuhr fort, dass er immer höher geklettert war, weil er überall auf verschlossene Fenster oder bewohnte Wohnungen gestossen wäre; und eine Konfrontation hätte er auf alle Fälle vermeiden wollen. Er war nicht einmal bewaffnet. In seiner Verzweiflung hatte er schliesslich an das Badfenster geklopft. Seine Hände waren inzwischen durch das Blut zu glitschig, so dass er früher oder später den Halt verloren hätte und abgestürzt wäre, wenn er weitergeklettert wäre.

Dieser Bursche hat sie doch nicht alle, dachte Erica unwillkürlich. Da war er nun gerade mehrfach mit knapper Not dem Tod entronnen, ohne dass ihn dies auch nur im geringsten zu berühren schien. Vor Aufregung begannen ihre Hände zu zittern.

An diesem Punkt wollte er von ihr wissen, wie viele Personen sich in der Wohnung aufhielten. Ohne lange nachzudenken, antwortete Erica: fünf Kartenspieler und zwei Diener. Ausserdem hielten sich noch die Tochter der Wohnungsinhaberin und deren zwei kleine Kinder in der Wohnung auf.

Wie viele Zimmer?

Zehn, zwölf. Die Wohnung erstreckte sich über zwei Etagen. Weshalb wollte er das wissen?

»Wo ist die Küche?«

»In der unteren Etage«, gab Erica brav Auskunft. »Dort ist die ganze Runde versammelt.« Wohin soll das Ganze eigentlich führen, fragte sie sich plötzlich selbst. Die Magnum wurde langsam ganz schön schwer, was sie Zorro freilich nicht sagte.

Er stand auf, stopfte das zweite Knäuel blutigen Toilettenpapiers in seinen Beutel und sagte: »Ich habe nicht den Eindruck, dass Sie mich erschiessen wollen. Was halten Sie statt dessen von einer kleinen Wette. Das müsste doch ganz nach Ihrem Geschmack sein. Wetten wir zwanzigtausend Dollar, dass ich diese Wohnung verlasse, ohne dass jemand von mir Notiz nimmt?«

Erica verdrehte die Augen. »Jetzt aber mal halblang.« Sie sah ihn wieder an. »Wollen wir das doch von Anfang an mal klarstellen. Sie möchten, dass ich Sie laufen lasse. Ausserdem soll ich Ihnen auch noch zwanzigtausend Dollar zahlen, wenn Sie unbemerkt hier rauskommen. Bei Ihnen ist wohl eine Schraube locker, oder wie haben Sie sich das eigentlich gedacht?«

»Wer hat denn gesagt, dass Sie ebenfalls zwanzigtausend Dollar gegen meine setzen müssen?«

»Ach ja? Und worin soll dann mein Einsatz bestehen? Machen Sie sich lieber nicht die Mühe, das auch noch zu beantworten.«

»Wenn Sie verlieren, brauchen Sie sich nur von mir zum Abendessen einladen zu lassen. Ihr Wort als Spielerin würde mir als Sicherheit genügen.«

»Und könnten Sie mir vielleicht verraten, wie ich meine zwanzigtausend von Ihnen eintreiben soll, falls Sie geschnappt werden.?«

Er tätschelte seinen Umhängebeutel. »Mein Geld ist hier drinnen. Ich würde schon dafür sorgen, dass Sie Ihren Gewinn bekommen.«

»Ihr Geld? Sie meinen wohl eher die Barschaft des Augustus Club.«

»Gilt die Wette? Ja oder nein?«

Apropos Nerven. Ericas Herz begann zu flattern bei dem Gedanken, wie dieser Mann wohl in Wirklichkeit sein mochte. Er hatte ihr gerade eine Wette angeboten, die das

Herz eines jeden echten Spielers hätte höher schlagen lassen. Das Geld war letztlich vollkommen nebensächlich; was zählte, war der Nervenkitzel. Und ob sie interessiert war. Die Spielerin in ihr hatte auf alles gesetzt. Fliegen, die um einen

Zuckerwürfel summten, zwei Regentropfen, die eine Fensterscheibe hinunterliefen. Und wann würde sie schon je wieder eine Chance bekommen, auf so etwas zu wetten, wie Zorro ihr eben vorgeschlagen hatte? Denn eines stand fest: Ob sie es wahrhaben wollte oder nicht, etwas tief in ihrem Innern war von diesem Mann angerührt worden.

Die Magnum in ihrer Linken, liess sie die Arme sinken. »Gut, die Wette gilt. Aber unter einer Bedingung. Die Maske muss runter.«

Er überlegte erst ein paar Sekunden, um dann die Maske abzunehmen.

Er sah umwerfend aus. Das blonde Haar von der Sonne ausgebleicht. Grüne Augen. Eine gesunde Bräune im Gesicht. Einfach toll. Und dazu hätte er gerade so gut die Worte verdammt gefährlich auf seine Stirn geschrieben haben können. Sie starrten sich erkennend an. Zwei verwandte Seelen. Ein Mann, der grössere Risiken einging als jeder, den sie bisher kennengelernt hatte, und eine Frau, die jedesmal, wenn sie sich an den Spieltisch setzte, aufs Ganze ging. Na so was, dachte sie unwillkürlich, das hat aber gleich ordentlich gefunkt, und wie es scheint, bei jedem von uns beiden. Der Mann vor ihr würde ihr mehr Lust und Leid bereiten als jedes männliche Wesen, auf das sie sich bis dahin eingelassen hatte. Die Pokerpartie, die ein paar Räume weiter indessen ihren Lauf nahm, hatte sie vollkommen vergessen, was wohl alles sagte.

Sie sagte: »Glauben Sie wirklich, Sie schaffen es hier rauszukommen, ohne dass jemand Sie bemerkt?«

»Es würde mich immerhin zwanzig Riesen kosten, wenn es mir nicht gelänge. Und das wäre vermutlich noch nicht einmal alles.«

Sie kehrte ihm den Rücken zu, steckte ihre Magnum in ihre Handtasche zurück und nahm ein Handtuch aus einem Wandschrank. Sie befeuchtete es mit warmem Wasser und säuberte ihm damit vorsichtig seine blutigen Hände. Als sie

damit fertig war, holte er ein Paar Gummihandschuhe aus seinem Schulterbeutel und streifte sie sich vorsichtig über. Dann nahm er das blutige Handtuch und liess es in seinem Beutel verschwinden. Erica wusste nicht, was sie sagen sollte. Sie hielt den Blick zu Boden gesenkt.

Er berührte ganz sanft ihr Haar. »Dafür bin ich dir einen Gefallen schuldig.«

Dann streifte er sich die Gesichtsmaske wieder über und trat auf die Tür zu. Doch bevor er sie öffnete, blieb er noch einmal stehen, um sich über die Schulter nach ihr umzuschauen. Erica hatte ihm den Rücken zugekehrt. Sie sagte: »Erica Styler. Ich wohne gegenüber im Plaza-Hotel.« Daraufhin drehte er sich endgültig herum, öffnete behutsam die Tür, sah nach links und rechts und trat auf den Flur hinaus. Die Tür schloss sich hinter Erica, ohne dass sie auch nur das leiseste Geräusch gehört hätte. Sie trat an den Spiegel, um sich mit den Fingerspitzen die Tränen aus den Augen zu wischen; gleichzeitig sagte sie sich, das Ganze wäre vollkommen verrückt: Er würde entdeckt werden, und sie würden sich nie wieder sehen. Ein Blick auf das offene Fenster und die Kloschüssel, auf der er gesessen war, sagte ihr, dass im Bad nichts darauf hindeutete, dass er je hier gewesen war. Dabei wusste sie nicht einmal seinen Namen. Sie starrte sich im Spiegel an und sagte laut: »Wohin soll das noch führen?«, als plötzlich das Licht ausging. In der unvermuteten Dunkelheit musste Erica gleichzeitig lachen und weinen, da sie wusste, was das zu bedeuten hatte. Ja, sie wusste es. Zorro würde die Wette gewinnen.

Mit ausgestreckten Armen tastete sie sich zur Badezimmertür vor, und als sie sie schliesslich geöffnet hatte, hörte sie von unten herauf das aufgeregte Stimmengewirr der Teilnehmer an der Pokerrunde, das von dem breiten Kentucky-Akzent der Gastgeberin übertönt wurde, die nach einem ihrer Hausangestellten rief, er solle schleunigst die Sicherungen wieder hineinschrauben.

Im Obergeschoss lehnte Erica sich gegen die Tür des Bads und flüsterte kopfschüttelnd: »Er hat es geschafft, er hat es geschafft. Mit Hilfe des Sicherungskastens in der Küche. Zorro, du bist wirklich ein Teufelskerl.«

Am nächsten Tag rief er sie kurz vor elf Uhr vormittags an. Erica nahm gleich nach dem ersten Läuten ab. Sie hoffte, dass er anrief, und sollte es jemand anderer sein, war sie fest entschlossen, auf der Stelle wieder einzuhängen, damit die Leitung nicht länger blockiert wurde. Aber es war Zorro, und er fragte, ob sie jetzt gleich Lust hätte, mit ihm abendessen zu gehen?

Jetzt? Abendessen? »Das soll wohl ein Witz sein«, war ihre erste Reaktion, um sich dann jedoch sofort zu korrigieren: »Nein, ich nehme das zurück; es sollte wohl keiner sein.«

Darauf sagte er ihr, sie sollte gleich ihr Zimmer aufgeben und sich mit ihrem Gepäck unten in der Hotelhalle mit ihm treffen.

Sie wollte wissen, wohin er sie zu entführen gedächte und wie er eigentlich hiesse.

»Ich heiße Simon«, antwortete er, »und wir fahren nach Hawaii.«

Im Penthouse des Caribbean beobachtete Erica, wie Ox Clifford mit seinen ungewöhnlich kleinen, rosigen Händen einen Stapel Chips im Wert von 112000 Dollar an sich raffte. Darauf vollführte der korpulente Mann aus Oklahoma sein übliches Siegerritual; er spuckte Tabaksaft in einen Styroporbecher, murmelte: »Meine Herren, das nenne ich eine Art, sein Geld zu verdienen«, und machte sich dann daran, die Chips der Farbe nach aufzuschichten. Erica war nicht danach, sich diesen Zirkus schon wieder mitanzusehen, weshalb sie sich entschuldigte, sie müsse sich eben mal die Nase pudern. Sie erhob sich vom Tisch, durchquerte den Raum und stieg die Treppe ins Obergeschoss hinauf.

Im Verlauf der letzten Stunde hatte sie immerhin ihren Verlust wieder hereingespielt und zehntausend Dollar gewonnen. Doch dann hatte Ox Clifford mit seinem unfassbaren Dusel sie wieder vierzigtausend in die Miesen manövriert.

Oben im Bad sah Erica durch das Fenster aufs Meer und den sternenklaren Himmel hinaus und rief sich dabei ins Gedächtnis zurück, dass kein Mensch immer nur gewinnen kann. Und dann wanderten ihre Gedanken weiter zu Simon, der sein Leben an eben diesem Abend nicht nur einmal,

sondern gleich zweimal aufs Spiel setzte. Obwohl sie ihn gerade wegen seines Draufgängertums liebte, machte sie sich gleichzeitig auch Sorgen um ihn. Sie wusste, dass sie in Simon verliebt war; denn plötzlich hatte sie aufgehört, ihn mit anderen Männern, die sie kannte, zu vergleichen, und gleichzeitig war ihr bewusst geworden, dass sie es ebenso erfüllend fand zu lieben wie geliebt zu werden. Vor Simon hatte Ericas Interesse an einem Mann nie lang angehalten; schon nach kurzem hatten sich unweigerlich Langeweile und Überdruß eingeschlichen. Doch diesmal war das anders; diesmal wurde ihre Liebe mit der Zeit sogar eher stärker, was höchst neu und ungewöhnlich für eine Frau war, die sich im Leben nie mit einem Geringeren als dem Besten zufrieden gegeben hatte. Wie lange würde das Ganze Bestand haben? So lange, wie sie beide verschwenderisch mit ihrer Leidenschaft umgingen und keine Minute länger. Sie sah auf ihre Uhr. Fast halb drei Uhr früh. Da kam ihr plötzlich eine verrückte Idee. Sie würde Molly in Joe D'Agostas Wohnung in Queens anrufen. Und zwar auf der Stelle. Warum schliesslich nicht? Das war etwas, was sie öfter hätte tun sollen, als ihr Vater noch am Leben war. Ihn einfach anrufen und aus dem Schlaf reissen, nur um ihm zu sagen: >Hallo, ich bin's; ich liebe dich.< Es hatte eine Zeit gegeben, in der sie sich schwere Vorwürfe gemacht hatte, weil sie es schliesslich gewesen war, die ihrer Partnerschaft ein Ende gemacht hatte. Das war auch der Grund, weshalb sie sich, ohne zu murren, mit Mollys Eskapaden abgefunden hatte, anstatt sie einfach sich selbst zu überlassen, so dass sie früher oder später wie ihr Vater geendet wäre. Wenn sie ein bisschen mit Molly plauderte, würde sie sich vielleicht wieder etwas beruhigen, um sich dann mit kühlem Kopf wieder in das Spiel dort unten stürzen zu können und es diesem Dämlack von Ox Clifford mal ordentlich zu zeigen. Ausserdem war Molly sicher noch wach. Wahrscheinlich sah sie sich gerade noch einen ihrer heiss geliebten alten Filme im Spätprogramm des Fernsehens an. Erica holte ihr Adressbuch aus der Handtasche, schlug Joe D'Agostas Nummer darin nach und wählte. Niemand ging an den Apparat.

Daraufhin rief sie die Auskunft an und bat das Amt, eine Verbindung herzustellen. Drei Minuten später rief man sie von dort wieder an, um ihr mitzuteilen, dass die Leitung offensichtlich tot wäre; vermutlich läge dies an einem Schaden in der Leitung oder an einem örtlichen Stromausfall. Da um diese Uhrzeit der Störsdienst nicht besetzt wäre, könnte Erica nur versuchen, später durchzukommen, ansonsten sollte sie am Morgen die Störstelle anrufen, ob man ihr dort weiterhelfen könnte.

Darauf erkundigte sich Erica, ob es in Queens noch andere Anschlüsse auf den Namen D'Agosta gab. Das war jedoch nicht der Fall. Erica dachte: >Es besteht ja immer noch die Möglichkeit, dass Joe Molly doch mit nach Hause genommen hat, was jedoch ziemlich unwahrscheinlich war, wenn tatsächlich stimmte, was Joe über seine Frau erzählt hatte. Ausserdem hatte Erica auch gar nicht Joes Privatnummer.

Sie hängte also auf und kaute an ihrem Daumennagel. Erica wollte sich Mollys wegen keine Sorgen machen, da Sorgen nur zu Angst führten. Und weswegen hätte sie sich schliesslich auch Sorgen machen sollen? Joe D'Agosta war ein ehemaliger Polizist, einer der wenigen Menschen, denen Simon vertraute, und das wollte schon einiges heissen. Weshalb sollte sie sich also Sorgen machen, bloss weil mit seinem Telefonanschluss etwas nicht stimmte.

Während Erica nun wieder vor den Spiegel im Bad trat, rief sie sich ins Gedächtnis zurück, dass ein Verlierer zu sein bedeutete, in allem immer nur das Schlechteste zu erwarten. Einkommenseinbussen zogen nun mal einen gewissen Pessimismus nach sich. Sie brauchte wieder mal eine richtige Glückssträhne, um ihr altes Selbstvertrauen wieder zurückzuerlangen. Und deshalb würde sie jetzt wieder nach unten gehen und denen mal zeigen, dass sie das Pokern noch keineswegs verlernt hatte. Es ging nicht an, dass sie sich wegen dieser Geschichte mit Molly die ganze Tour vermasseln liess.

Dennoch hinterliess Erica auf Simons Anrufbeantworter noch eine Nachricht, bevor sie wieder an den Spieltisch zurückkehrte. »Erkundige dich nach Molly, sobald du nach Hause kommst. Vergewissere dich, dass mit ihr alles in

Ordnung ist, und ruf mich bitte unter folgender Nummer in Atlantic City an. Eigentlich glaube ich nicht, dass Grund zur Besorgnis besteht, aber ich wollte mich einfach nur vergewissern, dass es Molly gut geht. Du weisst ja, wie Schwestern sind.«

Ausserdem versuchte Erica noch einmal in Joes Münzladen anzurufen. Sie wählte sehr sorgfältig, damit sie auch die richtige Nummer erwischte, doch schliesslich schaltete sich jemand vom Fernmeldeamt dazwischen, um ihr mitzuteilen, dass mit dem Anschluss irgend etwas nicht stimmte; offensichtlich sei die Leitung unterbrochen.

Manhattan • Juli 1983

Bei Sonnenuntergang beugte sich Nora Bart in einer vor einer ukrainischen Kirche in der West End Avenue abgestellten Limousine vor und deutete über die Strasse auf Molly January und Simon Bendor.

Sie identifizierte die beiden namentlich und liess sich dann wieder in den Rücksitz zurücksinken froh, dass sie die ganze Rückbank für sich allein hatte und nicht vorn zwischen den zwei Männern von Frankie Odori sitzen musste. Die beiden yakuza wechselten kurz auf japanisch ein paar Worte, worauf sich einer von ihnen, den Nora Bart für den gefährlichsten hielt ein junger Gewichthebertyp mit einer Spiegelsonnenbrille und einem farblosen Schneidezahn, zu ihr umdrehte, um sie noch einmal zu fragen, ob sie auch sicher wäre, dass sie sich nicht getäuscht hätte. Der gaijin wollte keine Fehler mehr dulden.

Nora Bart wollte schon eben erwidern, ob sie etwa aussteigen und auf die beiden zugehen sollte, um sie zu fragen, ob sie erst kürzlich in Tokio gewesen wären, doch dann erinnerte sie sich gerade noch rechtzeitig an Yokohama und Victor Pascal, der dort nackt und blutüberströmt in de Jonghs Garten zu Tode geschmort worden war.

Statt dessen schob sie also ihre Ray-Ban-Sonnenbrille in ihr frisch wasserstoffblond gefärbtes Haar hoch und spähte durch die getönten Scheiben von neuem auf die vier

Personen zwei Männer, zwei Frauen hinaus, die vor einem mit Eisenbalkonen verzierten Wolkenkratzer auf dem Gehsteig standen. Die Blondine in dem blauen Overall war eindeutig Molly January das Mädchen, das Nora Bart und Victor Pascal vor wenigen Wochen nach Tokio verschachert hatten. Der blonde Mann in der weissen Jeans und dem grünen Hemd, der ihnen den Rücken zugekehrt hatte, war Simon Bendor. Nora Bart war ihm zwar nie persönlich begegnet, wusste aber, wie er ungefähr aussah. Sergeant Manoa hatte ihr nämlich aus Hawaii einen Prospekt seines FitnessCenters zugeschickt, in dem auch ein Foto von ihm war. Wenn Nora und Victor Waffen, Geld und Rauschgift nach Hawaii geschmuggelt hatten, war Manoa einer der Leute gewesen, welche die heisse Ware entgegengenommen hatten.

Sie fügte hinzu, dass Simon Bendor die gleiche Figur hätte wie der Captain, der damals in ihre und Victors Hotelsuite eingedrungen war. Er hatte zwar anderes Haar und keinen Schnurrbart, aber von der Figur her glichen sich die beiden auf auffallende Weise. Ob Simon Bendor also tatsächlich identisch mit diesem Captain war, hätte sie nicht behaupten können, aber was Molly January betraf, war sie sich absolut sicher.

Der Gewichtheber nahm darauf eine Polaroidkamera aus dem Handschuhfach, setzte seine Sonnenbrille ab und machte sich daran, mehrere Fotos von den vier Personen vor dem Wolkenkratzer zu schiessen. Molly January unterhielt sich mit ihrer Schwester Erica Styler, die Nora anhand eines Fotos erkannte, das sie in Los Angeles von den yakuza erhalten hatte. Simon Bendor sprach etwas abseits mit einem gedrungenen Mann in einer Baseballmütze und Bermudashorts. Nora Bart hatte keine Ahnung, wer der Kerl war, aber

eines war ihr sofort klar: Auch von dieser Type war nichts Gutes zu erwarten. Und wie er angezogen war, hatte diese miese Nummer null Stil.

Unter Stil verstand Nora Bart schon etwas anderes; zum Beispiel wie sie gerade in einer vollklimatisierten Limousine zu sitzen, mit schwarzen Netzstrümpfen, roten Pfennigabsätzen, schwarzem Lederminirock und einer

Levi's Jeansjacke mit bis zu den Ellbogen hochgeschobenen Ärmeln. Stil war zum Beispiel das schwarze Hundehalsband mit den Silbernieten um ihren Hals, die drei Goldknöpfe in jedem Ohr und die rote Schlangenlederumhängetasche von Ann Taylor. Stil war es auch gewesen, der Nora Bart gleich am Tag nach ihrer Ankunft aus Japan in die Melrose Avenue fahren hatte lassen, um sich dort einen Haarschnitt mit >Pfiff< verpassen zu lassen.

Unglücklicherweise war es verdammt kostspielig, seinen persönlichen Stil zu pflegen, und Geld war nun einmal etwas, was "Nora im Moment nicht hatte. Ohne Victor, der die Agentur geleitet hatte, sass Nora Bart, gelinde ausgedrückt, bis über die Ohren in der Scheisse. Sie hatte keinen Geschäftssinn; sie konnte nicht mit Geld umgehen, geschweige denn mit Gehältern und Steuern, und sie hatte keine glückliche Hand mit Geschäftsleuten. Victor hatte immer gesagt, sie sähe zwar verdammt gut aus, aber wenn man ihr Hirn auf eine Gabel spiessen würde, sähe das dort aus wie ein Messerschmitt-Kabinenroller auf einer vierspurigen Autobahn.

Was Nora Bart dagegen gut konnte, war, mit den Mädchen zu sprechen, die sich auf Victors Anzeigen in den verschiedenen Zeitungen der Westküste meldeten. Sie erzählte den Mädchen immer wieder dieselbe erstunkene und erlogene Geschichte, wie sie selbst mal ein Engagement in Japan gehabt hätte und wie grossartig es dort drüben gewesen wäre, wieviel Geld sie dort als Tänzerin in Clubs und im Fernsehen verdient hätte, ganz zu schweigen von den beachtlichen Nebeneinnahmen als Fotomodell. Bis sie ihr Märchen zu Ende erzählt hatte, war den armen Mädchen längst das Wasser im Mund zusammengelaufen, so dass sie sich am

liebsten gleich in die nächste Maschine nach Japan hätte setzen lassen.

Formell hatte die Agentur natürlich noch weiter Bestand. Aufgrund älterer Anzeigen gingen nach wie vor Anrufe von Mädchen ein, die als >gut bezahlte Sängerinnen, Tänzerinnen und Fotomodelle< in Fernost arbeiten wollten. Nora Bart sagte bis auf weiteres jedoch jegliche Einstellungsgespräche ab. Auf ausdrücklichen Befehl des

gaijin. Schliesslich hatte sie den weisshaarigen Engländer, der über die Jacuzzi-Boys gebot, doch noch kennengelernt, und er hatte ihr eingeschärft, keine Amerikanerinnen mehr nach Japan zu vermitteln. Desgleichen würde sie keine Kurierdienste mehr erfüllen, solange der gaijin nicht mit dem Mann abgerechnet hatte, der Kisen getötet und Molly January entführt hatte. Der Mann, der irgendwie in Erfahrung gebracht hatte, dass Victor Pascal und Nora Bart mit den yakuza zusammenarbeiteten.

Sie war willens, alles zu tun, was er verlangte. Das war alles immer noch wesentlich besser, als so zu enden wie Victor Pascal. Es bedurfte keines Intelligenzquotienten über hundert, um zu wissen, dass sie damals in Yokohama bereits mit einem Fuss über dem Abgrund gestanden war und genausogut hinuntergestossen hätte werden können. Der gaijin hatte sie und Victor für Kisens Tod verantwortlich gemacht; und deshalb hatte er Victor auch umgebracht. Ihr dagegen hatte der weisshaarige Engländer, der in seiner rücksichtslosen Kaltblütigkeit seine Wirkung auf Nora Bart keineswegs verfehlt hatte, noch einmal eine Chance gegeben, nicht ohne sie darauf hinzuweisen, möglichst das Beste daraus zu machen. Das liess sich Nora nicht zweimal gesagt sein.

Zurück in L. A. hatte sie sich erst mal ordentlich auf die Hinterbeine gestellt, um die gewünschten Informationen über Molly January zu beschaffen. Sie setzte sich mit Künstlerdiensten, Schauspielergewerkschaften, NightClubs und Casinos in Las Vegas in Verbindung und gab alles, was sie in diesem Zusammenhang in Erfahrung brachte, schön brav an die Jacuzzi-Boys weiter, die es wiederum an den gaijin weiterleiteten. Auf diese Weise war sie unter anderem auch auf Simon Bendor und Erica Stykler gestossen. Die Leute des gaijin in L. A. und New York sagten Nora zwar nicht mehr, als sie unbedingt wissen musste, aber irgendein Gefühl schien ihr untrüglich zu sagen, dass diese Leute mehr und mehr zu der Überzeugung gelangten, dass dieser mysteriöse Captain kein anderer als Simon Bendor war.

Schliesslich hatte sie den Auftrag erhalten, nach New York zu fliegen, um dort Frankie Odori bei der Identifizierung von Molly January und Simon Bendor behilflich zu sein. In

diesem Punkt wollte der gaijin absolut sichergehen, und was hätte Nora dagegen auch schon gross einwenden können. Es war ihre erste Reise an die Ostküste ohne Victor, weshalb sie diesem Unternehmen etwas nervös entgegensah. Wenn sie in der Vergangenheit als Lastesel zwischen L. A. und New York tätig gewesen waren, war immer Victor derjenige gewesen, der mit Frankie Odori, dessen Anblick Nora ausnahmslos eine Gänsehaut verursacht hatte, verhandelt hatte. Nachdem sie gehört hatte, wie er mit dieser Japanerin, Teriko Ohta, verfahren war, war sie noch weniger darauf erpicht, in seine Nähe zu kommen. >Nimm dich vor Frankie in acht<, hatte sie Victor mehrmals gewarnt. Hollywood Frankie wird dir mit dem gewinnendsten Lächeln versichern, dass alles in bester Ordnung wäre, um dich im nächsten Moment durch den Fleischwolf drehen zu lassen.

Victor. Nora Bart würde ihn vermissen. Ganz sicher. Aber er war nun einmal nicht mehr da, und folglich musste sie sich daran gewöhnen, dass sie nicht mehr auf ihn würde zurückgreifen können. Aber sie würde auch diesmal auf die Beine fallen, wie das schon mehrmals in ihrem Leben der Fall gewesen war. Ein kleiner Szenenwechsel, ein bisschen Highlife, etwas guter Stoff, und binnen kurzem würde alles wieder so sein, als wäre diese Geschichte mit Victor nie passiert. Sie hatte bereits einen Plan, wie sie Victor der Vergessenheit anheimfallen lassen würde. Nun galt es nur noch, ihn in die Tat umzusetzen.

Das vordergründigste Problem war bis auf weiteres finanzieller Natur. Sie hatte eintausendfünfhundert Dollar auf der Bank und etwas mehr als zweitausendzweihundert Dollar auf dem Geschäftskonto der Agentur. Bei ihrem aufwendigen Lebensstil würde sie damit freilich nicht sehr weit kommen.

Nun hatte allerdings Victor zwei Bankkonten und zwei Versicherungspolicen, die sich auf ein ganz erkleckliches Sümchen beliefen. Eines Abends, als sie sich beide mit erstklassigem Koks mordsmässig angetörnt hatten, hatte er ihr in einem Anfall von Sentimentalität gestanden, wieviel ihm wirklich an ihr gelegen war und dass ihm die anderen Weiber absolut nichts bedeuteten und dass sie ihm glauben müsste, dass er es ehrlich meinte. Zum Beweis dafür, dass

er ihr nicht nur etwas vorsäuselte, hatte er ihr eine seiner Versicherungspolice in Höhe von neunzigtausend Dollar überschrieben. Dieses Geld hätte Nora im Augenblick natürlich bestens gebrauchen können, aber um an es heranzukommen, hätte sie der Versicherungsgesellschaft klarmachen müssen, weshalb Victor nicht mehr unter den Lebenden weilte. Das wiederum hätten natürlich die Jacuzzi-Boys gar nicht gern gesehen. Sie kam also im Augenblick nicht an Victors Versicherungen oder Bankkonten heran, so dass das ganze Geld, was sie betraf, ebenso gut irgendwo in der Inneren Mongolei hätte vergraben sein können.

Um also an Geld zu kommen, hatte Nora im Verlauf der letzten Woche verschiedene Leute angerufen, um sie wissen zu lassen, dass sie wieder Interesse hätte anzuschaffen. Zum Glück war sie dabei nicht auf irgendwelche drittklassigen Zuhälter und Verrückte angewiesen, die ihre Mädchen mit heißen Drahtkleiderbügeln auspeitschten. Ihre Adressen waren da schon exklusiver; lauter Leute, die nur an gut zahlende Kunden vermittelten. Denn Nora Bart war nicht danach, ihre Gunst Leuten zu gewähren, die sie mit Lebensmittellernen von der Wohlfahrt abzuspiesen versuchten.

Sie rief also zwei EscortServices an, von denen einer dreitausendfünfhundert Dollar die Woche garantierte. Steuerfrei. Der zweite wartete mit nichts Geringerem als Fünfhundertdollar-Freiern auf. Ausserdem rief sie eine wohlhabende Deutsche in Laurel Canyon an, die sie erst in ihre Dienste nehmen wollte, wenn sie sich gegen den stolzen Preis von eintausendachthundert Dollar von ihrem Hausastrologen ein Horoskop erstellen liesse. Schliesslich meldete sie sich noch bei einem ehemaligen Besetzungschef eines grossen Studios, der sich auf die Organisation von Partys für reiche Ausländer spezialisiert hatte, die in L. A. im Exil lebten. Nora Bart verstand etwas vom Geschäft, und entsprechend freuten sich alle, von ihr zu hören.

Sie hatte jedoch auch ihre Prinzipien, mit denen sie von Anfang an nicht hinter dem Berg hielt. Champagner-Freier bevorzugt. Bezahlung immer im voraus. Wie Victor immer gesagt hatte, erst der Scheck-Appeal, dann der Sex-Appeal.

Perversitäten und Dreier kosteten extra. Das gleiche galt für Zoonummern, alles, was mit Tieren zu tun hatte.

Dann war da noch das Kokain. Nora war dem Zeug ja selbst nicht gerade abgeneigt, aber zumindest rief es bei Frauen nicht dieselben sexuellen Probleme hervor wie bei Männern. Ein Mann, der viel Kokain nahm, brachte einfach keinen mehr hoch. Sie kannte ein paar Mädchen, die sich strikt weigerten, anerkannte Kokser als Freier zu akzeptieren, ganz gleich, wieviel diese ihnen boten. Mit diesen Kerlen konnte man einfach anstellen, was man wollte, aber sie bekamen keine Erektion. Selbst ein Kamikaze schaffte es einmal, was mehr war, als man von einem Kerl behaupten konnte, der seine Nase wirklich tief in das weisse Pulver gesteckt hatte.

Hollywood Frankie hatte stets vorzüglichen Stoff und verfuhr damit auch äusserst grosszügig. Doch anlässlich dieses New York-Aufenthalts würde Nora Bart nichts davon zu sehen bekommen. Sie würde ihn nicht treffen noch sich auch nur in die Nähe seines Hauses in Manhattan heranwagen. Am Tag zuvor hatten sie zwei seiner Männer am Kennedy Airport abgeholt und in ein Hotel in der Fifth Avenue gebracht, wo sie bleiben sollte, bis sie wieder von ihnen hörte. Das Zimmer konnte sich sehen lassen, und ihr stand der volle Service zur Verfügung, aber sie durfte das Zimmer weder verlassen noch Besuch empfangen. Nora erinnerte sich an Victors langsamen Tod in de Jonghs entzückendem kleinen Garten und an den stechenden Blick der eisig blauen Augen des gaijin und nahm sich vor, sich strikt an diese Anweisungen zu halten. Trotzdem war es ganz schön hart, in diesem Hotelzimmer festzusitzen, zumal es für Nora nichts Schöneres gab, als in New York einzukaufen. Sie konnte nur hoffen, dass sie vor dem Rückflug nach L. A. auf dem Kennedy Airport noch etwas Nettes fand.

Nach einer Weile bekam sie einen Anruf von Frankie, der ihr noch einmal einschärfte, was seine Leute ihr aufgetragen hatten. Sie war hier, um Molly January und Simon Bendor zu identifizieren sonst nichts. Keine Partys, keine ausgedehnten Einkaufsbummel, keine Besuche bei alten Freunden, nicht einmal ein Spaziergang durch den Central

Park. Sie brauchte nur zu tun, weshalb sie hierher gekommen war, und sobald sie ihre Aufgabe erfüllt hatte, konnte sie wieder nach L. A. abziehen. Und sie sollte ja keine Dummheiten machen, damit sie sich recht verstünden; sie durfte, während sie in New York war, auf keinen Fall von den falschen Leuten gesehen werden.

Nora Bart entging keineswegs, dass Frankie nicht mit ihr herumschäkerte, wie er das sonst getan hatte. Keine Anmache, keine Einladung zu einer seiner Partys, kein Small talk über gemeinsame Bekannte in L. A. Nein, diesmal war er ganz Geschäft, um für Nora vollkommen ausser Zweifel zu lassen, dass für sie einiges auf dem Spiel stand und sie lieber an Teriko denken sollte.

Sie hatte den gestrigen und den grössten Teil des heutigen Tags in ihrem Hotelzimmer verbracht und sich die Zeit damit vertrieben, ihre Angst niederzukämpfen und sich zu wünschen, Victor wäre bei ihr, um ihr gegen Frankie beizustehen. Um sich etwas abzulenken, sah Nora fern, tanzte zu ein paar Kassetten von Al Jarreau, Bob James und Chaka Khan, die sie mit nach New York gebracht hatte, und versuchte einen Roman von Danielle Steele zu Ende zu lesen, mit dem sie sich schon einen Monat herumquälte. Und nicht zuletzt ass sie auch eine Menge Lobsterschwänze, Zitronenkuchen, Salate, Filet Mignon, ClubSandwiches, Pommes frites, Himbeeren mit Sahne. Vom Essen fühlte sie sich gleich besser. Das war immer so. Zudem brauchte sie wegen ihres Gewichts keine Angst zu haben. Victor hatte immer gesagt, er würde sich wegen ihr keinen Hund halten, weil sie dem armen Tier alles wegfressen würde.

Am Spätnachmittag hatte Nora Bart von einem von Frankies Männern, die sie am Flughafen abgeholt hatten, einen Anruf bekommen. Sie erkannte seine Stimme wieder; es war der Gewichtsheber mit dem verfärbten Schneidezahn und dem Stiernacken. Er rief aus der Hotelhalle an, was Nora einen leichten Schrecken einjagte. >Packen Sie Ihre Sachen, forderte er Nora auf, und verlassen Sie das Hotel; steigen Sie in die vor dem Eingang geparkte Limousine. Keine Fragen. Tun Sie einfach, was ich Ihnen sage. Um die

Formalitäten an der Rezeption brauchen Sie sich nicht zu kümmern; das erledigen wir für Sie.<

Nora Bart hatte trotzdem eine Frage. »Wohin bringen Sie mich?«

»Sie sollten tun, weshalb Sie hierher gekommen sind.«

Klick. Ende der Durchsage.

Die langgezogene Limousine, geräumig und vollklimatisiert, was aufgrund der drückenden Julihitze keineswegs unangenehm war, brachte Nora und die zwei stummen yakuza an den Luxushotels am Central Park vorbei zum Columbus Circle. Dort bog der Wagen rechts in den Broadway ein, wo er aufgrund des geringen Verkehrs zugüg vorankam, bis sie schliesslich an der Ecke von Seventythird Street und West End Avenue vor dem Seiteneingang einer ukrainischen Kirche anhielten. Die Fahrt hatte fünfzehn Minuten gedauert, ohne dass ein Wort gefallen wäre. Nora Bart, die immer nervöser wurde, war darüber andererseits auch ganz froh, da sie lieber erst gar nicht hören wollte, was die Jacuzzi-Boys mit Molly January und Simon Bendor vorhatten.

Die Limousine stand in einem ruhigen Viertel, in dem alles darauf hindeutete, dass die Leute, die hier wohnten, nicht gerade am Hungertuch nagten. Die von Türstehern bewachten Eingänge waren mit Markisen überdacht, die Holztüren der älteren Häuser waren blitzblank poliert, und die Fenster im Erdgeschoss zierten diskrete Abziehbilder, die auf diverse Alarmanlagen aufmerksam machten. Allerdings sah Nora Bart niemanden, der auch nur annähernd Ähnlichkeit mit Molly January oder Simon Bendor gehabt hätte. Überhaupt gab es hier herzlich wenig Interessantes zu sehen. Was sollte sie hier überhaupt?

Doch dann entdeckte Nora Bart sie plötzlich. In ihrem anfänglichen Ärger über dieses absurde Getue hatte sie sie erst ganz übersehen. Heiliger Bimbam! Da waren sie. In voller Lebensgrösse und nur ein paar Meter von der Limousine entfernt. Ein junges japanisches Paar in Jeans, ärmellosen Hemden und Turnschuhen; die Frau, zierlich und hübsch, hielt zwei Sturzhelme in einer Hand, während der Mann sich über eine mordsmässig aufgemotzte Honda beugte. Nora Bart sah, wie die Frau ein paar Sekunden zu

der Limousine herüberstarrte und dann dem Mann auf die Schulter tippte. Ohne sie anzusehen, verstaute er sein Werkzeug unter dem Sitz, klappte ihn zu und richtete sich auf. Darauf setzten beide ihre Helme auf und schwangen sich auf die Maschine. Der Mann trat den Kickstarter, worauf der Motor sofort ansprang. Sie fuhren los und waren wenige Augenblicke später um die nächste Ecke verschwunden. Frankies Leute. Ganz sicher.

Nun fuhr auch die Limousine langsam um die nächste Ecke, um fast sogleich vor dem Haupteingang der Kirche wieder anzuhalten, von wo Nora Bart ihren ersten Blick auf Molly January erhaschte, seit sie sie damals am Flughafen von Los Angeles in die Maschine nach Tokio gesetzt hatte. Molly stand zusammen mit drei anderen Leuten auf der anderen Strassenseite vor dem Eingang eines hohen Wohnhauses. Das war auch das erste Mal, dass Nora Bart Simon Bendor und Erica Styler zusammen sah. Nachdem sie ein paar Sekunden angestrengt über die Strasse gestarrt hatte, deutete sie auf die Gruppe und dachte. Besser, es erwischt euch als mich.

Der Gewichtheber auf dem Vordersitz drehte sich zu Nora herum und reichte ihr eine der Polaroidaufnahmen, die er gemacht hatte. Sie sah sich das Bild an, dachte, na und wenn schon, und versicherte ihm, es wäre grossartig. Als sie ihm das Foto wieder geben wollte, schüttelte er den Kopf und sagte, sie könnte es als Erinnerung an ihren Besuch in New York behalten. Dieser Trottel schien mächtig stolz auf seine Fotokünste zu sein. Nora Bart sah erneut auf die Aufnahme, zuckte mit den Achseln und liess sie neben Victors Kanone in ihrem Schulterbeutel verschwinden. Er hatte die Knarre vor ein paar Monaten in einem dieser exklusiven RodeoDriveLäden gekauft, wo man erst telefonisch einen Termin vereinbaren musste, bevor man dort einkaufen konnte.

Es handelte sich dabei um eine 38er Smith & Wesson, die Victor immerhin fünfzehntausend Dollar gekostet hatte. Nora Bart waren Schusswaffen eigentlich noch nie geheuer gewesen, aber bei dieser hier musste selbst sie zugeben, handelte es sich um ein wahres Prachtexemplar. Aus solidem Gold gefertigt, mit einem Griff aus

diamantenbesetztem, schwarzem Elfenbein, war das genau die Sorte von teurem Spielzeug, das Victor sofort haben musste, sobald er erfuhr, dass jeder andere in Bei Air und Palm Springs auch verrückt danach war. Überraschenderweise hatte er sogar einen Waffenschein für das Ding. Nora hatte die Smith & Wesson mit nach New York gebracht, weil sie verhindern wollte, dass die Leute des gaijin mit ihr ähnlich verfahren wie mit Victor oder Teriko Ohta. Bevor es dazu kam, würde sie erst jemand anderen erschiessen. Oder sich selbst.

Keiner der Jacuzzi-Boys hatte ihr durch sein Verhalten oder etwas, das er gesagt hätte, zu verstehen gegeben, dass sie etwas zu befürchten hatte. Alles, was sie angeblich zu tun hatte, war, ihnen Molly January und Simon Wie-hiess-er-doch-gleich zu zeigen, um dann ungehindert wieder ihres Weges ziehen zu können. Doch einiges an dieser Geschichte weckte dennoch ihre Besorgnis. Das war zum einen das erhebliche Aufgebot an Leuten, das der gaijin zum Einsatz brachte, um Simon und Molly aufzuspüren. Demnach lag ihm also enorm viel daran, dass Simon und Molly aus dem Weg geräumt wurden. Doch wenn die Sache wirklich so wichtig war, erhoben sich für Nora Bart berechnete Zweifel, ob man sie nach getaner Arbeit wirklich so ohne weiteres mit dem, was sie wusste, ihres Weges ziehen lassen würde.

Das zweite, was ihr Sorgen machte, war etwas, das sie aus ihrer Zusammenarbeit mit Japanern gelernt hatte: dass man bei ihnen nämlich nie, wirklich nie wissen konnte, was in ihnen vor sich ging. Ein Japaner trug über seiner Maske noch eine weitere Maske und verbarg auf diese Weise die Wahrheit über sich selbst vor jedem. Victor hatte sie immer Schauspieler genannt, Rollenspieler, die sich hinter einer gewaltigen Rauchwand verbargen. Wenn du dir einbilden sollst, du würdest sie kennen, dann kennst du sie am allerwenigsten. Du kannst zwanzig Jahre lang Geschäfte mit ihnen gemacht haben, und doch ziehen sie sich plötzlich zu einem Mordsgewitter zusammen und lassen dich im Regen stehen.

Nora Bart starrte durch die getönten Scheiben der Limousine und beobachtete, wie Molly January und dieser kleine Dicke mit der Baseballmütze in einen verbeulten,

blauen Kombi stiegen, der mit Sicherheit mal eine ordentliche Wagenwäsche hätte vertragen können. Molly und ihre Schwester weinten, so dass Nora sich fragte, was das wohl zu bedeuten hatte. Die zwei yakuza auf dem Vordersitz erwachten nun plötzlich zum Leben. Sie unterhielten sich auf japanisch aufgeregt miteinander und deuteten auf den Kombi, so dass Nora zu beten begann, es würde zu keiner Schiesserei kommen. Mein Gott, das hätte ihr gerade noch gefehlt.

Der yakuza hinterm Steuer - Nora nannte ihn Elton John, da er dieselbe Figur, denselben schütterten Haarwuchs und dieselben weit abstehenden Zähne hatte - liess den Motor an, und als der Kombi losfuhr, folgte ihm die Limousine. Beide Fahrzeuge fuhren erst einen Block weiter zur Seventysecond Street, wo sie nach links abbogen. Noch immer herrschte kaum Verkehr.

Als ihnen plötzlich ein Streifenwagen entgegenkam, machte Noras Herz einen Satz. Auf dem Vordersitz sassen zwei uniformierte Polizisten, einer davon eine Frau, die über einen Witz ihres Partners lachte und mit der flachen Hand auf das Armaturenbrett klatschte. Der Streifenwagen kam ihnen auf der Gegenfahrbahn langsam entgegen, und Nora überkam plötzlich der unwiderstehliche Drang, es zu riskieren, einfach aus der Limousine zu springen und sich vor das Polizeiauto zu stürzen. Die Jacuzzi-Boys brauchten sie nun nicht mehr - eine Vorstellung, die sie nicht unbedingt tröstlich fand. Mein Gott, sie hätte jetzt wirklich etwas zu essen vertragen können.

Doch der Streifenwagen fuhr an ihnen vorüber und bog nach rechts in die West End Avenue ein. Zu spät.

An der Ecke Broadway und Seventysecond hielt der Kombi vor einer roten Ampel. Zwei Wagen weiter hinten folgte die Limousine seinem Beispiel. Nora Bart schaute nach draussen. Inzwischen waren auf den Strassen wieder eine Menge Leute unterwegs. Sie brauchte eigentlich nur aus dem Wagen zu springen, und der Gewichtheber und sein Kumpel hätten nichts tun können. Sie hätten zu viele Zeugen gehabt.

Nora Bart fragte die Japaner, weshalb sie dem Kombi folgten und sich nicht an Simon Bendor hängten, auf dessen

Konto der Mord doch ging. Darauf erwiderte der Gewichtheber, sie wüssten, wo Bendor wohnte und arbeitete, wohingegen sie nicht wüssten, wohin der kleine Dicke Molly January brächte.

Nora Bart fand das einleuchtend. Jedenfalls kein Grund, sich deshalb gross aufzuregen. Victor hatte immer gesagt, sie machte sich viel zu oft unnötig Sorgen, wenn dazu gar kein Anlass bestand.

Sie gab sich Mühe, freundlich, positiv und beherrscht zu klingen. Jedenfalls nicht negativ. »Schön, dass ihr gekriegt habt, was ihr wolltet«, beglückwünschte sie den Gewichtheber und Elton John zu ihrem Erfolg. »Jetzt werdet ihr mich doch wohl nicht mehr brauchen. Warum lasst ihr mich nicht gleich mal an der nächsten Ampel aussteigen? Zum Flughafen komme ich schon alleine raus. Und bestellt Frankie schöne Grüsse von mir, ja?«

Keine Antwort. Die Limousine folgte dem blauen Kombi die Seventysecond Street hinunter in den Central Park. Beide Fahrzeuge fuhren in Richtung Süden.

Nora Bart wollte eben wieder etwas sagen, als der Gewichtheber auf einen Knopf am Armaturenbrett drückte, der zwischen Vorder und Rücksitz eine Plexiglasscheibe hochfahren liess. Nora Bart konnte zwar sehen, dass die zwei Japaner auf dem Vordersitz sich unterhielten, ohne jedoch einen

Laut zu hören. Sie konnte nach wie vor ihre Gesichter sehen, ihre Körpersprache, aber sie taten so, als existierte sie gar nicht. Als wäre sie bereits tot.

Manhattan • Juli 1983

Zehn Minuten nach Mitternacht folgte Simon Bendor einem indischen Paar in mittleren Jahren zum Eingang einer Luxuswohnanlage in der Upper East Side. Sein blondes Haar war unter einer dunklen Perücke mit einem Pferdeschwanz verborgen, und ausserdem trug er eine altmodische Nickelbrille, einen falschen Schnurrbart und ein grünes TShirt mit der Aufschrift Don und Jimmy B's Restaurant. Er hatte eine flache Pappschachtel, auf die mit

Bleistift grosse Pepperonipizza geschrieben war, und eine Plastiktüte bei sich, aus der es nach italienischen Sossen und Knoblauchbrot duftete.

Die beiden pummeligen Inder, die eben aus einem Taxi gestiegen waren, drehten sich, von plötzlicher Panik erfasst, nach ihm um. Immerhin waren sie in Manhattan beheimatet, wo das Verbrechen und die Angst davor an der Tagesordnung waren. Das Fehlen eines Türstehers trug nur noch zusätzlich zu den Befürchtungen des indischen Paares bei. Zwar gab es in diesem Gebäude einen Türsteher, aber im Zuge jüngster Sparmassnahmen tat er seit neuestem nur noch bis Mitternacht Dienst.

Simon grinste die beiden Inder entwaffnend an und hielt ihnen die Pizza entgegen. »Eine Pizzalieferung.«

Damit war das Eis gebrochen. Sichtlich erleichtert, grinsten die Inder zurück. Der Mann schloss die Doppeltür aus dickem Glas auf, um dann jedoch beiseite zu treten und Simon aufzufordern: »Bitte, nach Ihnen.« Simon schüttelte den Kopf und entgegnete in breitem TexasSlang: »Nach Ihnen, Ma'am.« Die Frau des Inders - sie hatte ein Theaterprogramm unter den Arm geklemmt und trug eine Tüte mit Hundefutter aus einem Restaurant in der Fifth Avenue - nickte Simon dankend zu und trat ein. Als Simon ihr folgte, hielt sie lächelnd die Tüte mit dem Hundefutter hoch und sagte: »Wir bringen beide jemandem etwas zu essen, nicht wahr?« Simon setzte sein breitestes Grinsen auf, das auch ihren Mann einschloss, und entgegnete: »Allerdings, Ma'am. Allerdings.«

Die drei durchquerten die leere Eingangshalle. Das fünfzehnstöckige Gebäude hatte zwei Lifte, und als der Inder auf den Knopf drückte, ging sogleich eine der beiden Türen auf. Simon wäre lieber allein nach oben gefahren, aber das hätte bedeutet, dass er noch eine Weile warten hätte müssen, womit er Gefahr gelaufen wäre, von weiteren Bewohnern des Hauses gesehen zu werden. Und da er in Frankie Odoris nebenan liegendes Haus einzubrechen beabsichtigte, wollte er das möglichst vermeiden.

Also tat er das einzig Richtige. Er folgte dem indischen Paar in die Kabine und wartete, bis der Mann den Knopf für den achten Stock drückte. Immer noch lächelnd, vielleicht aus

Freude darüber, noch am Leben zu sein, fragte der Inder Simon, in welches Stockwerk er wollte. In seinem besten TexasSlang antwortete Simon. »In den zweiten«, und machte dem Inder die Freude, für ihn auf den Knopf drücken zu dürfen. Der Lift fuhr los.

Im zweiten Stock stieg Simon aus, und nachdem er den beiden Indern noch eine gute Nacht gewünscht hatte, blieb er so lange auf dem leeren Flur stehen, bis die Lifttür sich geschlossen hatte und der Lift sich wieder in Bewegung setzte. Dann erst sah er sich nach einem AUSGANG-Schild um. Als er zu seiner Linken eines entdeckte, ging er darauf zu und trat in ein enges Treppenhaus hinaus. Nachdem er die Tür leise wieder hinter sich geschlossen hatte, blieb er erst einmal geschlagene zwei Minuten vollkommen reglos stehen, um seine Augen an die Dunkelheit zu gewöhnen. Als er stumm bis hundertzwanzig gezählt und nichts gehört hatte, schlich er auf Zehenspitzen die Treppe nach unten.

Allerdings machte er nicht im Erdgeschoss, sondern erst im Keller halt. Auf der untersten Stufe blieb er stehen. Nichts zu hören. Simon setzte sich auf die Treppe und stellte die Pizza neben sich auf den Boden.

Der Hinterausgang des Kellers war nur ein paar Meter von Frankie Odoris Haus entfernt. Was Simon über dieses Haus und das Wohngebäude daneben wusste, hatte er in der Eile von Dag in Erfahrung gebracht, der seine Informationen wiederum von Jake Otto hatte, einem ehemaligen Polizisten, der sich inzwischen als Sicherheitsbeamter schlecht und recht durchs Leben schlug. Wie es unter ehemaligen Polizisten und insbesondere galt dies für geschasste, wie auch Jake Otto einer war - üblich war, hatte Jake nicht lange gefragt, weshalb Dag das alles so genau wissen wollte.

Double O, wie Dag Jake Otto nannte, hatte gerade für Spears Security gearbeitet, als die Firma die Türschlösser und Alarmanlagen in Frankie Odoris Haus und den beiden Luxuswohnanlagen daneben installiert hatte. Nach Teriko Ohtas Tod war Dag dann an Jake Otto herangetreten, ob er vielleicht etwas wusste, womit man Frankie den Mord hätte anhängen können. Doch Otto konnte ihm nicht mehr sagen, als dass Hollywood Frankie eine miese Ratte war, der noch eine verkrüppelte Kröte mit ihren eigenen Krücken

totgeschlagen hätte. Nach Ottos Auffassung hatte Frankie Teriko höchstwahrscheinlich aus dem Weg räumen lassen, um allen anderen, die ihm möglicherweise krumm kommen wollten, ein abschreckendes Beispiel zu geben.

Das war auch der Grund, weshalb Simon nicht wollte, dass Erica sich in seinen Einbruch in Frankies Haus mithereinziehen liess, ohne das Ganze vorher ausführlich mit ihm zu besprechen. Sie hatte nämlich Frankie angerufen, um ihn zu fragen, ob er in nächster Zeit mal wieder eine interessante Party wüsste. Für diesen Abend ginge es bei ihr allerdings nicht, weil sie schon einen Termin in Atlantic City hätte. Aber ansonsten hätte sie vor, noch ein paar Tage in New York zu verbringen, anstatt gleich nach Las Vegas zurückzukehren. Frankie erklärte, dass er von der Pokerrunde im Caribbean gehört hätte und nur zu gern daran teilgenommen hätte. Er wünschte Erica viel Glück dafür und sagte ihr, dass er für Freitag eine Runde einberufen hätte. Dazu wäre sie selbstverständlich wie immer herzlichst eingeladen. Heute abend hätte er bei sich zu Hause jedoch eine kleine Party. »Sehr, sehr intim, wenn Sie verstehen, was ich meine.« Nur er und vielleicht ein, zwei gute Freunde und ein paar heisse Ladys.

»Das wird eine anständige Orgie geben«, hatte Erica daraufhin Simon erzählt. »Sie werden sich ordentlich vollkoksen und mal wieder kräftig die Sau rauslassen. Jedenfalls heisst das, dass er heute nacht zu Hause ist. Willst du es trotzdem riskieren?«

»Mir bleibt wohl gar nichts anderes übrig. Alexis will nicht, dass ich ihm das Foto mit der Post zustellen lasse. Er soll es möglichst noch bekommen, solange Kasumi noch am Leben ist. Ausserdem glaubt sie, es würde Frankie einen gehörigen Schreck einjagen, wenn er feststellen muss, dass in seiner Wohnung wildfremde Menschen aus und ein gehen, wie es ihnen passt. Sie meint, das wäre genau die Art von psychologischer Kriegsführung, wie sich ihrer auch dergaijin bedient, einmal davon ausgehend, dass es diese mysteriöse Gestalt tatsächlich gibt. Jedenfalls möchte sie, dass Frankie schon mal einen Vorgeschmack darauf erhält. Im übrigen möchte ich, dass du dich künftig vorher mit mir absprichst, wenn du noch einmal so etwas tust ich meine,

wie dich in dieser Sache mit Frankie in Verbindung zu setzen. Es hätte mir gerade noch gefehlt, dass heute nacht etwas schiefgeht und er die ganze Sache mit dir in Zusammenhang bringt. Verstehst du?« Als Simon später Dag davon erzählte, pflichtete ihm dieser bei, dass Frankie ein mieses Aas wäre, der sich mit Vorliebe an Frauen abreagierte. Von dieser Sorte Leute liess man besser die Finger. Und zwar ein für allemal. Und damit basta.

Dann war da allerdings noch der zweite Job dieser Nacht, bei dem immerhin dreihunderttausend Dollar winkten. Dag hatte wieder einmal die Bekanntschaft eines Dienstmädchens gemacht. Diesmal handelte es sich um ein breithüftiges Mädchen aus El Salvador, die Concepción hiess und bei einem reichen französischen Bankier angestellt war, der in der East Seventyfourth Street wohnte. Concepción erzählte Dag, dass Monsieur ein passionierter Münzsammler war. Er hatte eben ein paar alte Pennies in seinen Besitz gebracht, die

ihrer Meinung nach ziemlich wertvoll sein mussten, da sich ihr Dienstherr immer etwas anstellte, wenn er sie hervorholte, um sie zu bewundern.

Concepción verriet Dag zwar nicht, was die Dinger wert waren, aber dafür Simon. »Fünf Riesen das Stück. Die Indianerköpfe von achtzehnhundertneunundfünfzig. Und er hat zwanzig davon. Jemand, den ich kenne, ein verdammt reicher Bursche, der zuviel Geld hat und zuwenig zu tun, möchte diese alten Pennies unter allen Umständen in seinen Besitz bringen. Unser Franzose sammelt übrigens auch noch Handschriften. Er hat zwei Briefe von Leonardo da Vinci, einen von Johann Sebastian Bach und ein Notenblatt von Händel. Zusammen sind diese paar Fetzen Papier gut und gern ihre zweihunderttausend Dollar wert. Ich habe einen Privatsammler an der Hand, der sich halb in die Hosen macht, an dieses Zeug heranzukommen und ohne dabei irgendwelche dummen Fragen zu stellen.«

An diesem Abend wohnten der Franzose und seine Frau im WaldorfAstoria einem Ball anlässlich des französischen Nationalfeiertags bei. Ihre drei Kinder besuchten ein Internat in der Schweiz, so dass nur ein Diener im Haus sein würde, der in der Regel ab zehn im Bett lag. Concepción

hatte an diesem Abend frei und beabsichtigte, ihn in einem Merengue-Club in Washington Heights zu verbringen.

Wer sollte als erster an die Reihe kommen? Frankie oder der Franzose? »Frankie«, sagte Simon zu Dag. »Erst möchte ich diese Sache hinter mich bringen. Das Foto abliefern und mich aus dem Staub machen. Ausserdem will ich dabei nicht den ganzen Kram des Franzosen mit mir rumschleppen. So etwas mache ich lieber ganz frei und ungehindert wie sonst auch.«

»Da wäre noch etwas, was dir vermutlich nicht gefallen wird«, warf Joe ein. »Ich finde, du solltest doch mit einem Fahrer arbeiten, auch wenn die beiden Häuser nur ein paar Blocks voneinander entfernt sind. Aber du weisst ja selbst, wie viele Leute einen manchmal zum falschen Zeitpunkt am falschen Ort sehen. Und wenn du einen Wagen nimmst, stehen die Chancen dafür wesentlich schlechter.«

Joe hatte selbstverständlich recht, und Simon folgte seinem Instinkt, der ihm sagte, auf den Italiener zu hören. Der einzige zuverlässige Fahrer, den Joe D'Agosta so kurzfristig auftreiben konnte, war Marsha, die Schwarze, mit der Simon letzte Woche zusammengearbeitet hatte, als er das Haus der Tuckermans ausgeräumt hatte. Marsha und ihr Dobermann. Wie sich herausstellen sollte, kannte sie sich in Manhattan ebenso gut aus wie auf Staten Island. Sie kam mit dem italienischen Essen, wie Simon sie gebeten hatte. Und sie war mehrmals um den Block gefahren, in dem Frankies Haus lag, ohne irgendwelche Aufmerksamkeits auf sich zu lenken. Währenddessen hatten sie der Reihe nach drei Frauen und einen Mann Frankies Haus betreten gesehen, was hiess, dass das Alarmsystem für Türen und Fenster ausser Betrieb war. In dieser Annahme wurde Simon zusätzlich bestätigt, als er beobachtete, wie im ersten Stock ein Fenster geöffnet wurde, ohne dass eine Alarmanlage losging.

In ihrem Wagen sitzend, der ausser Reichweite der Fernsehkameras abgestellt war, welche den Eingangsbereich von Frankies Haus überwachten, warteten sie auch auf jemanden, der das Wohnhaus rechts neben Frankies Haus betrat, wo der Türsteher um Mitternacht Dienstschluss hatte,

so dass sich ein Botenjunge mit Hilfe eines heimkehrenden Bewohners Zutritt zum Haus verschaffen konnte.

Im Keller nahm Simon seine Perücke, den falschen Schnurrbart, die Brille und das TShirt ab und stopfte alles zu dem Essen in die Plastiktüte. Dann tastete er auf dem Boden der Tüte, unter dem Knoblauchbrot und der in Alufolie verpackten Lasagne, nach einer schwarzen Wollmütze und einem langärmeligen, schwarzen Hemd. Er zog die Sachen an und holte dann noch eine Gesichtsmaske, zwei Funkgeräte und seinen Umhängebeutel aus der Tüte. Er öffnete den Beutel, entnahm ihm die Nachtsichtbrille, setzte sie auf und stellte sie für jedes Auge individuell ein.

Dann kamen die Funkgeräte an die Reihe. Das erste stellte er auf die Frequenz des Polizeifunks ein, die ihm Dag gesagt hatte, und befestigte es an seinem Gürtel. Mit dem anderen setzte er sich leise flüsternd mit Marsha in Verbindung. War bei ihr alles in Ordnung? Er bekam sie hervorragend herein ohne Rauschen. Sie hatte den Wagen ein paar Blocks weiter vor einer Galerie in der Madison Avenue abgestellt. Lange würde sie dort allerdings nicht mehr bleiben. Eben war ein Streifenwagen vorbeigefahren. Er hatte zwar nicht angehalten, aber doch seine Fahrt so weit verlangsamt, dass der Polizist hinterm Steuer sie ausgiebig in Augenschein zu nehmen Gelegenheit gehabt hatte.

Es war gut möglich, meinte Marsha, dass er noch einmal zurückkam, um sie einer eingehenderen Überprüfung zu unterziehen. Sie hatte immerhin die falsche Hautfarbe, um sich um diese späte Stunde in einem exklusiven Viertel wie diesem herumzutreiben. Vielleicht versuchte sie es in einer anderen Strasse, wenn sie nicht sogar zum Central Park rüberfuhr, der ja nicht allzu weit entfernt war. Jedenfalls würde sie ihr Bestes tun, nicht ausserhalb der Reichweite des Funkgeräts zu kommen. Simon bestärkte sie darin, auf Abstand zu gehen, und schaltete dann ab.

Simon befestigte auch das zweite Funkgerät an seinem Gürtel, streifte sich ein Paar Gummihandschuhe über und begutachtete dann seine Hände. Nicht der Anflug eines Zitterns. So war es richtig. Er konnte alles tun. Alles, was er wollte.

Aber jetzt an die Arbeit.

Er nahm die Tüte mit dem Essen und ging den Flur hinunter zum Waschkeller. Hinter ihm ertönte gedämpftes Hupen. Doch Simon drehte sich nicht um. Es kam aus der Garage. Laut Jake Otto trennten Keller und Garage zwei abgesperrte Türen. Wenn ein Hausbewohner seinen Wagen in der Garage abgestellt hatte, überprüfte ein Wärter über eine Fernsehüberwachungsanlage seine Identität, um ihm dann über einen elektrischen Türöffner die erste Tür aufzumachen. Um durch die zweite Tür und damit in den Keller und zum Lift zu kommen, musste der Betreffende eine spezielle Ausweiskarte in einen Schlitz neben der Tür stecken, worauf sich diese elektronisch entriegelte. Mit Hilfe dieses Systems wurde auch gleichzeitig festgehalten, wann genau die jeweilige Person das Gebäude betreten hatte. Grossartig, wenn eine Ehefrau wissen wollte, wann ihr Göttergatte wirklich nach Hause gekommen war.

Von der Garage zum Lift im Keller zu kommen, nahm höchstens ein paar Minuten in Anspruch. Mehr Zeit blieb Simon nicht, um die Tür zum Waschkeller aufzubekommen und von der Bildfläche zu verschwinden.

Er legte die letzten paar Meter zur Tür des Waschkellers laufend zurück, stellte die Tüte mit dem Essen ab und nahm das Türschloss unter die Lupe. Jake Otto hatte recht gehabt. Bei den Schlössern im Haus hatte die Hausverwaltung an allen Ecken und Enden gespart. Das hier war jedenfalls ein Witz, angesichts dessen sich einem unwillkürlich die Frage aufdrängte, wozu dieses Schloss überhaupt gut sein sollte. Jedenfalls stellte es für Simon nicht das geringste Problem dar.

Er nahm ein etwa fünfzehn Zentimeter langes Stück von einer Jalousie aus seinem Beutel, das er zwischen Tür und Rahmen zwängte, um damit das Schloss zurückschnappen zu lassen. Sekunden später stand er in dem stockdunklen Kellerraum, wo er dennoch alles so deutlich erkennen konnte wie am hellichten Tag. Er presste sich gegen die geschlossene Tür und lauschte auf das Geräusch der Metalltür zur Garage am Ende des Korridors. Binnen kurzem öffnete und schloss sie sich, und kurz darauf hörte Simon das Geräusch des nach oben entschwindenden Lifts.

Er atmete erleichtert auf. Nun war er zumindest wieder allein und unbeobachtet.

Er sah sich in dem Kellerraum um. In seiner Mitte war eine Reihe Holzbänke aufgestellt, und die Seitenwände säumten Waschmaschinen und Trockner. Es roch nach Waschmittel und elektrisch getrockneter Wäsche. Vor einem Zigarettensautomaten links vom Eingang waren auf ein paar Hockern mehrere Kopfkissenhüllen mit schmutziger Wäsche aufgetürmt. Simon trat auf die Waschmaschine neben dem Zigarettensautomaten zu, steckte die Tüte mit dem Essen hinein und schloss die Einfüllklappe. Er würde sie auf dem Rückweg wieder abholen.

Aber erst galt es noch, Hollywood Frankie einen Besuch abzustatten. Das bedeutete, dass er in erster Linie durch den Hinterausgang am anderen Ende des Waschkellers kommen musste. Diesmal hatte die Hausverwaltung etwas tiefer in die Tasche gegriffen. Die Tür war aus massivem Stahl und solid verankert, die Angeln innen. Nicht übel. Das Schloss vier Stahlbolzen, die sich in vier dafür vorgesehene Öffnungen im Türrahmen schoben hätte mit Sicherheit die meisten Eindringlinge von ihrem Vorhaben zurückschrecken lassen. Doch Simon musste nicht von draussen nach drinnen, sondern von drinnen nach draussen, und dazu musste er lediglich den Türknapf herumdrehen und die Tür aufdrücken. Natürlich, nachdem er sich der Alarmanlage angenommen hatte.

Er ging vor der Tür in die Hocke und tastete nach dem Kabel. Es verlief am Türrahmen entlang zum Boden und von dort entlang der Fussbodenleiste zu dem einzigen vergitterten Fenster des Raums. Eine Anlage zur Überwachung der Eingänge, komplett mit einer Glocke oder Sirene, Detektoren und einem Schaltkasten, und das alles irgendwo im Waschkeller verborgen. Er fand den Schaltkasten, wie Jake Otto ihm gesagt hatte, rechts neben der Tür etwas unterhalb der Decke, ausserhalb der Reichweite von Kindern, Tieren und Ganoven wie Simon.

Er stellte sich auf einen Hocker und nahm den Schaltkasten in Augenschein, ohne ihn zu berühren. Er kannte dieses Modell bereits zur Genüge und hätte es keinem auf seine Sicherheit bedachten Hausbesitzer empfohlen. Es verfügte

nämlich über einen simplen Kippschalter, der es jedem ermöglichte, die Anlage auszuschalten. Ausserdem war die Anlage für den Fall eines Stromausfalls nicht mit einer Batterie versehen.

Simon setzte die Alarmanlage also ausser Betrieb, indem er einfach den Schalter umlegte, stieg wieder von dem Hocker und stellte ihn beiseite. Er durfte nicht vergessen, die Anlage wieder einzuschalten, wenn er zurückkam. Dann öffnete er die Tür gerade so weit, dass er in die extrem heisse Nacht nach draussen gleiten konnte. Vor allem wegen der hohen Luftfeuchtigkeit war die Hitze fast unerträglich. Dann zog er die Tür, unverriegelt, wieder hinter sich zu.

Im Schutz der Dunkelheit stand er nun in einem schmalen Treppenschacht, um dem Summen der Moskitos zu lauschen und die Metalltreppe hochzuspähen, die zu einem betonierten Hinterhof führte. Darüber hinaus vernahm Simon noch ein willkommenes Geräusch das gedämpfte Summen Dutzender von Klimaanlage. Grossartig. Klimaanlage bedeuteten geschlossene Fenster und damit verringerte Risiken, gesehen oder gehört zu werden.

Simon schlich lautlos die Treppe hinauf, um, oben angelangt, erneut stehenzubleiben und sich umzuschauen. Herrlich, all diese dunklen Fenster ringsum. Nur hinter einem halben Dutzend Fenster brannte Licht, wobei bis auf eines davon vor allen Jalousien heruntergelassen waren. In Frankies Haus brannte im ersten, dritten und fünften Stock Licht. Es war ein fünfstückiger, neogeorgianischer Ziegelbau mit Balkonen und Flügelfenstern. Über einer zweieinhalb Meter hohen Ziegelmauer, die Frankies Haus von dem Wohnblock trennte, konnte Simon den hellen Lichtschein einer Flutlichtanlage erkennen, die laut Jake Ottos Angaben auf einen aussergewöhnlich schönen Garten gerichtet war. Frankie veranstaltete zu gern Gartenpartys, aber der intime Charakter der Festivitäten des heutigen Abends hatte es doch angeraten erscheinen lassen, sie um der erforderlichen Diskretion willen nach drinnen zu verlegen.

Simon sah zum Himmel hoch. Eine Unmenge von Sternen, zusammen mit einem halbvollen Mond, der mit den

gemächlich dahinziehenden Wolken Versteck spielte. Ein kleiner Fleck Mondschein konnte Simon jederzeit zum Verhängnis werden. Er musste von Schatten zu Schatten huschen und sich das Dunkel unmittelbar an den Gebäuden zunutze machen.

Aber jetzt an die Arbeit.

Er stellte die Nachtsichtbrille auf den stärkeren Lichteinfall ein und sprintete über den Hinterhof in eine dunkle Ecke zwischen Apartmenthaus und Mauer. Nachdem er sich vergewissert hatte, dass die Mauerkrone nicht mit Glassplittern besetzt war, sprang er mit hochgestreckten Armen hoch, so dass er mit beiden Händen den Mauerrand zu fassen bekam und sich vorsichtig so weit daran empor zog, bis er in den dahinter liegenden Garten spähen konnte. Nichts zu sehen. Aber aus Sicherheitsgründen hell ausgeleuchtet.

Simon vermied es möglichst, in die grellen Scheinwerfer zu sehen, die über zwei durch kunstvoll gearbeitete schmiedeeiserne Gitter geschützte Fenster im Erdgeschoss angebracht waren. Aber den Garten unterzog er einer eingehenden Überprüfung. Er war sorgfältig gepflegt und sehr reizvoll angelegt. In einer Ecke standen ein Gartentisch und zwei Stühle, in einer anderen ein Grill, und direkt unterhalb von Simon befand sich eine von Kletterpflanzen überwucherte Pergola. Frankie oder jemand, der für ihn den Garten machte, hatte offensichtlich eine glückliche Hand mit Pflanzen.

Mit Leichtigkeit zog Simon sich nun auf die Mauer hoch, wo er sich aufrichtete und wie ein Akrobat auf dem Hochseil nach links bewegte, bis er die Wand des Apartmenthauses erreichte, wo es direkt an Frankies Haus grenzte. Er sah zu zwei Balkonen hoch. Einer davon befand sich direkt über ihm, etwa einen Meter von ihm entfernt; dahinter tat sich eine Tür mit getönten Glasscheiben auf. Der andere Balkon war im zweiten Stock von Frankies Haus vor einem Flügelfenster angebracht; er war etwa anderthalb Meter von Simon entfernt. Beide Balkone hätte eigentlich für Einbrecher unerreichbar sein sollen, aber das würde sich ja gleich zeigen.

Simon fasste den ersten Balkon, der noch zum Wohnblock gehörte ins Auge, ging in die Hocke und schnellte dann in die Höhe. Er bekam den unteren Rand des Balkons zu fassen und liess erst eine Weile seinen Körper hin und her schwingen, bevor er sich zum Geländer des Balkons hochzog, so dass 'er nun den Balkon von Frankies Haus im Blick hatte. Er befand sich direkt vor ihm, aber in ziemlicher Entfernung. Wenn er ihn verfehlte, bedeutete das einen Sturz über zwei Stockwerke. Lieber erst gar nicht daran denken.

Er spannte sich zum Sprung, voll auf den Balkon vor sich konzentriert, die Arme seitlich von sich gestreckt. Und dann sprang er mit aller Kraft, die Arme weit noch vorn gerissen, in das Nichts hinaus, um mit unnachahmlicher Eleganz, von dem unbedingten Willen durchpult, den Balkon zu erreichen, durch die Luft zu schnellen. Er spürte, wie eine höhere Energieform von ihm Besitz ergriff, bis er tatsächlich der Falke im Hug war, von der Gefahr und dem damit verbundenen Nervenkitzel wie verzaubert, und dann bekamen beide Hände den unteren Rand des Balkons zu fassen, so dass sein Körper, ein L formend, über der Gartenbeleuchtung hin und her pendelte. Mein Gott, war er inzwischen aufgedreht. Aber er hatte sich fest im Griff. Jetzt konnte es losgehen.

Der Balkon war so winzig, dass kaum zwei Personen darauf Platz gefunden hätten. Simon zog sich hoch und kletterte über das kniehohes Geländer, dessen oberen Rand ein Blumenkasten mit Teerosen zierte. Und damit stand er direkt vor Frankies dunklem Büro. Jake Otto hatte wieder einmal recht gehabt. Keinerlei Alarmanlagen oder sonstige Sicherheitsvorkehrungen. Da das Bürofenster in zweiten Stock lag, hatte Frankie hier auf jegliche Sicherheitsvorkehrungen verzichten zu können geglaubt, zumal er ja auch immer ein paar seiner Leute um sich hatte, die sich eines Einbrechers notfalls hätten annehmen können. Er hatte seine Sicherheitsvorkehrungen deshalb auf eine Fernsehkamera über dem Eingang, die Flutlichtbeleuchtung im Garten und eine Alarmanlage für sämtliche Vorder- und Hintereingänge sowie alle Fenster im Erdgeschoss beschränkt. Alles weitere war reine Geldverschwendung.

Dank Erica wusste Simon auch, dass Frankie sich irgendwo anders im Haus mit einer der Teilnehmerinnen an seiner intimen, kleinen Party vergnügen würde und deshalb nicht noch spät in seinem Büro arbeiten würde. Für den Fall, dass jemand anderer sich im Büro aufgehalten hätte, hätte Simon das Foto mit der Nachricht seiner Mutter einfach auf dem Balkon deponiert. Doch nun entlockte ihm die Vorstellung, das Foto auf Frankies Schreibtisch, gegen sein Telefon gelehnt, zu hinterlassen, ein zufriedenes Grinsen.

Simon liebte nichts mehr als Flügelfenster, da es keine hundertprozentige Lösung gab, sie gegen Einbrecher abzusichern. Sie liessen sich in der Regel problemlos aufbekommen, wobei die Sache natürlich noch einfacher war, wenn das Fenster, wie in diesem Fall, nur angelehnt war.

Nachdem Simon sich noch einmal vergewissert hatte, dass niemand sich in dem dahinterliegenden Büro aufhielt, trat er auf das Fenster zu und drückte es vorsichtig auf. Er hob das Funkgerät für den Polizeifunk an sein Ohr, um zu überprüfen, ob kein stummer Alarm an das nächste Polizeirevier weitergeleitet wurde. Alles ruhig. Auf diesen Jake Otto war wirklich Verlass. Simon stellte das Funkgerät wieder ab, befestigte es an seinem Gürtel und stieg durch das Fenster in Frankies Büro.

Alles schön der Reihe nach. Zuerst galt es, den Fluchtweg offen zu halten. Simon drehte sich um und öffnete die beiden Fensterflügel, so weit es ging. Dann packte er einen Rattanstuhl und ging damit über den Parkettboden auf die Bürotür zu, um den Stuhl unter die Türklinke zu klemmen. Sollte Simon nun unerwarteten Besuch bekommen, blieb ihm noch genügend Zeit, um das Fenster zu erreichen.

Er wollte sich eben wieder von der Tür abwenden, als er eine Frau stöhnen hörte. Sie stöhnte nicht, weil sie Schmerzen hatte, oder zumindest nicht die Sorte von Schmerzen, über die zu beschweren sie Grund gehabt hätte. Das Stöhnen kam von einem Raum auf der anderen Seite des Flurs. Eine Männerstimme sagte: »Das gefällt dir wohl, was? Das macht dich so richtig an, wie?« Darauf eine Frauenstimme: »Bitte hör nicht auf; mach weiter.« Und dann sagte ein zweiter Mann etwas, das Simon nicht

verstehen konnte. Aber er hatte bereits genug gehört. Hollywood Frankie und seine Freunde waren bereits dabei, sich einen vergnüglichen Abend zu machen.

Simon hörte ein Summgeräusch, das von einem elektrischen Rasierapparat hätte herrühren können. Nur war das nicht der Fall. Erica hatte Simon erzählt, dass Frankie überall voller Stolz herumposaunte, wie hervorragend er sich auf alle möglichen Lustinstrumente verstünde wie Dildos, Vibratoren und diese Vaginalkugeln, wie man sie in Japan kaufen kann. »Na ja, jeder nach seiner Fassung«, dachte, Simon, während er, das Ohr gegen die Tür gepresst, weiter lauschte. Das Summen wurde lauter und höher, und eine Frau stiess her

vor: »O Gott, o mein Gott ...« Und eine Männerstimme sagte: »So ist es schön, Kleine, nur weiter so.« Wenn in dem Raum ein Rauchalarm ausgelöst worden wäre, hätte Simon das keineswegs sonderlich verwundert.

Simon wandte sich von der Tür ab, um das Büro in Augenschein zu nehmen. Verdammt gross. Und dazu superteuer eingerichtet. Erlesene Rattanmöbel, chinesische Rollbilder, japanische Wandschirme, Kamin, nussbaumvertäfelte Wände, japanische Vasen, chinesische Figuren. Der honigfarbene Parkettboden glänzte, als wäre er erst vor Minuten gebohnt worden. Darüber hinaus war noch ausreichend Platz für zwei Schreibtische, einen Computer, Telex, einen Fernseher mit grossem Bildschirm und eine extrem teure Stereoanlage. In einer Ecke sah Simon neben ein paar Aktenschränken ein Standfahrrad und einen PunchingBall. Und nicht zu vergessen die drei verschiedenen Telefone. Ganz nach Frankies Devise: nur das Feinste vom Feinen.

Simon trat auf einen schwarzen Schreibtisch in der Nähe des Computers und des Telex zu. Frankies Arbeitsplatz. Komplett mit ein paar gerahmten Fotos von sich selbst und einem ungewöhnlichen Briefbeschwerer, einer Schildkröte aus Stein mit den Initialen F. O. Simon holte das Foto von Kasumi und ihrem Mann aus seiner Umhängetasche und klemmte es einer Snoopyfigur auf einem der Telefone unter den Arm. Den unbeschrifteten, weissen Umschlag, der die

Nachricht seiner Mutter enthielt, lehnte er gegen Snoopys Knie. Mal sehen, ob unser guter Frankie Spass verstand. War Rupert de Jongh noch am Leben? Entweder bekommen wir schon sehr bald eine Antwort auf diese Frage oder nie. Jedenfalls würde Simon ab heute abend endlich Gewissheit erlangen, was die leidige Frage nach Mr. De Jonghs Existenz betraf. Ab heute abend konnte Alexis endlich allein für Wahrheit, Gerechtigkeit und ihre Vorstellung von Amerika kämpfen.

Simon liess seine Blicke über Frankies Schreibtisch wandern. Alles ordentlich aufgeräumt. Akten, ein paar getippte Seiten, Fotos, Nachschlagewerke. Ein Platz für alles und alles an seinem Platz. Die Japaner machten sich über die verrücktesten Dinge detaillierte Aufzeichnungen. Ganz gleich, ob das Ganze nun wichtig war oder nicht sie schrieben alles auf. Kein anderes Volk nahm es diesbezüglich so genau. Auch Paul Anami huldigte dieser Marotte. Joe D'Angosta hatte Simon von yakuza erzählt, die in Amerika festgenommen worden waren und seitenweise detaillierte Unterlagen über ihre Drogen und ihre Barschaft, ihre Spesen, ihre Richtlinien für Verhandlungen mit Geschäftspartnern und für den Fall, dass sie mit den Behörden Schwierigkeiten bekommen sollten, mit sich herumgetragen hatten.

Dazu gehörten auch Frankies Tonbandaufzeichnungen seiner Telefonate. Simon fand die Kassetten in einer Box zwischen dem SnoopyTelefon und einem regulären Apparat. Die Box fasste fünfzig Kassetten und enthielt auch eine genaue Liste der darauf aufgezeichneten Gespräche. Zeit für einen kleinen Tausch. Simon holte zwei Packungen mit jeweils sechs unbespielten Kassetten aus seinem Beutel, die er auspackte, um sie gegen ein paar von Frankies auszutauschen. Er griff nach der Box und öffnete sie.

Jede der Kassetten befand sich noch in ihrem eigenen Behälter, auf dessen Rücken ein Datum vermerkt war. Simon sah sich die Liste an. Na, wer sagt's denn? Dreiundvierzig Kassetten, die Namen der jeweiligen Gesprächspartner in japanisch und englisch genauestens aufgezeichnet. Erstaunt hoben sich unter der Nachtsichtbrille Simons Augenbrauen. Sieh mal einer an.

Allein während der letzten zwei Tage drei Anrufe von keinem geringeren als unserem guten, alten Bekannten aus Hawaii, Raymond Manoa. Simon kannte ihn nur vom Hörensagen. Aber was das für ein Hörensagen war. Manoa, der erklärte Liebling der Medien, das selbsternannte Kind der Erde, der entschlossene Streiter für Recht und Ordnung, der im Zuge seines gerechten Kampfs schon so manchem Zeitgenossen das Lebenslicht ausgeblasen hatte. Ein verdammt ungemütlicher Bursche, der einem gleich ein Loch zwischen die Rippen verpasste, wenn man ihn nur mal komisch ansah. Und wenn nun Hollywood Frankie ein dicker Fisch innerhalb der japanischen Unterwelt war, als was stempelte dies dann Raymond Manoa ab? Zumindest einiges deutete jedenfalls darauf hin, dass unser vorbildlicher, heldenhafter Hüter des Gesetzes in den Diensten der yakuza stand. Es war natürlich nicht auszuschliessen, dass Manoa nur angerufen hatte, um sich zu beschweren, dass Frankie ein paar seiner Urlaubsfotos versaut hatte, aber das hielt Simon nun doch eher für unwahrscheinlich. Jedenfalls konnten diese Tonbänder Hawaiis Musterpolizisten sehr gut Kopf und Kragen kosten. Der Umstand, dass Manoas Name auf der Liste mit den Telefonaten stand, veranlasste Simon, die zwölf jüngsten Bänder an sich zu nehmen. Nummer 31 bis 43. Er zog sie aus der Box, nahm sie aus ihren Behältern und ersetzte sie durch die mitgebrachten unbespielten Kassetten. Er streckte sie in die Box zurück und liess Frankies Bänder in seinen Beutel wandern. Mit ein bisschen Glück würde Frankie den Verlust seiner Kassetten erst in ein paar Wochen bemerken. Zeit, sich aus dem Staub zu machen.

Simon liess ein letztes Mal seine Blicke über den Schreibtisch wandern. Er durfte nichts vergessen. Er schickte sich eben zum Gehen an, als er etwas sah, das ihn mitten in der Bewegung erstarren liess. Bis dahin hatte er sich voll und ganz auf den Austausch der Kassetten konzentriert und sich dabei grösster Eile befleissigt, damit er es noch rechtzeitig zur Wohnung des Franzosen schaffte, bevor Madame und Monsieur nach Hause kamen. Er war so mit den Kassetten beschäftigt gewesen, dass er gar nicht auf die Fotos geachtet hatte, die auf dem Schreibtisch

herumlagen. Dies galt vor allem für eine 18 x 24 Hochglanzvergrößerung, die auf einem der Aktenordner lag. Es handelte sich dabei nämlich um eine Aufnahme von Molly January. Dieses Foto hier zu sehen, liess unwillkürlich ein ungutes Gefühl in Simon aufsteigen. Ein sehr ungutes Gefühl sogar.

Er stellte die Nachtsichtbrille heller ein und griff dann nach Molly s Foto. Unverkennbar Ericas kleine Schwester mit ihrer üppigen, blonden Löwenmähne, den makellos weissen Zähnen, den leicht geöffneten, feuchten Lippen. Der Typ Frau, nach dem japanische Männer verrückt waren. Auf der Rückseite des Fotos waren Angaben zur Person sowie ihre Kleidergrösse vermerkt. Die Angaben zur Person waren von hinten bis vorne unrichtig, aber das war nun mal Molly. Sie hatte sich da einen Lebenslauf zusammenfabuliert, der sie als eine zweite Liza Minelli ausgab. Nun leitete Frankie jedoch weder eine Künstleragentur noch war er Filmproduzent. Er war vielmehr yakuza, weshalb dieses Foto von Molly January nur aus einem Grund hier auf seinem Schreibtisch liegen konnte. Mit einem Gefühl wachsender Besorgnis legte Simon das Foto beiseite und griff nach dem Ordner. Er schlug ihn auf.

Das durfte doch nicht wahr sein.

Sein Blick fiel auf ein Foto von Erica, das vor wenigen Monaten anlässlich ihrer Teilnahme an der World Series of Poker in Las Vegas aufgenommen worden war. Als existierten all die Zuschauer, die unzähligen Fotografen gar nicht, war Erica in ihrer unnahbaren Schönheit voll und ganz auf ihr Blatt und den Spieltisch vor ihr konzentriert. Simon blätterte weiter. Es sollte noch dicker kommen. Die nun folgenden Seiten enthielten umfangreiche Informationen zu seiner Person. Über seine Dienstzeit in Vietnam, seine Privat und Geschäftsadresse in Hawaii und Manhattan. Verdammt gründlich.

Des weiteren detaillierte Angaben über Molly, Erica und seine Mutter. Alexis war eine eigene, ordentlich beschriftete Seite gewidmet, an die eine Zellophanhülle mit einem Foto von ihr geheftet war, das dem Waschzettel ihres Buches über Codes und ihre Entschlüsselung entnommen war. Beim Blättern fiel ein Zettel aus dem Ordner. Simon bückte sich,

um ihn vom Boden aufzuheben und zuckte unwillkürlich zusammen, als er die Adresse von Joe D'Agostas Münzladen in Queens darauf vermerkt fand. Simon richtete sich wieder auf und blätterte weiter. Er stiess auf einen Prospekt seines FitnessCenters in Hawaii; sein Foto war mit rotem Filzstift eingekreist. Ausserdem war auf den Prospekt der Name Nora Bart, eine Flugnummer und das Datum des Vortags geschrieben. Zum erstenmal seit Jahren war Simon wieder so richtig mulmig zumute.

Er klappte den Ordner wieder zu und legte ihn zusammen mit Mollys Foto auf seinen alten Platz zurück. Wie zum Teufel war es denen nur gelungen, ihn und Molly ausfindig zu machen? Wie? Warum sie nach ihm gesucht hatten, wusste er natürlich. Die yakuza wollten den Tod des Mannes rächen, den Simon in Tokio getötet hatte; genau wie Paul Anami ihm prophezeit hatte. Sie werden keine Ruhe geben, bis die Sache nicht bereinigt ist, und zwar auf ihre Art bereinigt.

Mollys Foto und die Akte auf Frankies Schreibtisch liessen daran nicht den geringsten Zweifel. Frankie hatte also einen Paten, einen mächtigen Mann in der Unterwelt, wie Dag immer behauptet hatte. Und indem er Molly befreit hatte, war Simon, ohne es zu wissen, diesem Paten in die Quere gekommen. Frankies Pate war ausserdem der gaijin, der alte Mann, der selbst nach vierzig Jahren Alexis noch immer töten wollte. Der Mann, von dem sie als einzige glaubte, dass er noch am Leben war.

Alexis hatte also die ganze Zeit recht gehabt, während Simon sie nur gelangweilt belächelt hatte. Er hatte sie schmähsch im Stich gelassen, als sie dringendst auf seine Unterstützung angewiesen gewesen war; mit dieser bitteren Erkenntnis würde er nun bis ans Ende seiner Tage leben müssen. Indem Simon damals in Tokio diesen Japaner umgebracht hatte, der Mollys Angaben zufolge eine höhere Stellung innerhalb der yakuza-Organisation eingenommen hatte, hatte er den gaijin auf die Fährte seiner Mutter gebracht. Das stand alles schwarz auf weiss in dem Ordner auf Frankies Schreibtisch.

Simon steckte Alexis' Nachricht und das Foto von Kasumi wieder in seinen Beutel zurück. Die yakuza wussten bereits,

wo sie seine Mutter finden würden. Es hätte keinen Sinn gehabt, ihnen die Sache noch einfacher zu machen. Von jetzt an würden er und Alexis diese Sache gemeinsam in die Hand nehmen. Andere Leute umzubringen war etwas, womit er eigentlich nach Vietnam ein für allemal Schluss gemacht zu haben glaubte, aber wenn es galt, seiner Mutter das Leben zu retten, dann würde er eben wieder damit anfangen müssen.

Alexis, Kasumi und Rupert de Jongh. Zwei Frauen und ein Mann, durch Schuldgefühle, Verpflichtungen und Hass an die Vergangenheit gekettet eine Vergangenheit, die sie weder ein zweites Mal zu durchleben noch endgültig hinter sich zu lassen vermochten. Und ob ihm das nun passte oder nicht, war Simon plötzlich ebenfalls in diese Geschichte hineingezogen worden.

Um sich wieder etwas zu beruhigen, begann er in tiefen Zügen zu atmen, um schliesslich, wieder etwas ruhiger, seine Blicke suchend über Frankies Schreibtisch wandern zu lassen. Wonach hielt er Ausschau? Das würde er wissen, sobald er es gefunden hatte. Drei gerahmte Fotos neben einer schlanken Vase mit ein paar Teerosen zogen seinen Blick auf sich. Auf einem davon war eine junge, hübsche japanische Frau in einem Kimono abgebildet, die ihre Arme um die Schultern zweier kleiner Jungen gelegt hatte. Sie hätte Frankies Frau sein können. Joe hatte auch etwas von einer Frau in Japan erzählt, wobei Frankie nicht der Mann war, der diese Ehe sonderlich ernst genommen hätte. Frankies Absicht zu diesem Thema hatte schon immer gelaute: Ich bin nicht verheiratet; nur meine Frau ist verheiratet.

Das zweite Foto. Dieselben beiden kleinen Jungen, beide in Schuluniform, sassen in einem von Mauern umschlossenen Garten an einem Zierbecken. Über ihnen stand ein Mann in Holzsandalen und Kimono und reichte ihnen Brotstücke, damit die Jungen die Karpfen füttern konnten, die an den Rand des Beckens gekommen waren, um den beiden aus der Hand zu fressen. Der Mann war ein zierlicher, weisshaariger Weissler.

Drittes Foto. Es war schon vor geraumer Zeit in einem Atelier aufgenommen worden, als Frankie vielleicht gerade

zwanzig geworden war. Frankie war darauf im Baseballdress zu sehen; über der Schulter trug er einen Baseballschläger. Er wurde von zwei Männern flankiert, einem Japaner und einem Weissen. Beide Männer trugen Kimonos. Aller Wahrscheinlichkeit nach dürfte der ältere Japaner Frankies Vater gewesen sein. Der Weisse, übrigens derselbe Mann, der den Jungen Brot zum Füttern der Fische gegeben hatte, war offensichtlich ein enger Freund der Familie. Das also war Rupert de Jongh. Der gaijin. Hollywood Frankies mysteriöser Pate. Simon nahm das Foto mit de Jongh und Frankies Söhnen und steckte es in seinen Beutel. Anhand dieser Aufnahme würde Alexis de Jonghs Identität leichter bestimmen können als mit Hilfe des Fotos aus Frankies Jugend.

Alexis. Er musste sie unverzüglich warnen. Und sich bei ihr entschuldigen. Auch Joe und Erica musste er warnen. Von hier aus war das jedoch nicht möglich. Das Telefon in Frankies Büro zu benutzen, wäre glattem Selbstmord gleichgekommen. Er musste zu einer Telefonzelle, und zwar rasch.

Er stürzte an die Bürotür, um den Stuhl an seinen alten Platz zurückzustellen. Dann stieg er durch das Fenster auf den Balkon hinaus und zog das Fenster wieder wie zuvor zu. Und jetzt erst kam es ihm. Er wurde beschattet. Möglicherweise nicht gerade in diesem Augenblick, aber Frankies Leute hatten eindeutig ein Auge auf ihn geworfen. Welchem Zweck hätten die Daten in Frankies Ordner sonst dienen sollen? Die Adressen von Simons Wohnung und Fitness-Center. Sie wussten haargenau, wo er sich fast jede Minute aufhielt. Ob sie ihm hierher gefolgt waren? Das bezweifelte er.

Er war die acht Blocks von seiner Wohnung in der Columbus Avenue zu einem gut besuchten Restaurant am Broadway zu Fuss gegangen und war dort unverzüglich in der Herrentoilette verschwunden. Als er sie wieder verliess, trug er die Perücke, das T-Shirt, den angeklebten Schnurrbart und die altmodische Nickelbrille eines in die Jahre gekommenen Hippies, der sich sein Brot als Pizza-Ausfahrer verdiente. Danach hatte er ein Taxi zum South Street Seaport genommen, wo er in dem dichten Strom von

Passanten vor den zahlreichen Läden und Lokalen untergetaucht war. Zu dem für sein Treffen mit Marsha vereinbarten Zeitpunkt war er dann wieder zu Fuss mehrere Blocks zu einem verlassenem Pier gegangen, wo sie in ihrem Wagen wartete. Unterwegs hatte er sich ständig vergewissert, dass ihm niemand folgte. So vorsichtig ging er übrigens bei jedem Job vor.

Was den Einbruch bei Monsieur betraf, so würde er das auf später verschieben. Im Augenblick zählte nur noch, möglichst schnell eine Telefonzelle zu finden.

Auf dem Balkon nahm Simon das zweite Funkgerät von seinem Gürtel und setzte sich mit Marsha in Verbindung, um ihr mitzuteilen, sie solle in zehn Minuten mit laufendem Motor vor dem Eingang des Apartmenthauses auf ihn warten. Dass der zweite Job gestrichen wurde, sagte er ihr nicht. Dafür würde ihm noch genügend Zeit bleiben, sobald er bei ihr im Wagen sass.

Er sah von Frankies Balkon zu dem Balkon des Apartmenthauses. Die Entfernung erschien ihm mit einem Mal grösser als beim erstenmal. Und er wusste auch den Grund hierfür. Zum erstenmal, seit er in der Banzai Pipeline fast ums Leben gekommen wäre, fühlte er sich wieder bedroht, spürte er, wie seine Energie nachliess und statt dessen etwas Schreckliches sich in seinem Denken breitmachte. Er hatte Angst zu springen.

Der Mond war gerade hinter einer Wolke hervorgekommen. Sein silberner Schein fiel sanft auf den dunklen Balkon von Frankies Haus. Auf Simon. Er schauderte.

Er dachte an seine Mutter. Und er rief sich John Kanna ins Gedächtnis zurück.

Und an diesem Punkt schloss er schliesslich die Augen, um sich auf Mikkyo zu konzentrieren, auf die Kraft von kuji no in, auf die Kraft der neun Zeichen. Er entschied sich für To, das zweite Zeichen, das seinen Körper mit neuer Energie durchfluten und seine Wahrnehmung schärfen würde. Er legte seine Handflächen aneinander, die Mittelfinger über die gestreckten Zeigefinger gekrümmt, die anderen Finger ineinander verschränkt. Mit seinen ineinander verschlungenen Händen zeichnete er nun fünf horizontale

und vier vertikale Linien in die Luft, atmete dabei tief durch und schlug die Augen wieder auf.

Er stieg über das Balkongeländer und machte sich, vollkommen ruhig, mit seitlich ausgestreckten Armen sprungbereit.

Wenige Augenblicke später ging er in die Hocke und schnellte durch die Luft auf den anderen Balkon zu.

Queens • August 1983

Joe D'Agosta hatte eben die letzte Note von Samuel Barbers Adagio für Violine gespielt und wandte sich nun Molly January zu, die auf dem Sofa im Hinterzimmer seines Münzladens eingeschlafen war. Während er noch, die Violine in der einen, den Bogen in der anderen Hand, vor dem Notenständer stand, dachte er erst, sie täte nur so, als hätte sein Spiel sie einschlafen lassen. Noch vor einer Minute hatte sie gesagt: »Sie spielen aber gut«, und hatte dabei Tränen in den Augen gehabt. Die Objektivität und scharfe Beobachtungsgabe des ehemaligen Polizisten hatte ihm gesagt, dass sie ihm nichts vormachte. Sein Spiel hatte ihr wirklich gefallen, was D'Agosta mit nicht geringer Zufriedenheit erfüllte.

Seit Lorraine hatte er niemandem mehr etwas vorgespielt; und das lag nun schon vier Jahre zurück. Die gute, alte Lorraine. Sie war auf demselben Sofa gesessen, in demselben Raum, und hatte ihm zu verstehen gegeben, sie wäre nun sechsendreissig Jahre alt, womit ihre biologische Uhr kurz vor dem Ablaufen wäre, und wollte deshalb Kinder haben, und zwar zusammen mit einem Ehemann, der ihr nicht nur leihweise gehörte. Nachdem sie ihm ihr Ultimatum gestellt hatte, hatte sie kettenrauchend einem zugleich unschlüssigen und besorgten D'Agosta zugehört, wie er auf seiner Geige ein russisches Lied spielte und dabei von der fixen Idee besessen war, die Musik könnte die verfahrenere Situation schon wieder irgendwie geradebiegen, damit Lorraine ihm unter seinen Bedingungen erhalten blieb. Doch als das Lied zu Ende war, war Lorraine mit Tränen in den Augen, doch ohne ein einziges Wort des

Abschieds, aus dem Laden gegangen. Danach hatte Joe mehr denn je vor der Einsamkeit in sich selbst Angst bekommen.

D'Agosta beobachtete, wie Mollys Atem langsamer ging, ihre Brust sich hob und senkte nein, sie machte ihm nichts vor. Sie war tatsächlich eingeschlafen. Er sah auf seine Uhr; Mitternacht war längst vorüber. Kein Wunder, dass sie eingenickt war.

Simon mochte ja seine Probleme mit Miss January gehabt haben, wohingegen man das von Dag nicht hätte behaupten können. Unter ihren falschen Wimpern, dem modischen Firlefanz, die sie trug, und ihren Starallüren war Molly ein bezauberndes junges Ding. Bevor er an diesem Abend zu kochen begonnen hatte, hatte sie ihn irgendwie herumgekriegt, sich von ihr das Haar schneiden und fönen zu lassen. Das Ergebnis hatte ihn dann sichtlich erstaunt. Wenn er es auch nicht gerade mit Robert Redford hätte aufnehmen können, schien er immerhin doch mehr Haare auf dem Kopf zu haben, als er tatsächlich hatte.

Molly hatte viel gelacht über seine Witze und aufmerksam seinen Erzählungen über seine Zeit bei der Polizei gelauscht, so dass er sich danach gewaltig anstrengte, ein anständiges Abendessen aufzufahren. Es gab gebratenes Hähnchen in Estragonsoße mit Kartoffelbrei und Apfelkompott und Bohnen und zum Nachtsch eine Fruchtcreme mit Biskuit. »Schmeckt grossartig«, bemerkt Molly zwischen zwei Bissen anerkennend. »Schmeckt wirklich grossartig.« Genauer gesagt, fühlte Dag sich in Mollys Gegenwart so gut wie schon lange nicht mehr. Und sie war so atemberaubend schön, dass es richtig wehtat, sie nur anzuschauen. In dieser Rumpelkammer von einem Laden war Molly January die zur Erde herabgestiegene Sonne, eine Erinnerung an die Wünsche und Hoffnungen, denen Joe D'Agosta längst entsagt hatte. Sie war in dem Alter, in dem man die meiste Zeit in der Zukunft verbrachte. Vielleicht war das der Grund, weshalb sie ihn so stark an Teriko erinnerte. Molly behauptete, D'Agosta erinnerte sie an einen Pinguin, was aber vollkommen in Ordnung wäre, weil sie nämlich Pinguine schon immer gemocht hätte.

Er legte die Violine in den Geigenkasten und trug ihn zu einem kleinen Schrank neben dem Bad. Nachdem er den Geigenkasten darin verstaut hatte, nahm er einen Mantel und zwei Jacketts von der Kleiderstange, so dass diese nun leer war. Er warf den Mantel und die Jacken zu seinen restlichen Sachen auf den Schreibtisch. Damit konnte Molly nun frei über den Schrank verfügen, wenn sie ihre Sache auspackte. Ihre zwei Koffer lagen zusammen mit einer Umhängetasche neben Dags Cecil-B.-DeMille-Regiestuhl auf dem Boden. Genau an der Stelle, wo er sie vor mehreren Stunden abgestellt hatte. Ericas kleine Schwester war nicht gerade ein Organisationstalent.

D'Agosta nahm eine Decke von dem Stuhl und breitete sie über die schlafende Molly. Sie trug noch immer ihren blauen Overall, Goldlamesandalen und eine türkise Halskette mit Plastikkugeln von der Grösse von Tischtennisbällen. Es hätte keinen Sinn gehabt, sie zu wecken. Er stellte den Ventilator auf dem Schreibtisch auf die niedrigste Stufe und richtete ihn auf das Sofa. Das wäre alles, was ich an Klimaanlage zu bieten habe, Kleine. Tut mir leid.

Dann trug Dag den Fernseher und den Telefonhacker in den Laden, wo er bereits ein Feldbett für sich aufgestellt hatte. Nachdem er den Hacker vor das Telefon neben der Ladenkasse geschaltet hatte, stellte er den Fernseher auf eine Glasvitrine und steckte ihn mit Hilfe eines Verlängerungskabels an. Dann schaltete er den Apparat ein und machte eine Weile an der Antenne herum, bis er einen einigermaßen passablen Empfang hereinbekam. Er sah sich einen alten Columbo-Film an. Peter Falk mit seinem zerknitterten Regenmantel. Etwas, um die Zeit totzuschlagen, bis Simon sich meldete. D'Agosta konnte es gar nicht erwarten, die alten Pennies des Franzosen unter die Finger zu bekommen.

Er drehte den Fernseher leise und schlich auf Zehenspitzen durch das Hinterzimmer in sein Schlafzimmer, wo er die Tür hinter sich zuzog. Er zog sich bis auf Unterhemd, Unterhose und Socken aus, nahm seinen Frotteebademantel vom Türhaken und schlüpfte hinein. Danach putzte er sich die Zähne und verbrachte ein paar Minuten vor dem

Spiegel, um seine neue Frisur zu bewundern. Er dachte, vielleicht sollte ich mir besser einen Plastikschoßbezug überziehen, um meine neue Frisur zu schonen.

Unglaublich, wie es zwischen ihm und Molly gefunkt hatte. Dabei war D'Agosta alt genug, um ihr Vater sein zu können. Und sie sollte angeblich ungenießbar sein. Simon hatte ihn in der Erwartung bestärkt, sich da auf ein verdammt ausgekochtes Luder eingelassen zu haben. Statt dessen hatte sich Molly als eine richtig frische Brise entpuppt, ein aufgewecktes, junges Ding, das gern herumalberte und keineswegs so dämlich war, wie ihn alle glauben machen wollten.

Was hatte sie nicht zu ihm gesagt, als sie in seinem Kombi gerade über die Fiftyninth-Street-Brücke gefahren waren?

»Nichts für ungut, aber hinter dieser Geschäftsmannfassade Ihres Freundes Simon Bendor steckt doch mehr, als man ursprünglich denken könnte. Die Tatsache, dass er ein paar Fitness-Center leitet, dürfte doch wohl kaum die ganze Wahrheit sein. Oder wie würden Sie sich das sonst erklären? Ich meine, er kommt eben mal kurz nach Japan und haut mich da raus. Das sieht doch nicht gerade nach einem stinknormalen Geschäftsmann aus, wenn Sie verstehen, was ich meine? Ich finde, dass er manchmal einfach zu cool tut - so, als ob er etwas zu verbergen hätte. Wie haben Sie beide sich eigentlich kennengelernt?«

»Durch einen gemeinsamen Bekannten, einen gewissen Matty, der zusammen mit Simon in Vietnam war. Sie gehörten beide einer Spezialeinheit an, die für die CIA arbeitete. Matty ist im gleichen Viertel wie ich gross geworden; wir kannten uns schon von klein auf. Manchmal hat er ein bisschen über die Stränge geschlagen, aber im Grunde genommen ein netter Kerl. Ausserdem kann man, glaube ich, wohl sagen, dass ich Simon dabei behilflich war, seine Fitness-Center zu finanzieren.«

»Ach, Sie meinen, Sie haben ihn mit Leuten bekannt gemacht, die Geld hatten?«

D'Agosta musste gleichzeitig lachen und schlucken. »Ja, genau das habe ich getan. Ich habe ihn mit Leuten bekanntgemacht, die Geld hatten.«

Nicht anders hat es sich mit Matty verhalten, dachte Dag, bis er eines Nachts auf einem schneebedeckten Mauervorsprung eines Hotels ausglitt und mit gestohlenem Schmuck im Wert von sechshunderttausend Dollar in seinem Umhängebeutel aus dem fünfundzwanzigsten Stock zu Tode stürzte.

Inzwischen hatte Dag es sich mit einer Tasse Espresso vor dem Fernseher gemütlich gemacht, wo Lieutenant Columbo gerade in seinem unverkennbaren Gang einen leuchtend blauen Bel-Air-Swimmingpool entlanglatschte. D'Agosta trug neue Pantoffeln, die Molly ihm gekauft hatte, als sie Essen einkaufen gewesen waren. Für sich selbst hatte sie ein paar Kosmetika, einen Fön und ein T-Shirt mit der Aufschrift >Das Leben ist hart, und dann stirbst du< erstanden. Sie hatte ihm die Pantoffeln regelrecht aufgedrängt, und zwar mit der Begründung, dass man nie genügend Handschuhe oder Pantoffeln haben könnte, da man sie ständig irgendwo verlegte oder verlöre. Er hatte nicht gewagt, ihr zu gestehen, dass er schon seit Jahren nicht ein einziges Paar Pantoffeln besessen hatte. Und die Dinger waren wirklich bequem. Seinen Zehen ging es so gut, dass sie am liebsten für seine Füße eine Party geschmissen hätten.

Columbos Probleme erinnerten D'Agosta an etwas, das Molly beim Abendessen gesagt hatte. Offensichtlich hatte Simon in Japan jemanden umgelegt. Einen Kerl, der zu den yakuza gehörte. Simon hatte D'Agosta nichts davon erzählt, wobei es zwischen ihnen auch keineswegs üblich war, sich des langen und breiten darüber auszulassen, was jeder von ihnen über ihre >berufliche< Zusammenarbeit hinaus sonst noch alles trieb. Es gab manchmal Zeiten, wo sie sich oft Monate lang nicht sahen oder miteinander telefonierten. Beide die geborenen Einzelgänger, unterlag ihre Freundschaft nicht unbedingt den gängigen Vorstellungen und hatte vielleicht auch gerade deswegen so lange Bestand, weil jeder seine eigenen Wege gehen konnte, ohne sich dem anderen verpflichtet oder durch ihn eingeschränkt fühlen zu müssen.

Wenn tatsächlich stimmte, was Molly über diesen Zwischenfall in Japan erzählte, dann war sie nicht die

einzigste, die sich in acht zu nehmen hatte. D'Agosta wäre lieber gewesen, Simon hätte ihm erzählt, dass er diesen yakuza kaltgemacht hatte. Es war immer besser, über derlei Dinge Bescheid zu wissen.

Für den nächsten Tag hatte D'Agosta vor, den Laden schon früh dichtzumachen und mit Molly ans Meer zu fahren und vielleicht irgendwo an einem schönen Restaurant haltzumachen, wo sie eine gute französische Zwiebelsuppe, Krabben und einen anständigen Beaujolais bekamen. Molly freute sich schon riesig auf diesen Ausflug; immerhin hatte sie während der letzten Woche keinen Schritt vor Simons Wohnungstür gesetzt und war schon ganz wespig geworden. Dieser tote yakuza in Simons Kielwasser veranlasste D'Agosta, sicherheitshalber schon mal seine Smith & Wesson hervorzuholen, um sie auf den morgigen Ausflug mit Molly mitzunehmen. Es war besser, auf Nummer Sicher zu gehen.

D'Agosta erhob sich noch einmal von seinem Feldbett, um einen Blick ins Hinterzimmer zu werfen. Molly schlief noch immer. Behutsam zog D'Agosta die Tür wieder zu und liess das Licht brennen, wie Erica ihm gesagt hatte. >Machen Sie sich auf etwas gefasst<, hatte Erica ihn gewarnt. Molly hat vielleicht einen Alptraum; sie hatte diese Geschichte in Tokio noch keineswegs verdaut, zumal sie sich auch beharrlich weigerte, einen Psychotherapeuten aufzusuchen. Molly hatte es einfach satt, gesagt zu bekommen, sie wäre nicht glücklich und sollte nicht mehr länger die Augen vor den Realitäten des Lebens verschliessen und sich statt dessen lieber an die Lösung ihrer inneren Konflikte machen. Denselben Quatsch hatte sie bisher von jedem Therapeuten zu hören bekommen, den sie aufgesucht hatte, und damit sollte nun endlich ein für allemal genug sein. D'Agostas Meinung dazu lautete: Tu einfach, was du für richtig findest, und lass dir von niemandem dreinreden.

Der Münzhändler war gerade im Begriff, sich wieder den Abenteuern Columbos zuzuwenden, als ihn ein leichtes Klopfen gegen die Ladentür aufhorchen liess. Er blieb kurz stehen, sah zur Tür hinüber und trat dann, als er neuerlich ein Klopfen hörte, wie beiläufig an die Ladentheke, um unter einer Ausgabe der Daily News, die dort neben dem

Fernseher lag, seine 38er Smith & Wessen herauszuziehen. Er entsicherte sie mit dem Daumen und liess sie in der Tasche seines Bademantels verschwinden, ohne seine Hand wieder herauszuziehen.

Wieder dieses Klopfen.

D'Agosta strich sich mit der freien Hand durchs Haar und sah sich im Laden um.

Eingangstür und Schaufenster waren von innen durch eine heruntergelassene Jalousie, von aussen durch ein Eisengitter geschützt. Allerdings konnte jeder auf der Strasse sehen, dass noch Licht im Laden brannte. Vielleicht handelte es sich nur um einen der Säufer aus dem Viertel, der auf seiner verzweifelten Suche nach etwas Trinkbarem bei D'Agosta Zuflucht suchte. Zumindest wäre es nicht das erste Mal gewesen, dass so etwas vorkam. Oder vielleicht waren es auch nur ein paar dumme Jungs, die ihm einen läppischen Streich spielen wollten, wie die paar Rotzlöffel, die mal um drei Uhr früh an seine Tür geklopft hatten, um den >Herrn Münzensammler< zu fragen, ob er ihnen einen Vierteldollar wechseln könnte. Und dann waren im Lauf der letzten Jahre auch immer wieder die unvermeidlichen Notfälle vorgekommen, als zum Beispiel ein Mann, der gleich nebenan wohnte, dringend ins Krankenhaus eingeliefert werden musste und seine vollkommen aufgelöste Frau sich nicht mehr allein zu helfen gewusst hatte. Der arme Teufel hatte es irgendwie geschafft, sich einen Glassplitter ins Auge zu rammen und hatte es danach natürlich entsprechend mit der Angst zu tun bekommen.

Was nun ALE betraf, anderer Leute Eigentum, so hatte D'Agosta nichts im Laden herumliegen. D'Agosta hatte es sich zum unumstösslichen Prinzip gemacht, jegliche gestohlene Ware binnen zwölf Stunden loszuwerden, und wenn er das Zeug in den Hudson kippen musste. Und zwar ausnahmslos. Länger auf heisser Ware sitzen zu bleiben, konnte sehr schnell einen längeren Aufenthalt hinter Gittern zur Folge haben, worauf D'Agosta in seinem Alter nun keineswegs mehr erpicht war. Die einzigen Wertgegenstände, die er im Laden hatte, waren also seine Münzen, und die befanden sich ja völlig zu Recht hier. Jeden Abend räumte D'Agosta das Schaufenster und die

zwei Vitrinen im Laden aus und verstaute die kostbaren Münzen in dem Bodensafe im Hinterzimmer, so dass nach Ladenschluss das Schaufenster bis auf den Samt auf den leeren Stellagen und vier Bücher über wertvolle Münzen leer war. Bargeld? Sechshundert Dollar in der Ladenkase. Und damit hatte sich's. Eigentlich hätte er die auch im Safe verschliessen sollen, aber wegen Molly hatte er es vergessen.

Erneut ein dreimaliges Klopfen an die Ladentür.

D'Agosta trat darauf zu, spähte durch die Jalousie nach draussen und sah eine einzelne Frau auf der dunklen, verlassenen Strasse stehen. Sie hielt sich ein Taschentuch vors Gesicht, wodurch sie jedoch nicht verbergen konnte, dass sie gerade verprügelt worden war. Die Oberlippe angeschwollen, ein Auge fast zu, Blutflecken auf dem Taschentuch. Sie hatte eindeutig eine ordentliche Abreibung abbekommen. D'Agosta beobachtete, wie sie ihre Nase betupfte und dann schauernd einen kurzen Blick auf ihr Taschentuch warf. Auf der nächtlichen Strasse war sonst niemand zu sehen.

Die Frau war jung. Schlank. Sie trug etwas angepunktete Kleidung und einen dazu passenden kurzen Haarschnitt; um den Hals hatte sie ein Hundehalsband. Irgendein junges Ding, dem ein Kerl übel mitgespielt hatte.

Sie beugte sich zur Tür vor und sagte in einer belegten Stimme: »Hallo, da drinnen brennt doch Licht. Ist da jemand?«

D'Agosta erwiderte: »Ja, was ist?«

»Ach, Mister, könnten Sie mir vielleicht einen Gefallen tun. Rufen Sie mir doch bitte ein Taxi. Ich hatte etwas Probleme mit ein paar Kerlen und musste aus ihrem Wagen springen. Niemand hier will mir helfen. Ich habe schon an ein paar Türen geklopft, aber es hat niemand geantwortet. Kneipe ist in der Nähe keine mehr auf. Und die Telefonzellen sind alle defekt. Nicht ein einziges von den Dingen funktioniert. Und dann habe ich gesehen, dass bei Ihnen noch Licht brennt. Würden Sie mir bitte ein Taxi rufen? Diese Kerle fahren noch immer hier durch die Gegend, um nach mir zu suchen. Bitte, helfen Sie mir.«

D'Agosta schüttelte den Kopf. Was hätte er denn schon tun sollen sie etwa einfach stehen lassen?

Er nahm seine Hand aus der Tasche seines Bademantels und schaltete damit die Alarmanlage über der Ladentür aus. Nachdem er der Frau draussen gesagt hatte, sie sollte einen Augenblick warten, trat er an die Ladenkasse und holte seinen Schlüsselbund unter der Daily News hervor. Er wollte eben wieder zur Tür zurückkehren, als sein Blick auf das Telefon fiel. Nach kurzem Zögern nahm D'Agosta den Hörer ab und hielt ihn an sein Ohr. Die Leitung war tot. Das würde die Sache auch nicht gerade vereinfachen, wenn Simon ihn anzurufen versuchte. Aber darum würde er sich später kümmern.

D'Agosta schloss die Ladentür auf, öffnete sie und spähte durch das Eisengitter auf die übel zugerichtete Frau hinaus. Die Arme sah ja wirklich zum Erbarmen aus. Ihr Auge war nicht nur zugeschwollen, sondern begann sich auch langsam zu verfärben. Und wie ihr Mund aussah, hatte sie sicher auch ein paar lose Zähne. Vermutlich hatte sie auf einer Party der in einer Disco ein paar Typen kennengelernt, die ihr dann angeboten hatten, sie nach Hause zu bringen, und dann als Gegenleistung eben mal kurz verlangt, sie solle schnell die Beine breit machen.

D'Agosta schloss das Vorhängeschloss auf, steckte es zusammen mit dem Schlüsselbund in seine Bademanteltasche und zog dann mit beiden Händen das Gitter hoch. Was sollte das denn nun wieder? Er brachte es nur zur Hälfte hoch. Weiter wollte das verdammte Ding einfach nicht mehr. Dabei war es doch früher an diesem Abend, als er es heruntergelassen hatte, so geschmiert gelaufen wie ein Rolls-Royce-Motor. Er ölte das Gitter einmal die Woche, im Winter sogar zweimal. Und jetzt spielte das blöde Ding plötzlich verrückt. Fast schien es so, als hätte sich etwas in der Laufschiene verklemmt.

D'Agosta vertröstete die Frau ein zweites Mal, postierte sich unter dem Gitter und drückte mit aller Kraft nach oben. Wollen wir doch mal sehen, ob er das verdammte Ding nicht hoch brachte. Plötzlich schnellte ein Gegenstand über ihn hinweg auf den Gehsteig, und das Gitter schoss ruckartig

nach oben, so dass D'Agosta um ein Haar das Gleichgewicht verloren hätte.

Als er darauf zu Boden sah, fiel sein Blick auf ein in der Mitte durchgebrochenes Lineal. Offensichtlich hatte es jemand in die Laufschiene geklemmt, um das Gitter zu blockieren. Während er sich nun bückte, um es mit seiner linken Hand vom Boden aufzuheben, glitt seine Rechte in die Tasche mit der Smith & Wesson.

Im selben Moment krachte etwas gegen seinen Hinterkopf. Und zwar mit voller Wucht. D'Agosta ging in die Knie, kurz davor, das Bewusstsein zu verlieren, aber nur kurz davor. Und während er noch dachte: Verflucht, genau derselbe unerträgliche Schmerz wie das letzte Mal, als ihm in seiner ersten Woche als Detektiv dieser schwarze Transvestit eine Thermoskanne hinters Ohr geknallt hatte.

Immer noch auf den Knien, durchzuckte es D'Agosta: >Jetzt oder nie. Hol schon deine Kanone raus, Dagomann, und blas diesem Dreckskerl das Lebenslicht aus.<

Mit einer Hand krallte er sich am Türrahmen fest, während sich seine andere in die Tasche seines Bademantels vortastete. Doch dann trafen ihn zwei Schläge am Arm. Wie von einer Faust aus Stein. Auf den rechten Bizeps und den rechten Unterarm. D'Agosta konnte sich nicht vorstellen, dass ein Mensch dermassen hart zuschlagen konnte. Vermutlich war das auch der Kerl, der ihm eins am Hinterkopf verpasst hatte. D'Agosta erhaschte noch einen kurzen Blick auf den Mann. Nicht gross. Aber muskulös. Mit einer Figur wie ein Gewichtheber. Ein Japaner.

D'Agostas Arm wurde taub. Es war, als existierte er plötzlich nicht mehr. Er fasste mit der anderen Hand danach, worauf ihn plötzlich ein so heftiger Schmerz durchzuckte, dass er sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte und rücklings in den Laden zurückstürzte. Laut aufschreiend. Allerdings sollte er nicht lange schreien. Zwei Männer packten ihn unter den Armen und zerrten ihn auf die Ladentheke zu. Darauf entpuppte sich das Ganze als ein sehr, sehr übler Traum. Einer der Männer, ein untersetzter Japaner mit schütterem

Haarwuchs, hockte sich auf seine Brust, beugte sich über ihn und drückte mit beiden Daumen seitlich gegen

D'Agostas Hals, worauf dieser unverzüglich zu schreien aufhörte. Statt dessen stellte er nun fest, dass er Mühe hatte zu atmen. Und dann wurde ihm schwarz vor den Augen. Draussen auf dem Gehsteig drängte der Gewichtheber Nora Bart in den Münzladen, folgte ihr und schloss die Tür hinter sich. Sie warf einen kurzen Blick auf den reglos am Boden liegenden D'Agosta, um sich dann dem Fernseher zuzuwenden. Sie starrte wie gebannt auf den Bildschirm und betupfte mit dem Taschentuch ihr Gesicht, während die drei yakuza ins Hinterzimmer gingen.

Honolulu • August 1983

Raymond Manoa bereitete es keine Schwierigkeiten, in Paul Anamis Haus im Nuuanu Valley einzudringen. Er hatte seinen geliehenen Volkswagen in etwa einem halben Kilometer Entfernung in einem kleinen Eukalyptusgehölz am Rand eines unbefahrenen Feldwegs abgestellt. Dann war er in der Kühle der Morgendämmerung über die verlassene Strasse zu dem weissen Holzhaus gegangen. Beim Swimmingpool war er in dessen Garten eingedrungen, hatte im Schatten zweier riesiger BanyanBäume den Rasen und die mit Steinplatten ausgelegte Terrasse überquert und stand nun vor einer Doppelschiebetür aus Glas.

Sein Blick fiel auf sein Spiegelbild in der Scheibe. Er war nur mit einer Jeans, schwarzen Lederhandschuhen und der Kürbismaske bekleidet. In seinem Gürtel stak ein Schraubenzieher, und in einer Hand hielt er einen Besenstiel, in dessen eines Ende zwei Nägel getrieben waren. Er war für seinen kaua, seinen Krieg mit Paul Anami und den anderen Feinden der Kinder der Erde, bereit. Das dunkle, stille Haus verriet

ihm, dass Mr. Paul und sein Diener noch schliefen und ihren Träumen nachhingen. Manoa hatte keineswegs vor, etwas aus dem Haus zu entwenden. Ihm lag lediglich daran, Mr. Pauls Verstand einen üblen Streich zu spielen.

Die nötigen Vorbereitungen für seinen frühen Besuch hatte der Detektiv bereits tags zuvor getroffen, als er persönlich bei Mr. Paul vorgesprochen hatte. Dieser hatte nämlich die

Polizei verständigt, dass seit kurzem höchst eigenartige Anrufe bei ihm eingingen. Irgend jemand hatte ihn zu Hause und in seinem Antiquitätenladen immer wieder angerufen und ihm damit gedroht, ihm noch mehr Ratten auf den Schoß zu werfen. Das fand Mr. Paul alles andere als komisch. Im Gegenteil, er fand das sogar höchst beunruhigend, was insbesondere für die Anrufe galt, bei denen der mysteriöse Anrufer gar nichts sagte. Also das war wirklich beängstigend. Und Drohungen, Ratten in seinem Kühlschrank zu deponieren oder in seinem Laden freizulassen, trugen auch nicht gerade zu seinem Seelenfrieden bei.

Als sich der Antiquitätenhändler daraufhin an die Polizei wandte, brachte ihn das nicht viel weiter. Niemand hatte die erste Ratte gesehen ausser Mr. Paul und sein Freund natürlich. Auf der Wache gewann man eher in zunehmendem Masse den Eindruck, als hätte Mr. Paul nicht alle Tassen im Schrank. Pupule. Meschugge. So wusste Raymond Manoa zum Beispiel, dass seine Anzeige gegen Unbekannt nicht einmal schriftlich festgehalten worden war. Der Detektiv hatte dem für Mr. Paul zuständigen Revier gerade einen kleinen Besuch abgestattet, als der Sergeant in der Bereitschaft Anamis dritten Anruf an diesem Tag entgegennahm. Er hörte sich das Ganze wortlos an, hingte schliesslich auf und vertiefte sich wieder in ein Hwsf/erMagazin. »Der hat 'ne Meise«, grunzte der Sergeant, ohne aufzusehen. »Ich habe es langsam satt, mich ständig von dieser Schwuchtel belämmern zu lassen.« Das war alles, was Manoa hören wollte.

Manoa war daraufhin zu Anamis Haus hinausgefahren und hatte den schwulen Japse mit etwas hoomalimali eingeseift, Dampf geplaudere von der besten Sorte, mit dem er sich bereits bestens für seine künftige Rolle als Politiker empfahl.

Er riet ihm, sich durch das offensichtliche Desinteresse von selten der Polizei nicht entmutigen zu lassen, sondern nur immer weiter anzurufen und denen mitzuteilen, wo ihn der Schuh drückte. Jedenfalls war der gute Mann den Tränen nahe und sehr deprimiert über die mangelnde Hilfsbereitschaft der Polizei von Honolulu. Manoa konnte

Anami nur in seiner Ansicht bestätigen, dass ihm da nun weiss Gott nicht die gebührende Gerechtigkeit widerfahre. Immerhin konnte ihm der Detektiv jedoch ein paar brauchbare Vorschläge machen. Er sollte die Anrufe selbst auf Band aufnehmen. Oder sich notieren, woran er sich jeweils erinnern konnte. Ausserdem sollte er den genauen Zeitpunkt eines jeden Anrufs vermerken.

»Am besten«, schlug Manoa schliesslich vor, »sollten wir uns auch mal die Sicherheitsvorkehrungen für Ihr Haus vornehmen. Vielleicht will dieser Anrufer ja nur seinen Spass mit Ihnen treiben, aber es ist auch nicht auszuschliessen, dass er mit seinen Drohungen ernst macht.« Und so weihte der gute Mr. Paul Manoa persönlich in die Sicherheitsgeheimnisse seines Heims ein, worauf dieser ihm bestätigte, an seinen Sicherheitsvorkehrungen sei nichts auszusetzen. Welchen Sinn hätte es schon gehabt, dem guten Mann zu erzählen, dass die paar Schlösser, die dem Schutz seines Hab und Guts dienten, absolut lächerlich waren. In diesem Zusammenhang äusserte Mr. Paul von selbst die Idee, dass er vielleicht während der nächsten paar Tage nachts besser nicht aus dem Haus gehen sollte. Er wäre im Augenblick sowieso etwas zu überspannt, um unter die Leute zu wollen. Manoa überdachte dies kurz, um schliesslich zu nicken. Ja, vielleicht war es besser so.

Für seinen gegenwärtigen Überfall auf den Antiquitätenhändler hatte Manoa sich für das Morgengrauen entschieden, wo der Schlaf am tiefsten war. Er ging vor der Glasschiebetür in die Hocke und hebelte sie mit dem Schraubenzieher aus der Laufschiene. Dann stand er auf und hob die Tür mit seinen behandschuhten Händen gänzlich aus der oberen und unteren Halterung, um sie dann vorsichtig an die Hauswand zu lehnen. So einfach war das.

Als nächstes zog Manoa seine Schuhe aus, griff nach dem Besenstiel mit den zwei Nägeln und trat in das runde Speisezimmer sehr stilvoll, aber etwas zu elegant für seinen Geschmack. Er trat durch eine Nussbaumholztür auf einen von Spiegeln gesäumten Flur hinaus und huschte an der Bibliothek und am Arbeitszimmer vorbei auf die Treppe zum Obergeschoss zu. Dann schlich er auf Zehenspitzen die mit Teppich ausgelegte Treppe hinauf und einen weiteren

Flur hinunter, direkt auf ein Milchglasfenster am Ende des Gangs zu, durch das ein matter Lichtschein fiel. Auf halbem Weg blieb er stehen und presste sein Ohr an die Tür zu seiner Linken. Das Schlafzimmer, hatte ihm Mr. Paul bei ihrer gemeinsamen Hausbesichtigung tags zuvor selbst gesagt. Na warte, Freundchen.

Vorsichtig öffnete Manoa die Tür und schlüpfte in den Raum dahinter, sorgsam darauf bedacht, nicht mit seinem Besenstiel gegen die Wand oder die Tür zu stossen. Dann schloss er die Tür wieder hinter sich, blieb stehen und lauschte. Und gestattete seinen Augen, sich an das Dunkel zu gewöhnen. Durch einen Spalt zwischen den Vorhängen fiel ein winziger Lichtstreifen in den Raum. Er verlief über Mr. Pauls Beine unter der Decke. Eine Klimaanlage brauchte man hier oben nicht. Hier wohnten die Reichen nämlich, weil es so angenehm kühl und ruhig war, und weil es hier keine Luftverschmutzung gab oder arme Hawaiianer, die in Wellblechhütten lebten und ihr Essen aus Abfalltonnen zusammensuchten. Allein der Gedanke, wie gut es Mr. Paul und andere Japse und Weisse hatten, versetzte Manoa in Wut. Zeit, es denen mal kräftig heimzuzahlen.

Er trat auf das grosse, runde Bett zu, wo Mr. Paul, Manoa den Rücken zugekehrt, auf seiner linken Seite lag. Nachdem er den Besenstiel aufs Bett gelegt hatte, holte der Detektiv ein Paar Socken aus seiner Gesässtasche. Dann zog er ein Paar Handschellen aus dem Hosenbund. Er starrte auf den Antiquitätenhändler auf dem Bett, und als er die Stimme von mana vernahm, der allen Lebewesen innewohnenden spirituellen Kraft, ging er zum Angriff über.

Er stürzte sich auf Anami, stopfte ihm die zusammenge rollten Socken in den Mund und legte ihm auf dem Rücken die Handschellen an. Dann band Manoa dem Japaner mit seinem Gürtel die Fussgelenke zusammen. Sein entsetzter Aufschrei durch den Knebel in seinem Mund fast vollständig erstickt, trat Anami wie wild um sich und traf Manoa dabei am Schenkel. Rasend vor Schmerz versetzte ihm der Detektiv daraufhin einen Schlag in die Nieren.
>Das wirst du mir büssen, Freundchen.< Anamis Körper

versteifte sich, sein Rücken krümmte sich, und dann sank er in sich zusammen.

Manoa packte den Japaner am Haar und zog daran seinen Kopf vom Bett hoch, so dass Anami die Kürbismaske TOI rühen hatte. Mr. Pauls Augen traten fast aus ihren Höhlen. Und als Manoa dann noch leise einen lauten polynesischen Gesang anzustimmen begann, den die kahunas bei den Menschenopfern gesungen hatten, versuchte Mr. Paul sich seinem Zugriff mit aller Macht zu entwinden. Aber es gab kein Entrinnen für ihn.

Und dazu kam noch, dass Anami splitternackt war. Besser hätte es gar nicht kommen können.

Manoa drehte ihn auf den Bauch, griff nach dem Besenstiel und hockte sich auf Anamis Oberschenkel. Dann packte er den Besenstiel an dem Ende mit den Nägeln und schob ihn, erst behutsam, dann fester, in den Anus des Antiquitätenhändlers. Anami, von seinen Augen war nur noch das Weiße sichtbar, versuchte sich verzweifelt aufzubauen und Manoa abzuwerfen. Doch Manoa war zu stark. Mr. Paul hatte keine Chance gegen den stämmigen Detektiv, der mit einer Hand Anamis Gesäss niederdrückte, während er ihm mit der anderen den Besenstiel mit den Nägeln tiefer in den After schob.

Besenstiel und Nägel. Ein Folterinstrument, dessen sich die Privatmilizen reicher, weisser Grossgrundbesitzer im Kampf gegen die Landarbeiter bedient hatten, die sich gegen ihre Unterdrücker zu organisieren versucht hatten.

Und um ihm noch einmal mit allem Nachdruck zu zeigen, wer hier der Boss war, zog Manoa den Besenstiel heraus, öffnete seine Hose, holte seinen erigierten Penis heraus und drang in Anami ein, um ihn dann so heftig damit zu bearbeiten, dass der Japaner vor Schmerzen stöhnte. Als er fertig war, benutzte der Detektiv die Bettdecke, um sich zu säubern und das Blut vom Besenstiel zu wischen. Dann zog er den Reissverschluss seiner Hose wieder zu, löste den Gürtel von Anamis Fussgelenken und befestigte ihn wieder an seiner Hose.

Schliesslich presste er die Spitze des Schraubenziehers gegen Anamis Schläfe und zischte: »Ein Laut, Freundchen, nur ein einziger Laut, und du bist ein toter Mann.«

Schraubenzieher und Besenstiel in einer Hand, trat Manoa rückwärts auf die Tür zu und schlüpfte auf den Gang hinaus. Dann lief er leichtfüssig die Treppe hinunter und in das Esszimmer. Er brauchte weniger als zwei Minuten, um die Glastür wieder einzuhängen und seine Schuhe anzuziehen. Und als er dann über die Terrasse und den Rasen im Schatten der BanyanBäume der aufgehenden Sonne entgegenspurtete, fühlte er die Kraft von mana mit nie gekannter Intensität durch seine Adern pulsen.

Auf dem Feldweg zu seinem Wagen, ein gutes Stück von Anamis Haus entfernt, lachte er schliesslich schallend los, so dass sein Gelächter von den Bäumen widerhallte. Wer soll dir das wohl glauben, Mr. Paul? Ich weiss sehr wohl, was du denen erzählen wirst; aber den musst du mir erst mal zeigen, der dir dieses Märchen abnimmt. Da wirst du lange suchen können, bis du einen Dummen findest, der sich den Bären von dir aufbinden lässt.

Aber dafür hast du ja mich, mein Freund; ich werde dir aufmerksam zuhören, dir mein Ohr leihen. Weil du mir nämlich erzählen wirst, wo ich Alexis Bendor finden kann. Und du wirst mir sogar helfen, sie kalt zu machen, Freundchen. Du ich ich, wir beide werden die alte Schachtel um die Ecke bringen.

Manhattan • August 1983

Simon Bendor sass im Wohnraum seiner Wohnung in Manhattan in einem schwarzen Ledersessel und lauschte mit ausdrucksloser Miene der Stimme, die aus dem kleinen Kassettenrecorder auf dem gläsernen Couchtisch vor ihm drang.

Nur mit Bademantel und Slip bekleidet, hatte er eine Tasse mit Kräutertee neben sich stehen und machte sich auf einem Schreibblock Notizen. Als um neun Uhr fünfundvierzig die alte englische Wanduhr über dem Kamin dreimal schlug, hörte er gerade lange genug mit dem Schreiben auf, um zu ihr hinüberzublicken. Er lauschte dem leisen Glockenspiel, beugte sich dann vor und drückte auf die Rückspultaste des Kassettenrecorders. Während er wartete, bis das Band

zurückgespult war, unterstrich er drei der Namen auf seinem Block. Rupert de Jongh. Sir Michael Marwood. Detective Lieutenant Raymond Manoa. Als die Kassette zurückgespult war, drückte er auf die Abspieltaste, lehnte sich in seinen Sessel zurück und sah zu Joe D'agosta hinüber, der ihm in einem ähnlichen Sessel gegenüber sass, stumm eine Zigarette nach der anderen rauchte und schwarzen Kaffee trank.

Von Zeit zu Zeit massierte D'Agosta seinen rechten Arm, um wieder etwas Gefühl in ihm zu bekommen. Seine Augen waren rot unterlaufen, sein Gesicht von zu wenig Schlaf aufgedunsen, und dazu war er auch noch unrasiert. Er wirkte alt und niedergeschlagen, wie er in sich zusammengesunken in seinem Sessel sass und vor sich hin ins Unendliche starrte. Der Aschenbecher vor ihm quoll von Zigarettenstummeln über.

Simon sagte: »Hör dir das an.« D'Agosta nickte, ohne ihn anzusehen.

Die Stimme aus dem Kassettenrecorder hatte einen starken schottischen Einschlag.

»Die Frau, die in dem Park in Honolulu gesehen wurde, ist Alexis Bendor. Bendor ist ihr Ehe name. Ich buchstabiere. BENDOR. Sie ist verwitwet und lebt mit ihrem Sohn in Honolulu. Der Sohn ist ihr einziges Kind und Inhaber eines FitnessCenters in Honolulu. Sie bewohnen gemeinsam ein Haus in einem Vorort namens Mount Tantalus. Mrs. Bendor ist Inhaberin einer Buchhandlung ...«

Simon beugte sich vor und drückte auf die Stoptaste. Dann sah er D'Agosta an und tippte mit seinem Kugelschreiber auf seinen Notizblock. »Die Sache lief also nicht über dich und nicht über mich. Marwood hat meine Mutter hingehängt. Und dadurch sind sie auch auf uns gestossen. Genau das ist es, was aus dieser Bandaufnahme und aus der Akte auf Frankies Schreibtisch hervorgeht. Der Kerl auf dem Band ist ein Schotte namens Alan Bruce. Er ist Marwoods Leibwächter. Alexis hat letzte Woche in Washington mit den beiden abendgegessen. Jetzt hör' mir doch endlich zu, Dag. Marwood hat sie hingehängt. Er ist der Scheisskerl, der mit dem Finger auf sie und damit auch auf uns gedeutet hat. Und es gibt keine Möglichkeit, wie

wir ihn daran hätten hindern können. Dieser Mann arbeitet schon seit ewigen Zeiten für die yakuza. De Jongh hat Marwood schon seit damals im Krieg an der Angel und lässt ihn nicht wieder vom Haken.«

»Erst«, begann D'Agosta stockend, »habe ich versucht, alles auf dich zu schieben. Ich sagte mir, du hättest mir schliesslich von diesem Kerl erzählen können, den du damals in Tokio um die Ecke gebracht hast. Wenn du mir diesbezüglich reinen Wein eingeschenkt hättest, habe ich mir gesagt, wäre ich vielleicht besser auf der Hut gewesen, und sie hätten Molly möglicherweise nie gekriegt. Aber das ist selbstverständlich alles Quatsch. Die Verantwortung für das, was passiert ist, habe einzig und allein ich zu tragen. Die Schuld liegt bei mir. Sie ist mir anvertraut worden, und ich habe Murks gebaut.«

»Das hast du keineswegs. Hast du etwa schon wieder vergessen, dass ich derjenige war, der Alexis nie ernst genommen hat? Du hast mich eines Besseren zu belehren versucht; sie hat mich eines Besseren zu belehren versucht aber ich wollte ja nicht hören. Ich habe zwar mit den Ohren zugehört, aber nicht mit meinem Kopf, mit dem Herzen. Und jetzt treibt sie sich irgendwo mutterseelenallein herum, und ich weiss nicht, wo sie ist, während diese Dreckskerle sie umzubringen versuchen. Kannst du dir vorstellen, was in mir vorgeht, seit ich das weiss?«

»Von wo aus hat sie dich das letzte Mal angerufen?«

»Aus L. A. Gleich, nachdem sie das Foto gestohlen hat. Und sie wollte eben ins Krankenhaus, um nach Kasumi zu sehen. Sieht ganz so aus, als hätte Mrs. Koehl nur noch Wochen, wenn nicht sogar nur Tage zu leben. Wenn du mich fragst, ist Alexis wahrscheinlich nach Honolulu unterwegs. Sie hat dort Freunde, bei denen sie ein paar Tage untertauchen kann oder zumindest, bis ich mich mit ihr in Verbindung gesetzt habe. Ich hoffe nur, dass sie sich nach ihrer Ankunft gleich mit Paul in Verbindung gesetzt hat.«

D'Agosta steckte sich eine frische Winston an und nahm einen tiefen Zug. »Hast du von ihm auch noch nichts gehört?«

Simon, der die ganze Nacht kein Auge zugeedrückt hatte, schüttelte gähnend den Kopf. »Ich habe zweimal versucht, ihn zu erreichen. War aber niemand zu Hause. Um im Geschäft anzurufen, ist es noch zu früh, aber ich habe auf seinem Anrufbeantworter eine Nachricht hinterlassen. Willst du noch mal bei der Polizei anrufen, bevor Erica aufwacht? Vielleicht haben sie ja inzwischen irgendwelche Anhaltspunkte.«

Fast im selben Augenblick durchzuckte es Simon: So was Blödes. Wieso musste ich ihn daran erinnern. Der schmerzliche Ausdruck in D'Agostas Gesicht gab ihm unmissverständlich zu verstehen, dass jeder Gedanke an Mollys Verschwinden Folter für ihn war.

Mit Blick auf den Flur, der zum Gästeschlafzimmer führte, wo Erica schlief, entgegnete D'Agosta: »Was sollten die mir schon gross erzählen können. Wie ich dir bereits gesagt habe, unternehmen die erst nach vierundzwanzig Stunden was, wenn eine Person als vermisst gemeldet wird. Neunundneunzig Prozent aller vermissten Personen tauchen nämlich nach einem Tag wieder auf. Und deshalb unternehmen die bei der Polizei in so einem Fall erst mal nichts. Wir müssen

noch mindestens zwölf Stunden warten, bis die Herren von der Polizei auch nur in Erwägung ziehen, ihren Arsch mal in Bewegung zu setzen. Bestenfalls können wir hoffen, dass sie sich der Sache morgen oder in den nächsten Tagen annehmen. Und das ist natürlich, wie wir beide nur zu gut wissen, in jedem Fall zu spät. Sie ist tot. Das weisst du ebensogut wie ich. Die Kleine ist tot.«

Sein Blick war untröstlich, als er Simon ansah. »Sogar ihren Koffer haben diese Schweine mitgehen lassen. Ich weiss nicht, ob sie das schon von Anfang so vorhatten, oder ob es ihnen erst einfiel, als sie in meine Wohnung kamen. Jedenfalls haben sie alle ihre Sachen mitgenommen, so dass ich der Polizei gegenüber nicht mal beweisen könnte, dass Molly jemals bei mir war. Einmal abgesehen von meinem Wort und du kannst mir glauben, dass das innerhalb des polizeilichen Ermittlungsapparats nicht viel zählt, gibt es nichts, womit sich überhaupt beweisen liesse, dass das Mädchen je bei mir im Laden war. Und in diesem

Zusammenhang wird es mir auch herzlich wenig nützen, dass ich ein paar Leute auf dem Revier ganz gut kenne. Die können die Bestimmungen auch nicht ändern.«

Er starrte auf seine Zigarette. »Eines ist jedenfalls sicher. Bisher dachte ich immer, ich würde nicht älter, sondern nur erfahrener und besser. Wie habe ich das doch so schön ausgedrückt: Ich kann noch immer so hoch springen wie eh und je, nur kann ich nicht mehr so lange oben bleiben. Das kann ich mir jetzt mal gründlich abschminken. Ich bin keineswegs so clever, wie ich mir immer eingebildet habe, und das hat Molly das Leben gekostet. Diese Kerle sind uns von Manhattan gefolgt, und ich Trottel habe nichts gemerkt. Erst kappen sie meinen Telefonanschluss, und dann benutzen sie dieses Luder als Lockvogel, um mich ach, vergiss es.«

»Das war Nora Bart. Soviel ich Frankies Order entnehmen konnte, ist sie gerade in New York.«

»Diese Schlampe hat mich nach Strich und Faden ausgetrickst. Und ich Trottel falle auf dieses Theater auch noch rein. Hätte gerade noch gefehlt, dass ich sie über die Schwelle getragen hätte.«

»Jetzt sei doch mal ganz ehrlich«, versuchte ihm Simon zu Hilfe zu kommen. »Wenn du dich noch einmal vor dieselbe Situation gestellt sähst, würdest du denn irgend etwas anders machen?«

D'Agosta schenkte sich eine frische Tasse Kaffee ein. »Das solltest du vielleicht lieber Molly fragen. Frag' sie doch, ob sie uns ihr Leben noch mal anvertrauen würde.« Er sah Simon an. »Wir beide hätten doch dafür sorgen sollen, dass sie am Leben geblieben wäre. Und weisst du, was mir am meisten zusetzt? Tuckerman. Ich gehe jede Wette ein, dass er dabei war, als die Japse sie fertiggemacht haben. Genauso, wie er es sich nicht entgehen hat lassen, als sie mit Teriko abgerechnet haben.«

Er nahm einen Schluck Kaffee und stierte dann abwesend in die Tasse. »Was hast du Marsha alles erzählt?«

»Die ist in Ordnung. Deshalb musste ich ihr nicht viel erklären. Ich gab ihr nur zu verstehen, dass ich den zweiten Job fallen lassen müsste, dass sie aber für beide bezahlt würde. Ausserdem habe ich ihr noch etwas zusätzlich

versprochen, damit sie mich zu deinem Laden fuhr, ohne irgendwelche Fragen zu stellen. Diesbezüglich müsste ich leider gegen unsere Abmachungen verstossen, aber was hätte ich anderes tun sollen, nachdem ich Frankies Unterlagen gesehen und dich telefonisch nicht erreichen konnte?«

»Das mit Marsha werde ich schon regeln. Sie weiss, dass in solchen Dingen Verlass auf mich ist. Und dass ich die Polizei verständigen musste, kannst du doch verstehen, oder?«

»Klar, du hast gesagt, du kämst in ernsthafte Schwierigkeiten, wenn eine vermisste Person tot aufgefunden würde und du ihr Fehlen nicht angezeigt hättest. Ich an deiner Stelle hätte genau das gleiche getan.«

»Ich an meiner Stelle«, bemerkte D'Agosta darauf bitter, »würde mir eine Kugel durch den Kopf jagen, wenn ich den nötigen Mumm dazu hätte.«

Ein paar Sekunden lang sah Dag Simon eindringlich an, als nähme er ihn zum erstenmal wirklich wahr. Und es schien ihm nicht zu gefallen, was er dabei zu sehen bekam. »Mann, dich kann wohl ear nichts aus der Fassune brineen. wie? Du hockst einfach nur da und schlürfst deinen verdammten Kräutertee, als wäre nichts. Warum denn aufregen? Sag mir nur eines: Betrifft dich, was eben passiert ist, überhaupt in irgendeiner Weise? Das würde mich nämlich wirklich mal interessieren.«

Simon blätterte die oberste Seite seines Notizblocks weiter, notierte sich etwas und legte dann Block und Kugelschreiber auf den Couchtisch. Er veränderte seine Haltung so weit, dass er D'Agosta fast unmittelbar gegenüber sass. »Na schön, du hast also deinem Herzen Luft gemacht. Aber jetzt hör mir bitte mal gut zu, weil ich nämlich nicht die Zeit habe, dir die Nase zu putzen und das Händchen zu halten. Was ich an Selbstmitleid verspürt haben mag, habe ich mir abgeschminkt, als ich in Frankies Büro unsere Namen in diesem Ordner gesehen habe. Und falls du's vergessen haben solltest ganz oben auf dieser Liste stand der Name meiner Mutter.«

Er sah, wie D'Agosta den Blick abwandte. »Im Augenblick versuche ich mich bereits mit der Tatsache abzufinden, dass

sie möglicherweise schon tot ist.« Er deutete auf die Kassetten. »Ich weiss, dass Raymond Manoa damit beauftragt ist, sie zum Schweigen zu bringen. Und jetzt kommst du also daher und willst mir erzählen, ich wäre eiskalt und hätte keine Gefühle?«

D'Agosta sah zur Decke hoch. »Diese Geschichte mit Molly hat eine Menge unangenehmer Erinnerungen aufgeführt, von denen ich dachte, das Ganze wäre längst erledigt. Das hängt natürlich mit dieser Geschichte mit Teriko zusammen. Das ist nun schon die zweite Frau, die ich an die yakuza verlieren. Und kannst du dir vielleicht vorstellen, was das für einen Mann bedeutet, der der Überzeugung ist, dass er, wenn's darauf ankommt, sein Leben für eine Frau aufs Spiel setzen sollte?«

Simons Stimme war ganz sanft. »Das ist alles durchaus gut und recht, aber mit Schuldgefühlen allein wirst du nun mal absolut nichts erreichen. Mir gefällt es ganz und gar nicht, was da mit Molly passiert ist und was das Ganze vor allem für Frira bphiipt. T Tnd was Runert de Tonch betrifft, so ist er

nun schon seit vierzig Jahren ein wesentlicher Bestandteil der Alpträume meiner Mutter. Und nun wird dieser Alptraum plötzlich Wirklichkeit für sie, und sie hat sich dieser Wirklichkeit ganz allein zu erwehren. Demnach kann es auf all dies nur eine Antwort geben, und die lautet, dass wir etwas in dieser Sache unternehmen müssen.«

»Und was zum Beispiel?«

Simon umfasste mit der linken Hand seine rechte Faust und begann sie im Handgelenk zu drehen. »Zum Beispiel, de Jongh aus dem Weg zu räumen. Und Manoa. Und notfalls auch Marwood.«

D'Agosta setzte sich auf und sah Simon lange eindringlich an. »Du bist also tatsächlich fest entschlossen?«

Simon deutete auf die Tonbandkassetten. Er hatte sie in drei Reihen aufdem Couchtisch ausgelegt. »Frankies Tonbandaufzeichnungen. Bei den fünf Kassetten der ersten Reihe handelt es sich um Telefonate, die auf englisch geführt wurden. Mit Raymond Manoa. Mit Nora Bart. Mit den La SerraBrothers in New York. Ob das wohl den FBI

interessieren würde? Lauter Ferngespräche übrigens. Erica hatte also recht.«

Simon deutete auf die zweite Reihe Kassetten. »Bei diesen vier handelt es sich um gemischte Aufzeichnungen. Zum Teil wird darauf Englisch, zum Teil Japanisch gesprochen. Und in allen Fällen hat Frankies Gesprächspartner einen englischen Akzent.«

»Der gaijin«, warf D'Agosta ein. »Frankies Pate.«

»Jawohl. Rupert de Jongh. Der geheimnisvolle Dritte. Ein paarmal ist auf diesen Bändern auch ein Asiate zu hören, der erbärmliches Englisch spricht. Ich würde sagen, dabei handelt es sich um Kim Doo Kangnang, diesen koreanischen CIA-Agenten, von dem mir meine Mutter schon einiges erzählt hat. Ich habe ihn ein oder zweimal gesehen. Hat eine ausgeprägte Schwäche für goldene Armbanduhren, der gute Kim.«

Simon deutete auf die letzte Reihe Kassetten. »Auf denen wird ausschliesslich Japanisch gesprochen. Damit kann ich natürlirh nirhts anfangen. Nun ist mir natürlich auch klar, dass ich diese Bänder auch vor Gericht nicht als Beweismaterial heranziehen könnte. Du kennst diese Leier ja selbst zur Genüge unrechtmässige Inbesitznahme von Beweismaterial ohne Haussuchungsbefehl und ohne begründeten Verdacht, und so weiter. Trotzdem würde ich ein paar davon ganz gern einer Zeitung zukommen lassen, und zwar nach Möglichkeit einem Blatt, das an wirklich starkem Tobak interessiert ist.«

»Da befindet sich dieser Manoa ja wirklich in bester Gesellschaft«, schnaubte D'Agosta. »Waffenschmuggel, Drogenhandel, Devisenschmuggel, um nur ein paar Dinge zu nennen. Aber du hast doch vorhin davon gesprochen, eventuell drei Leute kaltzumachen.«

»Darauf komme ich gleich zurück. Aber alles schön der Reihe nach. Du hast nämlich etwas Wichtiges überhört, als du vorhin eingenickt bis, während ich die Bänder durchgehört habe.« . »Und das wäre?«

»Der gaijin lässt dieses Wochenende fünfzig Millionen Dollar nach Hawaii schaffen.«

»Das soll wohl ein Witz sein.«

»Durch einen Mann«, fuhr Simon fort. »Ein Mann genügt denen für fünfzig Millionen.«

»Ein Mann soll auf einen Schlag fünfzig Millionen ins Land schaffen? Um die unterzubringen, brauchst du aber mehr als einen Koffer. Ein Mann soll die reinschaffen?«

»Ein Mann, der den Schutz diplomatischer Immunität genießt.«

»Ach so, Marwood.«

»Ja, der gute Marwood wird in seinem Diplomatengepäck fünfzig Millionen Dollar ins Land schaffen. Allerdings nicht in bar, sondern in Form wertvoller Briefmarken.«

D'Agosta stiess einen leisen Pfiff aus.

Simon nahm eine Kassette aus der ersten Reihe und schob sie in das Abspielgerät. »Hör dir das mal an.«

Es handelte sich um ein Telefongespräch zwischen Manoa und Frankie Odori, in dem der Detektiv erst einmal darauf hinwies, dass er Alexis Bendor bereits auf der Spur sei und es nur noch eine Fraee von wenieen Taeen sein könne, bis die

ser Fall erledigt wäre, wie das der gaijin angeordnet hätte. Und weil sie gerade vom gaijin sprachen er hätte einen Job für Frankie.

MANOA: »Marwood, dieser Engländer? Er kommt direkt von Hongkong nach Honolulu.«

FRANKIE: »Na, schiessen Sie schon los. Was soll damit sein?« MANOA: »Er macht einen kleinen Kurzurlaub auf Hawaii und hat auch die Briefmarken dabei davon wissen Sie ja. Was Sie allerdings nicht wissen, ist, dass der gaijin möchte, dass Sie hierherkommen und die Briefmarken persönlich abholen. Und dann sollen Sie damit auf die Cayman Islands fliegen und sie dort an die übliche Adresse überbringen « FRANKIE: »Seit wann wollen Sie mir eigentlich erzählen, was ich zu tun habe. Diese Lieferung sollte doch Kim übernehmen.«

MANOA: »Ich sage Ihnen hier nur, was mir Ihr Pate aufgetragen hat. Sie brauchen also erst gar keine langen Diskussionen mit mir anzufangen. Jedenfalls Ihr Pate findet, dass dieser Auftrag zu wichtig ist, um ihn Aussenseitern anzuvertrauen. Sie wissen ja selbst am besten, wie man in Japan über die Koreaner denkt.

Marwood vertraut er selbstverständlich, und Sie Sie gehören sozusagen schon zur Familie.« FRANKIE: »Lassen Sie mich bloss mit Hawaii in Ruhe. Ich will nicht nach Hawaii. Diese Insel steht mir inzwischen bis hier. Ständig soll ich nach Hawaii. Schliesslich habe ich hier auch noch einiges zu tun.«

MANOA: »Was geht mich das an, Mann. Wenn Sie sich beschweren wollen, dann wenden Sie sich gefälligst an den Paten. Ich weiss nur, dass Sie hier dieses Wochenende anzutanzeln haben, um die Briefmarken abzuholen. Und wenn ich an Ihrer Stelle wäre, würde ich lieber pünktlich hier sein.« FRANKIE: »Ich werde gleich mal mit meinem Paten telefonieren. Dann werden wir schon sehen.«

MANOA: »Wie Sie wollen. Aber ich möchte trotzdem wetten, dass wir uns schon sehr bald in Hawaii wiedersehen werden.«

Simon nahm die Kassette heraus und ersetzte sie durch eine andere aus derselben Reihe. »Hier geraten sich Manoa und Frankie etwas in die Haare. Offensichtlich hat dieses Gespräch stattgefunden, nachdem Frankie mit seinem Paten gesprochen hat.«

Simon drückte auf die Abspieltaste.

Manoa führte das grosse Wort und rieb Frankie unter die Nase, wie er nur so dumm hätte sein können, sich einzubilden, er könnte sich einem Wunsch seines Paten widersetzen. Mit fünfzig Millionen ging besser nichts schief, und schon gar nicht mit fünfzig Millionen, die einflussreichen Leuten in Hongkong gehörten, die ihr Geld möglichst schnell aus der Kronkolonie gebracht wissen wollten, bevor dies an die Volksrepublik China fiel.

Und selbst jemand wie der gaijin konnte es sich nicht leisten, sich mit diesen Leuten zu überwerfen. Sie verfügten in Fernost über mehr Macht und Einfluss, als dies jeder yakuzaFührer nur erträumen konnte. Deshalb bliebe Frankie gar keine andere Wahl, als seinem Paten zu gehorchen, ganz gleich, ob es ihm in Hawaii nun gefiel oder nicht. Frankie sollte also lieber am Mittwoch am Flughafen auftauchen, da er sonst nichts mehr zu lachen hätte.

Als die Aufnahme zu Ende war, erklärte Simon: »Die Sache hat nur einen Haken. Sie sagen nie genau, wo oder wann die

Übergabe vonstatten gehen soll. Ich kann nur hoffen, dass diesbezüglich die japanischen Gespräche nähere Aufschlüsse zulassen. Dabei werden mir allerdings Alexis und Paul behilflich sein müssen.«

Er stand auf, trat an den Kamin und begann die alte englische Wanduhr aufzuziehen. »Damit zurück zu Punkt eins: Ich habe davon gesprochen, Manoa, Marwood und de Jongh unschädlich zu machen.«

D'Agosta starrte auf die Glut seiner Zigarette. »Ganz richtig. Ich habe mich schon gefragt, wann du darauf zurückkommen würdest. Selbst ein Proktologe nimmt sich immer nur ein Arschloch auf einmal vor. Aber du musst dir natürlich wieder mal gleich drei aufhalsen.«

Simon erwiderte, die ganze Angelegenheit liesse sich sogar noch zusammen mit den fünfzig Millionen in einem Aufwasch erledigen. Er würde nicht nur den hawaiianischen Polizisten und die zwei Engländer unschädlich machen, sondern sich auch noch die fünfzig Millionen unter den Nagel reißen. »Kling durchaus einleuchtend«, bemerkte D'Agosta dazu, wenn er auch nicht im geringsten interessiert schien. Simon beobachtete ihn, wie er mit einem Einwegfeuerzeug herumspielte, es an und ausknipste und dabei wie gebannt auf die Flamme starrte. Ausserdem war die Bitterkeit von vorhin wieder in D'Agosta zurückgekehrt.

Der ExPolizist sagte: »Du warst schon immer ein verdammter Klugscheisser. Vermutlich kannst du einem sogar sagen, was für eine Geschmacksrichtung eine Tüte Eis hat, wenn du nur mit deinem Arsch draufhockst. Entschuldige bitte, aber mir ist im Augenblick wirklich nicht nach irgendwelchen hirnrissigem Unsinn. Ich komme einfach nicht darüber hinweg, schon wieder eine Frau an die yakuza verloren zu haben.«

Er stellte das Feuerzeug auf die Sessellehne und fuhr mit erhobenem Zeigefinger fort: »Du willst also diesen Manoa aus dem Weg räumen einen Polizisten.«

»Polizist hin oder her, der Kerl hat eine Menge Dreck am Stecken, wie aus diesen Bandaufnahmen hervorgeht. Und er will in die Politik einsteigen jedenfalls hat er das Frankie erzählt. Wenn er jedenfalls meiner Mutter auch nur ein Haar

krümmt, ist er ein toter Mann, auch wenn er sich um die Präsidentschaft bewirbt.«

»Na gut, mit diesem Manoa magst du ja vielleicht noch fertig werden.« D'Agosta streckte einen zweiten Finger hoch. »Marwood. Ein englischer Diplomat. So jemanden kaltzumachen ist nicht dasselbe wie mal versehentlich ein Kaninchen zu überfahren.«

»Was nicht heisst, dass es sich nicht trotzdem machen lässt. Im Gegenteil, Marwood stellt von den dreien sogar noch das geringste Problem dar. Was ihn betrifft, habe ich bereits einen Plan.«

D'Agosta hob die Augenbrauen. »Und wie sieht es mit dem dritten aus, Senor, mit dem gaijin? Unserem gemeinsamen Freund Rupert de Jongh. An den kämst du doch nicht mal heran, wenn Jesus persönlich dich an der Hand nähme und dir den Weg zeigen würde. De Jongh hat doch zehntausend und noch mehr Leute um sich herum, die ihn gegen die Aussenwelt abschirmen, und ausserdem verfügt der Bursche über ein Mass an politischer Rückendeckung, von dem unsere Mafiosi nur träumen können. Soll ich dir mal sagen, Senor, worin dein Problem liegt? Du denkst einfach in zu kleinkarierten Massstäben.«

D'Agosta sah kopfschüttelnd zu Boden. »Wie um alles in der Welt willst du es mit diesen Leuten aufnehmen? Kannst du mir vielleicht sagen, wie du das machen willst? Und warum haben sie mich wohl nicht kaltgemacht, obwohl sie nichts und niemand daran hätte hindern können?«

»Ganz einfach. Weil du ihnen nichts getan hast. Wenn ich mich nicht von Grund auf täuschen sollte, hast du und Erica nichts von ihnen zu befürchten.«

»Wie grosszügig.« D'Agosta schnitt eine verächtliche Grimasse. »Und mal angenommen, es gelingt dir tatsächlich, alle drei unschädlich zu machen. Was ist dann mit de Jonghs Leuten? Wie du inzwischen vielleicht gemerkt haben dürftest, haben die yakuza ein verdammt gutes Gedächtnis.«

»Das ist mir keineswegs entgangen. Doch genau an diesem Punkt kommen die fünfzig Millionen ins Spiel. Mit ihnen will ich uns allen die yakuza vom Leib halten.«

»Was du nicht sagst? Killen ist doch nicht dein Metier, Mann. Im Stehlen bist du unschlagbar. Willst du mir vielleicht erzählen, du willst jetzt einfach so auf die Schnelle das Fach wechseln und damit Erfolg haben noch dazu gegen den gaijin?«

Simon kehrte D'Agosta den Rücken zu und starrte auf die Zeiger der englischen Wanduhr; gleichzeitig wurde ihm bewusst, dass diese eine dunkle Seite seines Wesens, all das, was er in Vietnam getan und seitdem mühsam zu vergessen versucht hatte, keineswegs von ihm gewichen war. Diese düstere Vergangenheit hatte, in einem dunkeln Winkel seines Inneren verborgen, nur darauf gelauert, eines Tages wieder hervorgeholt und zum Einsatz gebracht zu werden. Ganz

ähnlich war es auch seiner Mutter mit ihrer Vergangenheit ergangen. In Vietnam hatte Simons Auftrag gelaute, andere zu töten; und genau das hatte er getan. Andere Leute umzubringen hatte langsam die Funktion übernommen, die es bis dahin für ihn gehabt hatte, sich wegen des Nervenkitzels in extrem gefährvolle Situationen zu begeben. Und an diesem Punkt wurde ihm dann bewusst, dass er damit auf der Stelle Schluss machen musste, wenn er nicht endgültig untergehen wollte. Er hatte sich vor die Wahl gestellt gesehen, entweder unverzüglich damit aufzuhören oder sich selbst, und damit jede Menschlichkeit zu verlieren. Seine Mutter und John Kanna hatten sich nach seinem BanzaiPipelineFiasko nicht deshalb so selbstlos dafür eingesetzt, ihn vor einem lebenslangen Dasein als Krüppel zu bewahren, damit er sich nun mit seinem wiedererstarteten Körper zu einer perfekten und willenlosen Tötungsmaschine der CIA machen liess.

Er sah über seine Schulter auf D'Agosta zurück. »Du wolltest wissen, weshalb ich glaube, ich hätte gegen den gaijin eine reelle Chance? Die Antwort darauf weisst du bereits. Und zwar von Matty.«

Er beobachtete, wie D'Agosta überlegte und sich schliesslich an einen Ausspruch Mattys erinnerte, demzufolge Simon einsame Spitze gewesen war, wenn es in Vietnam darum gegangen war, jemanden aus dem Weg zu räumen. »Nein, besten Dank«, hatte D'Agosta daraufhin

Matty erwidert. »Ich habe keine Lust, mit irgendeinem verrückten Einzelgänger zusammenzuarbeiten, in dem noch immer alte Mordgelüste schwelen. Der Bursche kann noch so gut sein, aber mit so jemandem will ich nichts zu tun haben.«

»Sieh ihn dir trotzdem mal an«, hatte Matty darauf erwidert. »Der Bursche ist nicht so, wie du denkst. Er kann das einfach abstellen, diese irre Ader. Ich habe das selbst an ihm beobachten können, wie er sich tage, wochen, ja sogar monatelang völlig entspannt und normal verhalten hat, als hätte er nie auch nur etwas von Vietnam gehört. Aber dann brauchte sich nur etwas ergeben, das diese alten Instinkte wieder in ihm wachrief, und ich kann nur sagen, gnade dir Gott. Dann ging man diesem Kerl besser aus dem Weg. Du darfst dabei eines nicht vergessen, Dag: Dieser Mann hat nicht aus freien Stücken gehandelt. Er hat getan, was ihm aufgetragen worden ist nicht mehr und nicht weniger. Und was er getan hat, hat er gekonnt getan. Ich kann dir sagen, allein ihn bei der Arbeit zu beobachten, war schon eine Sache für sich.«

Matty hatte Dag auch von den anschliessenden Schwierigkeiten mit der CIA erzählt, als ihr Vorgesetzter sich ihrer beider zu entledigen versucht hatte. Dieser Zwischenfall sollte dann Simons letzter Mord in Vietnam werden. Danach hatte er ein für allemal genug. Er würde niemanden mehr umbringen. Er hatte sich zu der CIASondereinheit gemeldet, weil er und seine Mutter Geld brauchten. Der Japaner, bei dem er und seine Mutter gelebt hatten, war gestorben, und aufgrund seiner Steuerschulden wurde sein gesamter Besitz konfisziert. Um zu überleben, hatte Simons Mutter ihm einen Job bei der CIA verschafft; er sollte eine neue Spezialeinheit in m'n/öKampftechnik ausbilden. Simon nahm die Stelle seiner Mutter zuliebe an. Doch sie langweilte ihn bald. Er wollte nicht unterrichten. Er wollte selbst kämpfen.

Nach Saigon versetzt, stürzten er und Matty sich mit Feuereifer in die Arbeit. Sie stahlen geheime Dokumente, brachen Safes auf, erpressten Politiker und einflussreiche Geschäftsleute, übernahmen Kurier und Leibwächterfunktionen, führten Sicherheitsüberprüfungen

durch, spielten der Presse falsche Informationen zu und brachten eine stattliche Anzahl von Asiaten, ganz zu schweigen von den NichtAsiaten, um die Ecke. Simon war der unangefochtene Meister seines Fachs, so dass er auf Betreiben der CIA mehrere Aufträge ganz auf sich allein gestellt durchführte. Zum Teil handelte es sich dabei um Beseitigungen*, die den Anschein erwecken sollten, als wäre der Betroffene eines natürlichen Todes gestorben. Matty hatte behauptet, es wäre eine regelrechte Augenweide gewesen, Simon Bendor, Mr. B., zu beobachten, wenn er zur Tat schritt.

Aber Mr. B. konnte den Krieg nicht allein gewinnen. Irgendwann kam der Zeitpunkt, an dem niemand mehr die Augen davor verschliessen konnte, dass der Krieg für die Amerikaner nicht mehr zu gewinnen war und ihnen nichts mehr blieb, als zu sehen, dass sie möglichst schnell mit heiler Haut ausser Landes kamen. Und sich vorher noch durch ein paar profitable Diebereien anständig bereicherten. Ein vietnamesischer Dolmetscher namens Loan, der Simons Einheit zugeteilt war, erzählte ihm von der Schieberei eines hohen CIA-Beamten. Besagte CIA-Mann hatte eine Rettungsaktion für vietnamesische Kinder ins Leben gerufen, in deren Verlauf diese in Begleitung ihrer Mütter in die Vereinigten Staaten ausgeflogen werden sollten. Gar keine so schlechte Idee. Nur dass alle diese Frauen, die die Kinder betreuten, von besagtem CIA-Mann ausgesucht wurden und auf dem Flug Schmuggelgut mitführten, das dem CIA-Mann und ein paar guten Freunden gehörte. Dinge wie veruntreute CIA-Gelder, Gold, Rauschgift und Diamanten.

Loans Frau und zwei Kinderr mussten auf ihren Platz in der Maschine, die sie in die Staaten bringen sollte, wieder verzichten, und zwar zugunsten einer Frau, die dem CIA-Mann genehmer war. Loan machte sich um die Sicherheit seiner Familie Sorgen. Die Amerikaner hatten ihm Hilfe zugesichert, und währenddessen rückte der Vietkong immer näher an Saigon heran. Für sich selbst erwartete er keine Unterstützung, aber wenigstens um seine Frau und seine beiden Söhne hätten die Amerikaner sich kümmern können.

Ob Simon in dieser Sache vielleicht etwas für ihn unternehmen könnte?

Mattys Aussagen zufolge drohte Simon, der den CIA-Mann nicht leiden konnte, einfach damit, die Maschine unmittelbar vor dem Start in die Luft zu sprengen, sollte sich Loans Familie nicht an Bord befinden. Angesichts des Rufs, der ihm nachhing, hätte es wohl niemand darauf ankommen lassen, herauszufinden, ob er mit dieser Drohung tatsächlich ernst zu machen gewillt war. Loans Frau und Kinder konnten Saigon also noch verlassen, aber der CIA-Mann, der noch so ein Flugzeug mit Schmuggelgut aus Vietnam herausschaffen wollte, gelangte zu der Überzeugung, dies reibungsloser über die Bühne bringen zu können, wenn Simon nicht mehr unter den Lebenden weilte, um ihm erneut in die Quere zu kommen.

Also beauftragte er Matty, Simon und Loan, eine Geheimdienstniederlassung am Stadtrand aufzusuchen und dort verborgene wichtige Dokumente zu vernichten, die unter keinen Umständen den Vietkong in die Hände fallen sollten. Loan sollte sie dabei begleiten, um sich die in vietnamesisch abgefassten Unterlagen anzusehen und wichtige Dokumente auszusortieren.

Eben dieser Loan mit seinen Kontakten zur Saigoner Unterwelt war es nun, der in Erfahrung brachte, dass es sich dabei um eine Falle handelte. Vier Südvietnamesen mit VietkongAusweisen sollten Matty, Simon und Loan in der Niederlassung auflauern und sie töten. Simon hätte nun dieser Falle einfach den Rücken kehren können, aber das war nicht seine Art. Nein, Mr. B. stürzte sich immer voll in die Gefahr. Er schlich sich also auf eigene Faust in die Niederlassung ein und brachte die vier gedungenen Killer um die Ecke. Damit war die Sache für ihn jedoch noch keineswegs erledigt. Wieder zurück in Saigon knöpfte er sich den CIA-Mann vor. Er stahl sich unbemerkt in das vom Keller bis zum Dach schwer bewachte Hotel, in dem der CIA-Mann wohnte. Er drang bis in dessen Schlafzimmer vor, ohne ihm jedoch den Garaus zu machen. Mr. B. schlug den CIA-Mann laut Mattys Aussagen nur bewusstlos, um ihm dann die rechte Achillessehne durchzuschneiden und ihn damit für den Rest seines Lebens zum Krüppel zu

machen. Und als der CIA-Mann dann aus seiner Bewusstlosigkeit erwachte, hatte er noch ein Halsband mit den frisch abgeschnittenen Ohren seiner vier gedungenen Killer umhängen.

Ob man es nun glauben wollte oder nicht, hatte Matty D'Agosta weiter erzählt, liess der CIA-Mann die ganze Sache damit auf sich beruhen. Der Kerl vom CIA hatte zwar die ganze Organisation hinter sich, aber er hatte ja bereits einmal gesehen, wozu es führte, wenn man Mr. B. aus dem Weg zu räumen versuchte und dabei Pfusch machte; und darauf wollte er es lieber kein zweites Mal ankommen lassen.

Was D'Agosta betraf, hatte er sichtlich Mühe, das mit den abgeschnittenen Ohren und dem Durchtrennen der Achillessehne zu verstehen, und es bedurfte Mattys sämtlicher Überredungskünste, ihn schliesslich doch dazu zu bewegen, sich Mr. B. wenigstens einmal anzuschauen.

In Simons Wohnzimmer rieb D'Agosta sich also seinen schmerzenden Arm und sagte: »Und du traust dir das also tatsächlich zu? Alle drei um die Ecke zu bringen?«

»Wenn es mir nicht gelingen sollte, bin ich in jedem Fall ein toter Mann. Und das gleiche gilt für Alexis. Mir bleibt gar keine andere Wahl.«

»Und wie hast du dir das mit den fünfzig Millionen vorgestellt? Wie willst du mit deren Hilfe deinen Kopf aus der Schlinge ziehen?«

»Du hast doch selbst gehört, was Manoa zu Frankie gesagt hat. Dieses Geld gehört einigen verdammt einflussreichen Leuten. Nicht einmal der gaijin kann es sich leisten, sie sich zu Feinden zu machen. Wer hat demnach die Verantwortung zu tragen, wenn dieses Geld nicht dort ankommt, wo es eigentlich ankommen sollte.«

»De Jongh.«

»Und wenn er tot ist?«

»Sein Nachfolger.«

»Ganz richtig. Und dieser Nachfolger wird allein damit alle Hände voll zu tun haben, sich selbst über Wasser zu halten. Du hast doch selbst gehört, was Frankie über diesen Bandenkrieg erzählt hat, der in Japan ausgebrochen ist, und wie dringend sein Pate die Waffen benötigt, die ihnen die

La Serras liefern. Wenn de Jongh fällt, werden die japanischen Unterwelthaie Blut riechen und schnellstens zusehen, dass sie ein Stück von dem fetten Braten abbekommen.«

»Hast du demnach vor, de Jonghs Nachfolger das Feld zurückzugeben, wenn er dir zusichert, dich künftig in Frieden zu lassen?«

»Wo denkst du hin? Würdest du etwa auf so eine Zusicherung auch nur einen Pfifferling geben? Nein, mit dem Geld habe ich, weiss Gott, etwas Besseres vor. Das sollen de Jongh oder seine Leute nie wieder zu Gesicht bekommen, sobald ich es mal in meinen Besitz gebracht haben sollte.«

D'Agostas Lächeln war absolut ungekünstelt. »Du bist mir vielleicht einer. Am Ende gelingt es dir tatsächlich noch, mich zu überzeugen, dass du es tatsächlich schaffen kannst.«

»Es gibt eine Möglichkeit.« Damit trat Simon auf den Couchtisch zu und griff nach dem Foto von Kasumi und ihrem Mann. »Und zwar das hier und Kasumis Tagebuch, das sozusagen ihre zum Leben erwachte Stimme ist. Ich gäbe einiges darum, wenn ich das Gesicht des gaijin sehen könnte, wenn er dieses Foto und das Tagebuch zum erstenmal in den Händen hält.«

Darauf trat längeres Schweigen ein, das schliesslich D'Agosta brach. »Glaubst du wirklich, er wird kommen? Und wenn wirklich mein lieber Mann, das kann was geben. Jedenfalls kannst du mir jetzt schon glauben, dass in diesem Fall kein halbwegs vernünftiger Mensch auch nur einen Heller auf deinen Kopf setzen würde.«

»Das würde ich nicht unbedingt sagen.« Es war Erica. Barfüssig, nur mit einem Bademantel bekleidet, stand sie im Eingang zum Wohnzimmer. Ihre Augen waren gerötet und ihr Gesicht vom vielen Weinen aufgedunsen. Simon hatte sie in Atlantic City angerufen, um ihr von Mollys Entführung zu erzählen, worauf Erica sofort den Spieltisch verlassen hatte und sich von einem Wagen mit Chauffeur nach Queens fahren liess. Sie hatte an diesem Abend eine Menge verloren, wenngleich Mollys Verschwinden einen ungleich grösseren Verlust für sie darstellte.

»Ich konnte nicht schlafen«, erklärte sie. »Irgend etwas Neues von der Polizei.«

D'Agosta wandte den Blick ab und murmelte nein. Erica trat auf den Ex-Polizisten zu und umarmte ihn, worauf beide in Tränen ausbrachen. »Das alles war nicht deine Schuld, Joe«, versuchte Erica ihn zu trösten. »Jeder, jeder wirkliche Mann hätte die Tür aufgemacht. Diese Geschichte mit Molly hat doch nicht erst mit dir ihren Anfang genommen; der Grundstein hierfür wurde doch schon vor Wochen in L. A. gelegt. Sie waren fest entschlossen, sie sich zu schnappen. Genau so, wie sie fest entschlossen sind, sich Simon und seine Mutter zu schnappen.«

Erica blieb neben D'Agostas Sessel stehen und hielt ihm die Hand. »Wirklich kaum zu glauben. Man sollte diesem Hurensohn alles, was man ihm antut, zweimal antun.« Sie liess sich von D'Agosta eine Zigarette geben und nahm einen tiefen Zug, um fast gleichzeitig in einen heftigen Hustenanfall auszubrechen. Nach einem zweiten Zug legte sich der Husten. Sie liess sich in Simons Sessel nieder. Er trat auf sie zu, und nachdem sie sich geküsst hatten, sagte sie: »Molly ist tot. Je früher ich dieser traurigen Wahrheit ins Auge sehe, desto besser. Mit der Auffindung der Leiche wird das Ganze lediglich aktenkundig.«

Sie hielt inne, mühsam um ihre Beherrschung ringend, und fuhr schliesslich mit tränenüberströmtem Gesicht fort: »Ich bin fest entschlossen, alles in meiner Macht Stehende zu tun, um euch zu helfen. Und macht euch erst gar nicht die Mühe, mir auseinanderlegen zu wollen, ich könnte nichts tun. Das ist das einzige, was mich daran hindert, endgültig durchzudrehen.«

Simon, der sich neben ihr auf die Knie niedergelassen hatte, sagte: »Du hast von den yakuza nichts zu befürchten. Ich möchte, dass du dir darüber im klaren bist.«

Sie blies den Rauch zur Decke hoch und sah ihn dann eindringlich an. »Ich bin trotzdem dabei.«

D'Agosta zuckte mit den Achseln. »Na gut, dann also los, Freunde.«

Bevor Simon darauf etwas erwidern konnte, klingelte das Telefon. »Alexis«, stiess er aufgeregt hervor, um ans Telefon zu stürzen. Er riss den Hörer von der Gabel,

lauschte eine Weile, legte dann seine Hand über die Sprechmuschel und flüsterte Erica und D'Agosta mit einem strahlenden Lächeln zu: »Sie ist es.« Zu seiner Mutter sagte er: »Na, mein Schmuckstück, wo hast du denn die ganze Zeit gesteckt?«

»Ich habe ein Gefühl, als hätte ich eben die halbe Welt umrundet, und dann das Ganze noch mal anders herum. Im Augenblick bin ich gerade in Honolulu auf dem Flughafen. Eben Was ist mit dem Foto? Hast du es «

»Hör zu. Ich habe das Foto nicht in Frankies Haus deponiert. Aber bevor du dich unnötig aufregst, lass mich dir die Sache erst in Ruhe erklären.«

Doch sie wollte seine Entschuldigungen nicht hören. Niedergeschlagen sagte sie: »Simon, ich habe dich dieses eine Mal gebeten, etwas für mich zu tun, und du hast es nicht über dich gebracht, mir diesen Wunsch zu erfüllen, obwohl du mir dein Wort gegeben hast.« Sie schien den Tränen nahe.

»Ich weiss, ich weiss. Aber hör mir doch erst mal zu «

Er konnte spüren, wie sie sich emotional zurückzog, bevor sie auch nur ein Wort hervorbrachte. »Bitte, Simon, ich bin im Augenblick zu erschöpft und niedergeschlagen, um mich auf lange Diskussionen einzulassen. Ich werde jetzt gleich Paul anrufen, ob ich für ein paar Tage bei ihm bleiben kann. Ich habe Angst, nach Hause zu gehen oder mich auch nur in der Buchhandlung sehen zu lassen, aber du findest das sicher wieder nur schrecklich komisch. Du magst ja denken, dass du deine vertrottelte, alte Mutter nicht mehr ernst zu nehmen brauchst, aber du hast mir dein Wort gegeben, das Foto in Frankie Odoris Haus zu schmuggeln.«

»Ma, bitte.«

»Nichts für ungut.« Damit hängte sie auf.

Vor Wut hätte Simon fast das Telefon aus der Wand gerissen. Manchmal konnte Alexis wirklich verdammt starrköpfig sein. Doch nun galt es, dieses Missverständnis so rasch wie möglich aus der Welt zu schaffen.

Hastig wählte er Paul Anamis Nummer. Als Paul schliesslich abnahm, liess ihm Simon keine Zeit, viel zu sagen. Er gab ihm zu verstehen, dass Alexis ihn gleich anrufen würde und dass er ihr in Simons Auftrag ausrichten

sollte, dass Simon ihr inzwischen sehr wohl glaubte und nicht mehr für Hirngespinnste hielt, was sie über Rupert de Jongh erzählt hatte. Er könnte ihm das im Augenblick nicht näher erklären, aber Alexis würde es schon verstehen. Ausserdem könnte es nicht schaden, wenn Paul und Alexis für die nächsten paar Tage in irgendeinem Hotel, weitab vom Schuss, untertauchen könnten. Auch hierfür könnte Simon so rasch die Gründe nicht erklären, aber es hätte mit den i/akuza zu tun und mit Simons

kurzem Abstecher nach Tokio. Dabei war einiges schiefgegangen. Sobald Alexis und Paul irgendwo Unterschlupf gefunden hatten, sollten sie ihn unverzüglich wieder anrufen und notfalls ihre neue Nummer auf seinem Anrufbeantworter hinterlassen, falls er nicht zu erreichen sein sollte. Und sie sollten ihr Versteck auf keinen Fall verlassen, bis er, Simon, nicht bei ihnen wäre.

Paul klang reichlich perplex und sagte kaum ein Wort. Aber andererseits liess ihm Simon auch kaum eine Chance, zu Wort zu kommen.

Nachdem Simon aufgehängt hatte, trat Erica auf ihn zu, worauf er sie in die Arme schloss. »Sie hat mich erst gar nicht zu Wort kommen lassen, um ihr die ganze Geschichte mit dem Foto, der Akte und den Bandaufnahmen zu erklären. Ich fliege sofort nach Hawaii. Ich darf keine Zeit verlieren. Nicht auszudenken, wenn einer von de Jonghs Leuten sie in Hawaii entdeckt. So was Blödes.«

Erica entgegnete darauf nur: »Wir sollten uns besser alle an die Arbeit machen.«

Simon wich einen Schritt zurück, um sie anzusehen, um in das Gesicht zu blicken, das er schon immer sowohl als energisch wie schön empfunden hatte. Und er hörte sie erneut sagen: »Wir sollten uns besser alle an die Arbeit machen.«

In Honolulu sass Raymond Manoa in Paul Anamis Wohnzimmer, spielte, die Fusste auf den Couchtisch gelegt, an einem Kristallbecher herum und beobachtete den Antiquitätenhändler, wie dieser den Hörer auf die Gabel zurücklegte. Besser hätte es Mr. Paul gar nicht machen können. Er hatte sowohl zu Simon Bendor wie zu seiner Mutter genau das Richtige gesagt. Vor allem die alte Dame

hätte nicht nachdrücklicher überzeugt werden könne, sich in Mr. Pauls geräumigem Heim wie zu Hause zu fühlen, und dies solange es ihr beliebte. Grossartig, Mr. Paul, wirklich gut gemacht.

Und das Söhnchen, der kleine Simon, hatte noch das Seinige dazu beigetragen, das Ganze perfekt zu machen.

Manoa stellte das Trinkglas ab, nahm die Füsse vom Tisch und stand auf. Nachdem er ausgiebig gegähnt und sich gestreckt hatte, trat er hinter den Bambussessel, in dem Anami sass. Unterwürfig, der nervöse Tick unter seinem linken Auge stärker denn je, sah der Antiquitätenhändler zu Manoa auf. >Die Widerstandskraft von Mr. Paul ist gebrochen<, dachte der Detektiv, >und um so stärker wird seine Dankbarkeit< Und dann begann Manoa, leise >Rock of Ages< summend, ganz sanft Anamis Nacken und Schulterpartie zu massieren. Anami verhielt sich ganz ruhig, leistete keinen Widerstand. Im Augenblick war der Detektiv ganz der gute Samariter, nur darauf bedacht, einem Mann in Bedrängnis beizustehen, womit nicht gesagt war, dass er ihn nicht bald endgültig zum Durchdrehen bringen würde, sobald er nicht mehr auf seine Dienste angewiesen war.

Nach einer Weile beugte Manoa sich über die Rückenlehne des Sessels und flüsterte Anami ins Ohr: »Ich bin Ihr Freund, Mr. Paul, Sir. Ich stehe ganz auf Ihrer Seite. Ihr Problem ist darin zu sehen, dass Ihnen einfach niemand glaubt. Die Polizei, die Ärzte in der Klinik, die Sie behandelt haben kein Mensch glaubt Ihnen ein Wort von dem, was Sie sagen. Sie sagen, Sie sind vergewaltigt worden. Und was haben die darauf zu erwidern? Na ja, Sie wären ja nun mal schwul, und vielleicht wäre das Ganze gar keine richtige Vergewaltigung gewesen. Hat vielleicht nicht doch nur auf irgend so einer ausgeflippten Party einer Ihrer Freunde etwas zu sehr über die Stränge geschlagen und sich dabei ganz vergessen, wenn Sie meinen, was ich damit sagen will? Glauben Sie mir, ich weiss, wovon ich rede.«

Manoa richtete sich wieder auf, um mit der Massage fortzufahren. »Ich glaube Ihnen. Ich bin auf Ihrer Seite. Leider stehe ich damit völlig allein da. Aber Sie brauchen in Zukunft nur zu tun, was ich Ihnen sage, und dann werde ich schon dafür sorgen, dass niemand mehr Ihnen etwas zuleide

tut. Glauben Sie mir, Mr. Paul. Sie müssen mir nur vertrauen. Übrigens, ist es nicht wieder Zeit für Ihre Tabletten?«

VIERTER TEIL

Chi

Konzentration vollkommener Kraft durch
Meditation
Alle Wesen treten in Erscheinung Und kehren
wieder zu ihrem Urgrund zurück.
Von allen diesen wimmelnden Wesen Kehrt ein
jedes zu seiner Wurzel zurück. Die Rückkehr zum
Urzustand ist
das allgemeine Gesetz.
Das allgemeine Gesetz kennen
heisst erleuchtet sein.

LAO XZU,
Taoteching

Los Angeles International Airport • August 1983

Nora Bart stieg in einen Flughafenbus, liess sich auf einen Fensterplatz hinter dem Fahrer plumpsen und streifte dann ihre Schuhe ab, um sich die Füsse zu massieren. Sie war noch immer leicht weggetreten durch die Zeitverschiebung und das Schmerzmittel, das sie genommen hatte, um die Nachwirkungen der Schläge etwas zu lindern, die sie in New York von den yakuza bekommen hatte. Ihr war übel, und sie fühlte sich ziemlich benommen, aber zumindest war sie noch am Leben, was man von Molly January nicht unbedingt hätte behaupten können.

MiSS-Mutig sah Nora der Fahrt mit dem Bus entgegen. Erstens war es erst halb neun Uhr morgens, und zweitens hatte sie noch nichts gefrühstückt. Der Flughafenbus machte die Runde um das riesige Flughafengelände und hielt dabei vor jedem Terminal. Bis er das Parkhaus erreichte, in dem Nora ihren Wagen abgestellt hatte, würde es bestimmt neun werden. Und dann kamen noch die eineinhalb Stunden Fahrt bis zu Victors Haus in Malibu Beach, wo sie ein paar Kleider abholen wollte. Und Victors Wagen. Er würde seinen Thunderbird nicht mehr brauchen. Bereits in New York hatte sie ein einfaches Ticket von L. A. nach Toronto für diesen Abend gekauft. Bis dahin würde sie pakken, ihren Ferrari verkaufen und dann mit Victors Wagen zum Flughafen fahren.

Wie lange würde sie in Kanada bleiben? Einen Monat? Für immer? Im Augenblick hätte sie das unmöglich sagen können. Das einzige, was sie mit Sicherheit wusste, war, dass ihr diese Geschichte in New York ganz schön an die Nieren gegangen war, und zwar vor allem, als die yakuza sie geschlagen hatten. An diesem Punkt hatte sie den Entschluss ge

fasst, L. A. erst einmal für eine Weile Ade zu sagen, falls in das Szenario der JacuzziBoys ihr Überleben eingeplant war. Es wäre unvermeidlich, sie ordentlich zu verprügeln, hatten sie ihr erklärt. Sie musste überzeugend wirken, damit der Mann in dem Laden keinen Verdacht schöpfte. Was blieb ihr also anderes übrig? Sie hatte sich in das Unvermeidliche

gefügt und gehofft, dass sie sie wenigstens am Leben liessen. Sie hatte ihr Gesicht zu schützen versucht, aber der Gewichtheber mit dem vergammelten Zahn hatte ihr die Hände weggerissen und ihr ein paar ordentliche gelangt. Sie konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, dass diesem Wichser das Ganze richtig Spass machte.

Aber das war trotzdem alles noch besser, als in Molly Januarys Haut zu stecken. Nora Bart hatte sie zwar nicht sterben gesehen, aber das war auch gar nicht nötig gewesen, um zu wissen, dass sich die JacuzziBoys an ihr in ähnlicher Weise abreagieren würden wie an Teriko Ohta. Doch Nora Bart hatte den einen Fuss, mit dem sie bereits im Grab gestanden war, wieder zurückgezogen. Jedenfalls hatte sie in New York ein paar Minuten lang gedacht, der Gewichtheber hätte vor, ihr den Garaus zu machen. Aber nachdem sie Molly Januarys habhaft geworden waren, hatten sie Nora vor einem Taxistand rausgesetzt und ihr zu verstehen gegeben, sie könnte jederzeit nach L. A. zurückkehren. Sie würde nicht mehr länger gebraucht. Hallelujah.

Im Spiegel ihrer Puderdose besah Nora sich ihr Gesicht. Das blaue Auge wurde fast gänzlich durch ihre Sonnenbrille verdeckt. Die Schramme auf ihrer linken Wange hatte sie mit Makeup kaschiert. Und die Lippe war zum Glück auch nicht mehr schlimmer geworden. Im Flugzeug hatte ihr eine Stewardess etwas Eis gebracht, um damit die Schwellung an ihrer Lippe etwas zu lindern. Sie würde einige Zeit brauchen, bevor ihr Gesicht wieder so weit in Ordnung war, dass sie anschaffen gehen konnte.

Der Flughafenbus brauchte wegen der Bauarbeiten auf dem Flughafengelände noch länger als üblich. Nora hätte jetzt eine ordentliche Prise Kokain vertragen können. Der Baulärm draussen trieb sie fast an den Rand des Wahnsinns. Sie brauchte dringend ein ordentliches Frühstück. Der Orangensaft, die Tasse Kaffee und das Nusshörnchen, das sie im Flugzeug serviert bekommen hatte, war ein schlechter Witz gewesen. Wenn sie sich wenigstens ordentlich sattessen hätte können, wäre ihr gleich besser gewesen.

Inzwischen hielt der Bus vor dem AeroMexicoTerminal. Das hatte gerade noch gefehlt. Scharen von schwer gepackten Mexikanern drängten sich in den Bus. Und mucho Kinder. Eine zierliche, dunkelhäutige Frau in Sandalen und einem schlichten roten Kleid liess sich neben Nora Bart nieder. Sie sah aus wie ein Teenager, trug aber schon ein Baby im Arm. Das Kleine war ausgesprochen süss. Dunkle Augen, ein nettes Lächeln und Haare wie seine Mutter.

Vielleicht lag es am Schlafmangel oder an dem Schmerzmittel jedenfalls nickte Nora plötzlich ein. Zum Glück wachte sie wieder auf, als der Bus auf das Parkhaus zufuhr und anhielt. Inzwischen standen die Fahrgäste sogar im Mittelgang, so dass Nora erst einmal warten musste, bis der Bus sich halbwegs geleert hatte. Als sie schliesslich aufstand, um auszusteigen, musste sie sich in einem plötzlichen Anfall von Schwindel an der Rückenlehne des Vordersitzes festhalten, um nicht umzukippen. Als sie sich wieder einigermaßen gefangen hatte und die Augen aufschlug, hatte sich der Bus bis auf einen einzigen Fahrgast geleert. Noras Blick blieb auf ihm haften, und dann sackte ihr Unterkiefer nach unten. Auf einer der hinteren Sitzbänke sass ein zierlicher Japaner mit Sonnenbrille und schulterlangem Haar; unter dem weit geöffneten Kragen seines cremefarbenen Seidenhemds blitzten mehrere Goldkettchen hervor. Seine Nase war platt, als hätte er mehr als einmal kräftig ein paar draufbekommen, und er knackte mit den Fingerknöcheln, während er Nora Bart unverwandt anstarrte.

Den Kerl kannte sie doch. Gütiger Gott, den kannte sie doch. Jimmy Haito. Vor einigen Jahren hatte er sich in und um Los Angeles als Leichtgewichtboxer einen Namen gemacht. Damals hatte er sich noch Jimmy HiHo genannt. Inzwischen war er ein yakuzaVollstrecker. Nora Bart wusste von mindestens zwei Leuten, die er getötet hatte.

Sie versuchte die Augen vor der Wahrheit zu verschliessen, aber die war zu übermächtig, um das zuzulassen. Sie wusste, weshalb Jimmy HiHo auf dem Flughafen war. Dieses ungute Gefühl, das seit New York nicht mehr von ihr gewichen war, wurde nun sogar noch schlimmer. Die

JacuzziBoys hatten also nie die Absicht gehabt, sie davonkommen zu lassen. Sie hatten nur ihr Spiel mit ihr getrieben, und jetzt würden sie es ihr zeigen, wie sie es Victor und Molly January gezeigt hatten und wie sie es auch diesem Simon Bendor und seiner Mutter zeigen würden.

Jimmy HiHo rückte seine Sonnenbrille zurecht. »Hey, NoraMädchen. Was willst du denn in Kanada? Weisst du denn nicht, dass es dort oben verdammt kalt werden kann?«

Die Arme auf die Lehne des Sitzes vor ihm gestützt, beugte er sich vor. Er spitzte die Lippen und machte Kussgeräusche. »Komm doch noch auf einen kurzen Plausch hier nach hinten.«

Nora blieb wie angewurzelt im Mittelgang stehen, als der Fahrer sich zu ihr umdrehte. »Steigen Sie nun aus, oder was?«

Sie musste daran denken, wie Victor gestorben war und griff in ihre Umhängetasche, um seine goldene Pistole herauszuholen. Der Busfahrer, ein rundlicher Schwarzer, sah die Kanone und stürzte unter einem entsetzten Aufschrei aus dem Bus.

Nora Bart richtete die Waffe auf Jimmy HiHo und drückte dreimal ab. Eine Kugel zeichnete ein Spinnwebenmuster in die Scheibe des Rückfensters, eine zweite prallte von der metallenen Griffstange an der Lehne einer Sitzbank ab, und die dritte bohrte sich in den Boden des Mittelgangs.

Jimmy HiHo, der hinter den Sitzen in Deckung gegangen war, brüllte los, ob sie verrückt geworden wäre; er wäre unbewaffnet und wollte doch nur mit ihr reden. Nora Bart glaubte ihm jedoch nicht und feuerte einen weiteren Schuss ab, der in das Gepäcknetz fuhr. Jimmy HiHo, der inzwischen irgendwo, Noras Blicken entzogen, auf dem Boden lag, schrie lauthals: »Lass doch diesen Scheiss, Mensch. Lass endlich diesen Blödsinn. Ich will doch nur mit dir reden.«

Und dann hörte Nora das Jaulen von Sirenen und die lauten Entsetzenschreie der ausgestiegenen Fahrgäste, die überstürzt das Weite suchten. Ihr war sterbensübel, und sie hatte das Gefühl, der Situation nicht mehr gewachsen zu sein vor allem jetzt, wo Victor nicht mehr da war, um sich um sie zu kümmern.

Sie sank auf den Sitz nieder, auf dem eben noch die junge mexikanische Mutter mit ihrem Baby gesessen war, streifte ihre hochhackigen, roten Schuhe ab und sah auf ihren Schoß hinunter. Dann steckte sie den Lauf der Pistole in ihren Mund und drückte ab. Unter dem lauten Aufkrachen der 38er schlug sie gegen die Rückenlehne, um dann seitlich auf den Sitz neben ihr niederzusinken, während die Finger ihrer zierlichen Hand sich in einer letzten hilfeschreitenden Geste um das Nietenhundehalsband um ihren Hals legten.

Honolulu • August 1983

Die Gästehandtücher in Paul Anamis Haus hatten es Alexis besonders angetan. Jedes von den in ihrem Zimmer für sie bereitgelegten Handtücher hatte eine andere Farbe und roch nach jeweils einer ganz speziellen in Hawaii beheimateten Pflanze. Paul hatte wirklich Geschmack. Da Alexis die Pflanzen kannte, war es ihr ein besonderes Vergnügen, jedes Handtuch aufgrund seines Dufts einer bestimmten Blüte zuzuordnen. Gardenien, Hibiskus, Orchidee, Ingwer und Allamanda, eine brasilianische Pflanze, die irgendwie auch auf Hawaii heimisch geworden war. Der gute Paul. Sie hatte ihn in ihr Herz geschlossen, seit er damals Simon aus dem Wasser gezogen hatte, als ihm die Banzai Pipeline fast zum Verhängnis geworden wäre.

Alexis' Zimmer lag im ersten Stock gegenüber Pauls Schlafzimmer. Lockenwickler im Haar, sass sie in einem von Pauls

Kaftans in ihrem ringsum von einem Moskitonetz eingehüllten Himmelbett und las Kasumis Tagebuch. Aus dem Radiowecker auf dem Nachttisch tönte leise ein BachOratorium.

War Kasumi tatsächlich erst sechzehn gewesen, als sie diese Gedanken niedergeschrieben hatte? Was für ein intelligentes junges Mädchen sie doch gewesen sein musste, mit einem ausgeprägten Sinn für Humor und einem erstaunlichen Mass an Selbsterkenntnis. Ihre Liebe zu Rupert de Jongh fand Alexis gleichzeitig naiv und ernsthaft, was angesichts des Alters des Mädchens nicht weiter überraschend war. De

Jongh war ihr damals wie der göttliche Erlöser leibhaftig erschienen, der sie einem Leben entriss, von dem sie nichts mehr zu erwarten gehabt hätte. Er musste einfach ohne Makel sein.

Im Gegensatz zu fast allen anderen hatte sie keine Angst vor ihm. Sie schrieb ganz offen über die Streiche, die sie dem gaijin gespielt hatte, von den Gelegenheiten, wenn sie anderer Meinung gewesen war als er. Und sie war ein Mensch, der nichts davon hielt, seine Überzeugungen zu verleugnen.

Kasumi schilderte in ihrem Tagebuch, wie die beiden sich, der Mangelsituation während des Krieges entsprechend, immer wieder gegenseitig mit kleinen Aufmerksamkeiten überrascht hatten. Ein Kamm. Ein Füllfederhalter. Ein Lyrikband. Ein Fächer. Hätte Alexis nicht auch ihre eigenen Erinnerungen an de Jongh gehabt, hätte sie die Liebesbeziehung zwischen ihm und Kasumi vermutlich regelrecht rührend empfunden. Doch jedesmal, wenn so etwas sie Sympathie in ihr aufzukeimen begann, strich ihre Hand über die Narbe, wo sich einmal ihr Ohr befunden hatte.

Als de Jongh durch die Umstände wieder einmal gezwungen gewesen war, Kasumi allein zurückzulassen, hatte sie ihrem Tagebuch anvertraut: >Ich habe Angst zu verlieren, was ich habe; und ich habe Angst, nicht zu bekommen, was ich mir am sehnlichsten wünsche.< Was sie sich am sehnlichsten wünschte und was sie nicht verlieren wollte, war der gaijin. Hatte de Jongh denn nicht sogar für sie gemordet?

Ihre Liebe war doch über jeden Zweifel erhaben.

Müde rieb sich Alexis die Augen, um dann noch einmal die Stelle nachzuschlagen, wo es um de Jonghs Versprechen ging, im Falle von Kasumis Tod eine Locke ihres Haars nach Japan zu schaffen. Dieses Versprechen hatte de Jongh ihr als Samurai gegeben, und entsprechend ernst war es ihm damit auch. Es zu halten bedeutete für ihn Ruhm und Ehre in zahlreichen künftigen Leben. Mit demgemäss ewiger Schmach wäre es umgekehrt verbunden gewesen, diesen Eid zu brechen. Rupert de Jongh hatte zwei Gründe, dieses Versprechen sehr ernst zu nehmen: zum einen war er

japanischer als die Japaner, und zum anderen hatte ihm Kasumi einmal das Leben gerettet.

Nachdem Alexis ihn auf dem Ososon-Notenfest in Honolulu gesehen hatte, war ausgeschlossen, dass de Jongh Kasumi vergessen hatte. Er hatte den Feierlichkeiten beigewohnt, um ihrer zu gedenken. Der gaijin war kein Mann, der so schnell vergass.

Alexis hatte versucht, mit Paul über die Beziehung zwischen Kasumi und de Jongh zu sprechen, aber er wirkte deprimierter und nervöser als sonst und griff auch beunruhigend oft zu seinen Tabletten. Er wirkte unbeteiligt und leicht abwesend. Machte ihm wieder einmal eine unglückliche Liebschaft zu schaffen? Alexis wollte jedoch nicht in ihn dringen. Vielleicht würde er ihr irgendwann von selbst erzählen, was ihn bedrückte.

Trotzdem war Paul nach wie vor ein hervorragender Koch. Das Abendessen, das er für sie zubereitet hatte, hatte sich wirklich sehen lassen können. Aus irgendwelchen Gründen hatte er seinem Diener Jüan für ein paar Tage freigegeben. Alexis gegenüber äusserte er sich dazu nur so weit, als dass dies nötig gewesen wäre. Als er das gesagt hatte, hatte Paul ganz eigenartig zum Obergeschoss des Hauses hochgeschaut, als vermutete er dort einen Lauscher.

Als Alexis ihn darauf fragte, ob sie allein im Haus wären, erwiderte er etwas ausweichend, es bestünde kein Grund, sich Sorgen zu machen. Alles wäre in bester Ordnung. Und schon holte er wieder seine Tabletten hervor. Alexis begann sich schon zu fragen, ob er dort oben vielleicht einen Geliebten versteckt hielt, ohne sich jedoch weiter den Kopf darüber zu zerbrechen.

Sie klappte das Tagebuch zu. Gleichzeitig kam ihr wieder die schmerzliche Erinnerung an ihr Telefongespräch mit Simon in den Sinn. Warum nur hatte er nicht, wie versprochen, das Foto in Frankies Haus geschmuggelt? Und was sollte dieser Unsinn, er würde alles glauben, was sie gesagt hätte, wie er ihr durch Paul ausrichten hatte lassen. Sollte das besagen, er war inzwischen ebenfalls der Überzeugung, dass Rupert de Jongh noch am Leben war und sie zu töten beabsichtigte? Sie hätte nur zu gern gewusst, ob dem tatsächlich so war. Wenn sie sich nämlich

Simons Unterstützung hätte sicher sein können, hätte die Sache gleich ganz anders ausgesehen. Mochte de Jongh auch ausserordentlich gefährlich sein, würde er doch erst einmal sehen müssen, ob er es mit Alexis' Sohn aufnehmen würde können.

Jedenfalls musste rasch etwas geschehen, um de Jongh und Kasumi zusammenzuführen, da Kasumi nur noch wenige Tage zu leben hatte. Falls sie starb, bevor Alexis sie für ihre Zwecke einzuspannen vermochte... Wirklich eine Gemeinheit von Simon, sein Wort nicht zu halten. Dieses Foto wäre genau der richtige Köder gewesen, um de Jongh in Reichweite zu locken. Der Köder, den gaijin in den Tod zu locken.

Alexis war zu müde, um sich noch die Zähne zu putzen oder die Lockenwickler aus dem Haar zu nehmen. Eigentlich tat sie das nicht gerne, aber sie war einfach zu müde, um sich noch mit diesen verdammten Dingen herumzuschlagen.

Sie legte das Tagebuch und ihre Brille in die Nachttischschublade und schaltete den Radiowecker und das Licht aus. Wenige Augenblicke später war sie eingeschlafen.

Raymond Manoa sass allein im Dunkeln auf dem Balkon von Paul Anamis Haus. Über den Tennisplatz hinweg starrte er versunken nach Osten auf die KoolauBerge, wo er oft in langen Spaziergängen über alte polynesische Schlachtfelder frische spirituelle Kraft sammelte.

Schliesslich wandte er seinen Blick nach links, wo sich das Fenster von Alexis Bendors Zimmer befand, das direkt neben seinem lag. Eben war das Licht erloschen; sie hatte sich also schlafen gelegt. Doch er hatte keine Eile. Sollte sie erst mal in

Ruhe einschlafen, bevor er ihr seinen Besuch abstattete. Er beugte sich vor, griff in die Einkaufstüte zu seinen Füßen und holte zwei Packungen Paranüsse daraus hervor. Nachdem er die Nüsse verzehrt hatte, griff er neuerlich in die Tüte, um diesmal drei Bananen, eine grosse Packung Kartoffelchips und einen halben Liter KokosnuSS-Milch herauszuholen. Er sass aufrecht auf einem Bambusstuhl und führte das Essen abwechselnd mit beiden Händen an seinen Mund, während er langsam kaute. Als er fertiggegessen

hatte, wischte er sich Mund und Hände am Zipfel seines gelborangenen Hawaiihemds ab, um dann aufzustehen, an die Balkonbrüstung zu treten und zu lauschen.

Im Haus und im Garten herrschte Stille. Bis auf das Geräusch der Grillen, der Moskitos und der Tauben war nichts zu hören. Aber da war noch etwas, was nur Manoa hören konnte. Es war die Stimme von mana, die ihn rief, in die KoolauBerge zu kommen. Und die haoleFiau als Opfer mit sich zu bringen. Jetzt.

Er sah zum Fenster von Alexis Bendors Zimmer hinüber und überlegte, ob der Zeitpunkt nicht noch zu früh wäre. Vielleicht war sie noch wach oder schlief nur leicht. Doch der Stimme von mana galt es unbedingt Folge zu leisten. Sie wies ihm in allen Dingen den richtigen Weg. Und sie war zu mächtig, als dass er sich ihr hätte widersetzen können. Hatte sie ihn nicht auf den perfekten Vorwand gebracht, in Paul Anamis Haus zugegen sein zu können, wenn Alexis Bendor dort eintraf? Biete Anami deine Hilfe an, hatte die mana gesagt, denn in seiner Angst wird dieser Mann wie ein Ertrinkender nach jeder helfenden Hand greifen. Sag ihm, dass du die Nacht in seinem Haus verbringen wirst, um ihn vor weiteren Übergriffen des Mannes mit der Kürbismaske zu schützen.

>Aber erzählen Sie niemandem etwas von meiner Anwesenheit< hatte der Detektiv Anami eingeschärft. Auch Alexis Bendor nicht. Das könnte sie nur unnötig beunruhigen, und das wollen wir doch beide nicht, oder? Tags darauf würde Manoa sie dann in die seltsamen Vorgänge in diesem Haus einweihen, aber vorläufig war es besser, sie nicht unnötig zu ängstigen.

Sollte das Telefon klingeln, würde Manoa den Anruf über den Apparat in seinem Zimmer entgegennehmen. Sollte der Mann mit der Maske nur kommen. Manoa würde auf ihn warten. Und sollte Mr. Paul eine verdächtige Gestalt im Haus oder im Garten bemerken, dann sollte er nur laut rufen. Manoa würde sich des Eindringlings dann schon annehmen. Vielleicht wäre es auch gar keine schlechte Idee, Jüan, den Diener, für ein paar Tage nach Hause zu schicken. Sollte der Mann mit der Maske ruhig denken, Mr. Paul wäre

allein im Haus. Vielleicht unternimmt er dann wieder etwas, und schon haben wir ihn am Kragen. So einfach ist das.

Bei einer späteren Gelegenheit würde Manoa Mr. Paul noch nach dieser Kasumi fragen müssen, von der Mrs. Bendor ständig sprach. Vom Treppenabsatz im Obergeschoss aus hatte der Detektiv nämlich ein Gespräch zwischen Anami und der alten Schachtel belauscht, als sie gerade aus dem Speisezimmer kamen. Hörte sich interessant an. Irgend etwas über den gaijin und ein Frau, die angeblich tot sein sollte, aber in Wirklichkeit noch sehr lebendig war.

Erst nachdem Manoa wieder in sein Zimmer zurückgekehrt war, fiel ihm plötzlich wieder ein, dass Mrs. Bendor den gaijin vor einer Woche auf dem BonFest in Honolulu gesehen hatte. Er hatte den Feierlichkeiten beigewohnt, um einer toten Frau zu gedenken. Sollte das etwa dieselbe Frau gewesen sein, die nun in Los Angeles im Sterben lag? Der einzige Mensch, der dies mit Sicherheit würde feststellen können, war der gaijin, der dafür eigens nach Kalifornien hätte fliegen müssen, um sich endgültig Gewissheit verschaffen zu können. Würde er wohl wirklich etwas so Verrücktes tun? Auszuschliessen war es zumindest nicht, und dies zumal, wenn Mrs. Bendor ausgeschaltet war und keine Schwierigkeiten mehr machen konnte. Jedenfalls würde der oyabun Manoa zu grösstem Dank verpflichtet sein, wenn er ihm von Kasumi erzählte.

Manoa nahm die Einkaufstüte und ging vom Balkon in sein Zimmer. Vorsichtig öffnete er die Tür zum Hur. Niemand zu sehen. Er trat auf den Flur hinaus und schloss die Tür hinter sich. Dann öffnete er behutsam die Tür zu Mr. Pauls Schlafzimmer, wo dieser zusammengerollt auf dem Bett lag und dank der Schlaftabletten, die zu nehmen ihm Manoa geraten hatte, tief und fest schlummerte.

Nachdem der Detektiv die Tür wieder zugezogen hatte, wandte er sich der Tür zu Alexis Bendors Zimmer zu. Er liess sich Zeit, überstürzte nichts, als er die Tür ganz langsam öffnete. Die Anspannung fiel unmittelbar von ihm ab, als er ihren ruhigen Atem hörte. Die mana hatte ihm gesagt, tu es jetzt, und sie hatte wieder einmal recht gehabt. Manoa glitt in Alexis Bendors Zimmer, schloss die Tür hinter sich und schlich lautlos auf ihr Bett zu. Da lag sie, auf

dem Rücken, mit leicht offenem Mund, Lockenwickler im Haar, nichts ahnend, was um sie herum vorging. Als Manoa's Hand in die Einkaufstüte glitt, bewegte Alexis sich. Sie drehte sich von ihm weg und kam auf dem Bauch zu liegen. Der Detektiv, der unwillkürlich den Atem angehalten hatte, liess ihn erleichtert wieder entweichen. Er nahm das Würgeil aus der Einkaufstüte und stellte diese zu Boden. Das Seilstück, dünn, grau, knapp einen Meter lang, war fast hundert Jahre alt und hatte einst seinem Urgrossvater gehört, einem Leibwächter von Königin Liliuokalani, der letzten Regentin Hawaiis, bevor die Vereinigten Staaten die Inselgruppe gewaltsam in ihren Besitz brachten.

Manoa wartete noch ein paar Sekunden, und als Alexis Bendor sich nicht rührte, schritt er zur Tat. Er zog das Moskitonetz zurück und schloss die Augen, um der mana zu lauschen. Dann schlug er die Augen wieder auf und stürzte sich auf die Frau. Rasch schlang er ihr das Würgeil zweimal um den Hals, rammte ihr sein Knie zwischen die Schulterblätter und zog mit aller Kraft an beiden Enden des Seils.

Nach Luft schnappend, wachte die alte Frau auf. Ihre Finger zerrten an dem Seil um ihren Hals, ihre Beine schlugen verzweifelt um sich, als schwämme sie im Wasser. Sie versuchte, Manoa abzuschütteln, aber vergeblich. Er riss etwas stärker an den beiden Seilenden, so dass ihr Kopf und ihre Schultern sich vom Bett hoben und ihre Kehle ein röchelndes Geräusch entfuhr, als wollte sie sich räuspern; und dann hielt Manoa inne, weil es die mana so wollte. Die haole war fast tot, aber noch nicht ganz. Die mana forderte, dass sie noch lebte, wenn er sie opferte.

Der Detektiv zog ein Paar Handschellen aus seinem Hosenbund, kettete der Frau damit die Hände über dem Schooss zusammen und warf sie sich über die Schulter. Für einen Mann von seiner Kraft war das weiter kein Problem. Dann griff er nach seiner Einkaufstüte und verliess das Schlafzimmer. Er ging nach unten, schob die Glasschiebetür zurück und trat ins Freie. Mrs. Bendor gab keinen Mucks von sich.

Im Schatten der Bäume eilte Manoa durch den mondbeschienenen Garten und ging dann auf der Zufahrt in Richtung Highway. Nach etwa vierhundert Metern verliess er den Zufahrtsweg und näherte sich dem Eukalyptusgehölz, wo er den von den yakuza geborgten Mercury abgestellt hatte. Er warf die immer noch bewusstlose Mrs. Bendor und die Einkaufstüte in den Kofferraum und verschloss diesen wieder.

Dann stieg er ein und fuhr zum Highway, wo er sich nach Osten wandte, in Richtung Koolau-Berge.

Manoa brachte Alexis Bendor zu einem luakini heiau, einem alten Kriegstempel, der schon über hundertfünfzig Jahre verlassen war. Früher waren hier den Göttern Menschenopfer dargebracht worden, doch die vereinzelt /laoIeWanderer, die hier hin und wieder zufällig vorbeikamen, ahnten natürlich in ihrer Ignoranz nichts von der Bedeutung, die Orte wie dieser einst in der Geschichte Hawaiis gehabt hatten. Manoa erreichte den Tempel durch eine kaum bekannte geheime Passage in der scheinbar undurchdringlichen Felswand, welche die KoolauGruppe bildete. Er musste beständig gegen den kräftigen Passatwind ankämpfen, der unablässig über die Berge hinwegfegte; er war so stark, dass man sich regelrecht dagegen fallen lassen konnte, ohne zu Boden zu stürzen.

Alexis Bendor über die Schulter geworfen, in der anderen Hand eine Taschenlampe, folgte Manoa einem verworrenen Zickzackkurs über die Felsen. In dieser Nacht spielte der Wind verrückt. Immer wieder blies er ihm den Kaftan der alten Frau ins Gesicht, so dass er für einen Augenblick nichts sehen konnte und um ein Haar gegen die messerscharfen Felsvorsprünge getaumelt wäre. Und dazu noch diese Scheissratten. Es wimmelte hier nur so von diesen Viechern. Manoa hatte jedoch keine Angst vor ihnen. Er leuchtete sie nur mit seiner Taschenlampe an und brüllte wie ein Verrückter, so dass die erschreckten Tiere überstürzt die Flucht ergriffen.

Nach mehreren hundert Metern erreichte er schliesslich ein kleines, verborgenes Tal, über das sich eine verfallene Zuckerrohrplantage erstreckte. Dahinter schloss sich fast

undurchdringlicher Dschungel an. Mehr Abgeschiedenheit hätte Manoa sich gar nicht wünschen können.

Der Tempel lag unmittelbar am Fuss der Felswand am Eingang des Tals. Es handelte sich dabei um eine umgrenzte Fläche von etwa fünfzig auf hundertfünfzig Metern, in deren Mitte auf einer Plattform ein steinerner Altar errichtet war. Manoa hatte ihn mit eigener Hand nach alter polynesischer Sitte aus Lavagestein, Pili-Gras und Ohia-Holz gebaut. Doch um den Altar zu weihen, ihm zu spiritueller Kraft zu verhelfen, bedurfte es eines Blutopfers.

Manoa legte Alexis Bendor auf den Altar. Dann holte er darunter vier Fackeln hervor, die er dort deponiert hatte, und steckte sie in Spalten in der Felswand. Als er die Fackeln in Brand steckte, wurden Unmengen von Ratten sichtbar, deren Augen wie winzige Lichtpunkte aus dem Dunkel stachen. Sie huschten auf dem abgegrenzten Gelände hin und her, ohne sich jedoch zu nahe an Manoa und den Altar heranzuwagen.

Einen alten polynesischen Gesang anstimmend, kniete Manoa neben dem Altar nieder, um in die Plastiktüte zu greifen. Doch in diesem Augenblick setzte Alexis Bendor sich auf und schlug ihm mit ihren durch die Handschellen aneinandergeketteten Händen ins Gesicht. Sie traf ihn mit voller Wucht unter dem linken Auge, so dass er für einen Moment völlig perplex das Gleichgewicht verlor und zu Boden ging.

Alexis rollte sich vom Altar und stürzte in Richtung Dschungel davon. Manoa rappelte sich auf und rannte ihr hinterher. Die alte Schachtel legte vielleicht ein Tempo vor. Wenn nicht der helle Kaftan gewesen wäre, der sie im Mondlicht umflatterte, hätte er sie im Dunkel womöglich noch aus den Augen verloren.

Sie schrie aus Leibeskräften, doch wegen ihres arg in Mitleidenschaft gezogenen Kehlkopfs kam nur ein heiseres Krächzen heraus. Ganz schön blöd. Wer hätte sie hier denn hören sollen? Und als dann auch noch der Wind etwas auffrischte, ging ihre Stimme ganz in seinem Pfeifen unter.

Falls sie vor ihm den Dschungel erreichte, würde er Mühe haben, sie wiederzufinden. Er beschleunigte seine Schritte, spürte, wie seine Lungen zu stechen begannen, und als er

schon dachte, sie würde ihm endgültig entweichen, verhedderte sie sich im Laufen in ihrem weiten Kaftan, so dass sie strauchelte und zu Boden stürzte. Und schon hatte Manoa sie wieder. Er war über ihr, bevor sie sich wieder aufrichten konnte. Nachdem er ihr mehrere Tritte in Bauch, Seite und Rücken verpasst hatte, riss er sie an den Handschellen hoch. Er warf sie sich über die Schulter und achtete nicht auf ihr Stöhnen. Er war inzwischen wütend auf sie, weil sie auch noch anfang, sich zu übergeben.

Wenige Minuten später lag sie wieder auf dem Altar. Sie hatte die Knie an die Brust hochgezogen und stöhnte vor Schmerzen. Manoa hatte indessen sein Hemd abgestreift und sich die Kürbismaske aufgesetzt. Er drehte sie auf den Rücken und tätowierte mit einem Stück Holzkohle das Zeichen eines kauwa, eines Ausgestossenen, auf ihre Stirn. Denn nur kauwa durften geopfert werden. Die alte Frau wimmerte und hustete abwechselnd, da ihre Rippen von Manoas Tritten entsetzlich schmerzten.

Als er mit der Tätowierung fertig war, stimmte er einen alten polynesischen Gebetshymnus an, ohne ihren Bitten und Fragen Beachtung zu schenken. Nach Beendigung des Gebets riss er ihren Kaftan über ihrer Brust auf. Sie flehte um Gnade, doch Manoa hörte ihre Bitten gar nicht. Im Heulen des Winds hörte er nur die Stimme von manu.

Als er dann zu sprechen anhub, bediente er sich der Worte eines mu, des Opferpriesters, der Ausgestossene des eigenen Stammes und Kriegsgefangene dem Kriegsgott Ku opferte. Als er die Worte zu Ende gesprochen hatte, zog er ein spitzen Messer aus seinem Gürtel und stach es in Alexis Bendors Brust. Direkt über ihrem Herzen.

Honolulu • August 1983

Kurz vor elf Uhr vormittags betrat Simon Bendor Paul Anamis Terrasse. Er legte Kasumis Tagebuch und die Brille seiner Mutter auf den Teakholztisch und setzte sich in einen metallenen Gartenstuhl. Der Stuhl neben ihm Ericas war leer. Sie stand am Ende des Gartens und startete rauchend auf die Bäume. In Gedanken an Molly versunken.

Simon griff nach einem Krug mit Papaya-Saft und füllte sein Glas nach. In seinem Schoss lagen die Handtasche seiner Mutter und einer ihrer rosa Lockenwickler. Er nahm einen Schluck von dem kühlen, erfrischenden Saft und sah dabei Paul Anami an. Paul war sehr nervös, gab sich jedoch Mühe, ruhig zu bleiben. Und sein Bestes zu tun, Simon beim Übersetzen der Bandaufnahmen behilflich zu sein. Die Ellbogen auf den Tisch gestützt, die Hände über die Augen gelegt, lauschte Paul den japanischen Stimmen aus dem kleinen Kassettenrecorder vor ihm. Er konzentrierte sich, versuchte vielleicht auch von sich fernzuhalten, was während der letzten zwei Tage geschehen war. Eindeutig hatte der gaijin in dieser Angelegenheit seine Leute mit unnachsichtiger Härte vorgehen lassen.

Simon fragte Paul, ob ihm noch etwas aufgefallen wäre, was ihm beim ersten Anhören entgangen war. Paul schüttelte den Kopf. »Nein.« Rupert de Jongh machte seinem New Yorker Stellvertreter noch immer recht unzweideutig klar, dass er seinem oyabun fraglosen Gehorsam schuldig war. Entsprechend hatte Frankie sich spätestens am Mittwoch, also an diesem Tag, im Lauhala Hotel einzufinden. Zwei Tage

später sollte Frankie eine Lieferung im Wert von fünfzig Millionen Dollar entgegennehmen. Ausserdem sollte er endlich aufhören, irgendwelche Entschuldigungen und Ausflüchte vorzubringen, sondern lieber tun, wie ihm geheissen.

Am Freitag würde Sir Michael Marwood vom British Foreign Office sich im Lauhala einquartieren. Zeitpunkt: dreizehn Uhr. Frankie sollte im Hotel bleiben, bis Detective Manoa ihm die Briefmarken überbrachte. Dann sollte Frankie noch vierundzwanzig Stunden im Lauhala bleiben, um dann nach Los Angeles zu fliegen. Von dort sollte er über Mexico City auf die Cayman Islands weiterfliegen, wo ein paar Herren von der Bank die Briefmarken in Empfang nehmen würden.

Paul gab Simon zu verstehen, dass der gaijin Frankie eine ziemliche Standpauke erteilte, weil dieser sich gesträubt hatte, nach Hawaii zu fliegen. Frankie hätte leider eigens daran erinnert werden müssen, dass gerade er in seiner

Position den anderen in seinem vorbildlichen Gehorsam dem oyabun gegenüber als leuchtendes Beispiel vorangehen hätte sollen. Jede Respektlosigkeit oder gar Aufmüpfigkeit von seiten Frankies wäre für die anderen nur ein Zeichen, es ihm gleichzutun. »Ich rate dir, die Sonderstellung, die du in meinem Herzen einnimmst, nicht über Gebühr zu beanspruchen«, warnte ihn der gaijin. »Solange ich deinen Vater Omuri gekannt habe von unserem ersten Treffen in Oxford bis zu seinem Tod vor zwanzig Jahren, habe ich ihn nie Schande über sich bringen gesehen, indem er einem Vorgesetzten den Gehorsam verweigerte. Wandle in seinen Fussstapfen, Frank-san, und sei stolz.«

Simon beobachtete, wie Paul ein Tablettenröhrchen aus der Brusttasche seines Hemds hervorholte. Nachdem er zwei Tabletten mit etwas Papaya-Saft hinuntergespült hatte, fuhr er fort: »Der oyabun pocht mit Nachdruck auf die Wahrung der Tradition. Er ist noch vom selben Schrot und Korn wie diese alten Samurai, die einen auf der Stelle in Stücke hackten, bloss weil man versehentlich in ihren Schatten getreten war.«

Paul tippte auf den Kassettenrecorder. »Im Augenblick erklärt er Frankie gerade, weshalb er nicht will, dass er mit Marwood in Berührung kommt. Aufgrund seiner diplomatischen Immunität ist Marwood für die yakuza als Kurier unersetzlich. Entsprechend wäre es nicht gerade geschickt, wenn er zusammen mit Frankie gesehen würde, zumal die amerikanische Polizei Frankie bereits im Verdacht hat, yakuza zu sein.«

»De Jongh ist doch ein Mann, der immer weit vorausdenkt«, warf Simon ein. »Irgend etwas Genaueres über den Zeitpunkt, zu dem Manoa Frankie die Briefmarken überbringen soll?«

»Das steht noch mehr oder weniger offen, wenn man einmal davon absieht, dass die Übergabe an besagtem Freitag nach Manoas Treffen mit Marwood stattfinden soll. Marwood soll sich mit ein paar Leuten vom britischen Konsulat und verschiedenen Reportern treffen. Manoa wird in diesem Zusammenhang die Funktion einer hawaiianischen Ein-Mann-Empfangsdelegation übernehmen. Die Entscheidung,

wann das Geld übergeben werden soll, hat der gaijin ihm überlassen. Frankie hat lediglich zu warten, bis das Telefon klingelt.«

»Frankie wird sicher begeistert sein.«

»Ganz im Gegensatz zu Marwood. Der freut sich schon richtig auf Hawaii. Wie ich den Bandaufzeichnungen entnehme, will er hier nach anstrengenden Verhandlungen über die Zukunft Hongkongs fünf Tage Urlaub machen. Am Samstag soll auch noch Lady Marwood nachkommen.«

»Jeder will eben seinen Teil von der Sonne Waikikis abbekommen.« Simon fühlte Ericas Arme um seine Schultern. Er küsste ihre rechte Handfläche und zog sie dann auf den Sitz neben sich nieder. Sie wirkte ausgelaugt, zum Umfallen müde. Nicht gerade der richtige Zeitpunkt, um ihr ins Gewissen zu reden, dass sie zuviel rauchte. Simon wandte sich wieder Paul zu. »Könntest du bitte noch einmal diesen Teil über Kasumi mit mir durchgehen?«

Paul spulte das Band zurück. »Das ist ganz am Anfang. De Jongh lässt sich dort ausführlich darüber aus, wie die japanische Jugend unter dem Einfluss des Westens mehr und mehr die alten Traditionen des Landes vernachlässigt. De Jongh findet diese Entwicklung besorgniserregend.«

Simon beobachtete, wie Paul den Rücklauf stoppte und auf die Abspieltaste drückte. Bis jetzt machten Pauls Nerven zum Glück noch ganz gut mit. Doch wer hätte schon sagen können, wie es in seinem Innern wirklich aussah? »Also«, begann Paul. »Hier zieht Frankie seinen Paten gerade damit auf, dass er anlässlich seines siebzigsten Geburtstags eine Mordsfete steigen lassen wird, mit Gogo-Girls, Rockgruppen, Laser-Lightshows und was weiss ich noch allem. Aber das soll natürlich nur als Witz gemeint sein.«

Erica hielt die Hand hoch, um sie zum Schweigen zu bringen. »Da. Jetzt sagt de Jongh gerade, dass er diesen Sonntag das okuribi anzünden will. Dabei handelt es sich um ein Feuer, das die Japaner anlässlich des O-Bon-Fests entfachen. Das Feuer soll den Toten, die während der Bon-Zeremonie auf die Erde zurückgekehrt sind, den Weg zurück ins Reich der Toten leuchten. De Jonghs Feuer ist für Kasumi. Er wird es Sonntagnacht vor seinem Haus in Yokohama entzünden.«

Erica griff nach Simons Hand. »Ich dachte, das Bon-Fest wäre schon vor zwei Wochen gewesen«, warf sie ein, »als Alexis de Jongh in Honolulu gesehen hat.«

»Diese O-Bons, wie sie auch genannt werden«, klärte Paul sie auf, »erstrecken sich über einen ganzen Monat von Mitte Juli bis Mitte August. Ausserdem wird das Fest in den verschiedenen Regionen Japans zu unterschiedlichen Zeiten gefeiert.«

Paul kaute an seinem Daumennagel. »Ihr müsst wissen, dass die Toten im Leben eines Japaners eine wichtige Rolle spielen. Als Gegenleistung dafür, dass die Lebenden sie entsprechend ehren, erweisen ihnen die Toten gewisse Dienste. Und ich nehme an, dass genau das auch de Jongh von Kasumi erwartet.«

Simon fragte Paul, ob er sich bezüglich dieses Feuers für Kasumi auch absolut sicher wäre, ob er sich auch bestimmt nicht täuschte? Paul schüttelte den Kopf.

Simon griff nach der Brille seiner Mutter. »Du sagst also, Alexis wäre mitten in der Nacht einfach spurlos verschwunden. Einfach weggegangen, ohne dir etwas zu sagen.«

Er beobachtete, wie Paul stirnrunzelnd an seiner Unterlippe nagte. »Ich verstehe das auch nicht. Als ich heute morgen Detective Manoa davon erzählt habe, meinte er nur, so was käme hin und wieder vor.«

»Und vor allem, wenn er in der Nähe ist. Und er will nichts gehört haben?«

»Er hat gesagt, er wäre ein paar Stunden eingenickt und hätte nichts gehört.«

»Sie ist doch im Taxi hierher gekommen. Und wie soll sie seiner Meinung nach das Tal wieder verlassen haben?«

Paul schüttelte den Kopf und legte dann die Hände über seine Augen. Er hatte Schwierigkeiten, mit Antworten aufzuwarten, die einigermaßen sinnvoll klangen. >Ich darf nicht zu stark in ihn dringen«, dachte Simon, >sonst dreht er mir tatsächlich noch durch. <

Deshalb gab Simon sich Mühe seine Stimme ganz neutral zu halten, als er fortfuhr: »Ihre Handtasche ist noch da. Das gleiche gilt für ihr Gepäck sowie für die Schlüssel für ihr Haus und den Laden.« Er griff nach Kasumis Tagebuch.

»Schwer vorzustellen, dass sie das hier nicht mitgenommen haben sollte. Dieses Tagebuch hütet sie nun schon fast vierzig Jahre wie ihren eigenen Augapfel.« Er blätterte in dem kleinen Büchlein. »Weiss Manoa von dem Tagebuch?« Als Simon in Pauls Gesicht blickte, entging ihm der heftige Widerstreit der Gefühle keineswegs, der sich dort abspielte. Einerseits wollte er jeden Gedanken an Manoa möglichst aus seinem Gedächtnis verdrängen, während er sich andererseits angestrengt zu erinnern versuchte, worüber er und der Detektiv an diesem Morgen gesprochen hatten. Als Simon ihm erzählt hatte, dass der Mann in der Kürbismaske kein anderer als sein vermeintlicher Beschützer Manoa gewesen war, hatte Paul einen Zusammenbruch erlitten. Ein paar Eiswürfel im Nacken hatten ihn jedoch rasch wieder zu sich gebracht. Und dann hatte Simon Paul ein feierliches Versprechen gegeben. »Ab sofort hast du von Manoa nichts mehr zu befürchten. Ich kann dir versichern, dass er dir ab sofort nichts mehr tun wird.« Dennoch hatte Paul einige Zeit gebraucht, bis er sich aufraffen konnte, die Bänder anzuhören.

»Ich glaube nicht, ihm gegenüber etwas von dem Tagebuch erwähnt zu haben«, erklärte Paul nach längerem Nachdenken. »Aber beschwören könnte ich es nicht.«

»Das kann ich gut verstehen.«

»Bevor du und Erica hier ankamst, hat er mich allerdings nach Kasumi und dem gaijin gefragt. Er sagte, er hätte gehört, wie Alexis sich am Abend zuvor mit mir über die beiden unterhalten hätten, und diese Geschichte hätte sich in seinen Ohren höchst interessant angehört. Nein, wenn ich mir's genauer überlege von dem Tagebuch war nicht die Rede. Ich wäre in diesem Zusammenhang auch gar nicht auf die Idee gekommen, es zu erwähnen.«

»Du hast die Bänder ja selbst gehört. Demzufolge weisst du auch, dass Manoa für den gaijin arbeitet und beauftragt worden ist, mich und meine Mutter zu töten.«

Paul wandte den Blick ab und begann, auf seinem Stuhl hin und her zu rutschen. »Und er hat gesagt, er würde sich dazu eines eurer Freunde bedienen.«

Simon holte seine Spiegelsonnenbrille aus seiner Hemdtasche und setzte sie auf. »Wie bereits gesagt,

kümmere dich ab sofort nicht mehr zu viel um Detective Manoa.«

»Wo ist eigentlich Kasumis Foto, das Alexis dir geschickt hat?« schaltete sich nun Erica ein.

»Auf dem Nachttisch in ihrem Zimmer. Ich habe es dort zusammen mit ihrer kurzen Nachricht aufgestellt damit Manoa es dort findet.«

Er spürte, wie Paul ihn plötzlich am Unterarm packte.

»Unterschätze diesen Kerl nicht.«

Als Simon darauf nichts erwiderte, fuhr Paul fort: »Ich habe ihm gestern, genau wie du mir aufgetragen hast, gesagt, ich müsste ein paar Tage verreisen.«

»Und hast du in diesem Zusammenhang meinen Namen genannt?«

Ein energisches Kopfschütteln. »Nein, natürlich nicht. Aber er wollte mich nicht fahren lassen. Nicht, dass er mich gewaltsam zurückzuhalten versucht hätte, aber er hat doch versucht, mich wie soll ich es sagen? mich zu beeinflussen. Dieser Mensch strahlt eine ganz eigenartige Macht aus. Etwas sehr Archaisches, Primitives. Simon, wenn ich diesem Mann noch einmal unter die Augen treten muss - nicht auszudenken.«

Simon stand auf. »Keine Angst, das wird nicht der Fall sein. Wir verschwinden jetzt von hier, und zwar wir alle. Die yakuza haben vermutlich längst spitzgekliebt, dass ich nicht mehr in New York bin. Und dann dauert es nicht mehr lange, bis sie sich ausgerechnet haben, dass ich hier bin.«

Paul musste grinsen. »Du als Postbote verkleidet. Das hätte ich zu gern gesehen.«

Simon reichte die Kassetten Erica, die sie in ihre Umhängetasche steckte. »Ich muss wohl ganz schön komisch ausgesehen haben in meiner blauen Uniform, mit der Ledertasche und der Mütze. Bin damit von meiner Wohnung schnurstracks in den Central Park marschiert, um mich zu vergewissern, dass ich nicht beschattet wurde, und bin dann im Taxi zum Flughafen hinausgefahren, wo zwei Stunden später Joe mit Erica aufgetaucht ist, worauf wir zwei nach hierher abgetauscht sind. Ich nehme an, dass Joe diesmal aufgepasst hat wie ein Luchs, dass er nicht beschattet wurde.«

Erica steckte sich eine frische Zigarette an. »In Honolulu ist Simon gleich auf der Flughafentoilette verschwunden, um dann wenige Minuten später mit Pferdeschwanz, Schnurrbart und Nickelbrille wieder aufzutauchen. Der in die Jahre gekommene Hippie in Person. Und von dort sind wir dann in zwei verschiedenen Taxis hierher gefahren.«

In diesem Augenblick liess das Klingeln des Telefons Paul so heftig zusammenzucken, dass er sein Glas mit Papaya-Saft umstiess.

Niemand rührte sich.

Schliesslich sagte Simon: »Das ist Manoa.«

Paul befangerte das Kreuz an seinem Hals. »Woher weisst du das?«

»Ich weiss es einfach.«

Das Telefon klingelte weiter. Simon erkundigte sich währenddessen nach Juan, Pauls Diener.

»Ich habe ihm ein paar Tage freigegeben«, antwortete Paul.

»Das war Manoas Idee.«

Simon sagte ihm darauf, er solle nach oben gehen und die Handtasche und die Brille seiner Mutter auf ihren Nachttisch zurücklegen. Danach würden sie zu ihm nach Hause fahren, um dort ein paar Dinge zu holen.

Das Telefon klingelte weiter.

Simon legte Paul die Hand auf die Schulter. »Wenn du nicht drangehst, wird er sofort hierherkommen, um nach dir zu sehen. Ihm bleibt gar keine andere Wahl. Du bist schliesslich sein Schlüssel zur Familie Bendor.« Er deutete mit einer kurzen Kopfbewegung in Richtung Garage. »Hol schon den Wagen. Ich bin gleich wieder da.«

»Sollte ich nicht lieber ein paar Sachen einpacken und noch ein paar Leuten Bescheid sagen.«

»Dazu ist jetzt keine Zeit. Manoa muss mich so rasch wie möglich aus dem Verkehr ziehen. Auf ausdrücklichen Befehl des gajñ, kannst du dich noch erinnern? Die Anrufe kannst du bei mir zu Hause erledigen. Ach, bevor ich's vergesse. Ruf Juan an. Sag ihm, du hättest es dir anders überlegt und möchtest, dass er so schnell wie möglich wieder zur Arbeit erscheint. Ansonsten brauchst du ihm nichts zu sagen. Lass ihn tun, was er auch sonst immer

macht. Aufräumen, sich um den Garten kümmern und so weiter. Und jetzt los.«

Während Paul auf die Garage zuing, griff Simon nach dem rosa Lockenwickler. »Es sieht nicht gut aus«, sagte er zu Erica.

Sie nahm ihm den Lockenwickler aus der Hand und fragte: »Das verstehe ich nicht.«

»Ich habe nur eines von den Dingen in ihrem Zimmer gefunden. Nur eines. Alexis würde nie im Leben mit Lockenwicklern aus dem Haus gehen. Das heisst, sie kann das Haus nur verlassen haben, weil sie jemand dazu gezwungen hat.«

»Manoa.«

»Ja, der Killer des gaijin. Und das hier mitten im Paradies.« Simon drehte sich zum Haus und dem klingelnden Telefon um. »Bis bald, Detective Manoa«, sagt er leise.

Queens • August 1983

Joe D'Agosta setzte seine Kaffeetasse ab und sah Jake Otto an, der ihm in einem kleinen Cafe, das sich Olly's Lounge nannte, an einem wackligen Tisch gegenüber sass. Der grosse, hagere Double O war bereits um halb zwölf Uhr vormittags eifrig dabei, sein Budweiser mit jeweils einem kräftigen Schluck Johnny Walker Red hinunterzuspülen. Darüber erzählte er D'Agosta, dass Irwin Tuckerman Nachforschungen über ihn anstellen liess, um ihm etwas anhängen zu können.

»Allerdings hat Tuckerman erst angefangen, seine Fragen zu stellen«, versicherte Jake Otto, D'Agosta. »Ganz zufällig hat mir ein Kollege bei meiner gegenwärtigen Sicherheitsfirma natürlich auch ein ehemaliger Polizist von diesem Feighen erzählt; Walter X. Feighen heisst der Bursche, um genau zu sein.«

D'Agosta schenkte sich aus einer Plexiglaskanne frischen Kaffee ein. »Das ist doch Tuckermans Chefschnüffler, der manchmal auch Leibwächterfunktionen übernimmt.«

»Genau der. Und wie es scheint, soll er für Tuckerman herausfinden, ob du gestohlene Ware weiterverkaufst. Die Frage ist nur, wie kommt er auf so eine Idee?«

Weil dieser Saftsack wissen will, warum Molly ausgerechnet bei mir untergebracht wurde, dachte D'Agosta, und nicht anderswo. Weil die yakuza mich und Simon in Zusammenhang gebracht haben. Und wenn Tuckerman nun den Beweis hat, dass ich ein Hehler bin, dann heisst das mehr oder weniger auch, dass Simon es gewesen sein muss, der letzte Woche in sein Haus eingebrochen ist. Denn immerhin war Tuckerman lange genug im Geschäft, um zu wissen, dass man als erstes Antiquitätenhändler, Flohmärkte, Juweliere und Münzenhändler unter die Lupe nahm, wenn man nach Diebesgut Ausschau hielt.

Doch statt dessen sagte er nur: »Vielleicht hat Tuckerman plötzlich festgestellt, dass er gar nichts gegen Itaker hat und mich sogar an seinen Privatstrand einzuladen gedenkt, wenn ich ihm verspreche, keinen Ölfilm auf dem Wasser zu hinterlassen.«

»Ach so.« Jake Otto hielt nach dem Kellner Ausschau und hielt sein leeres Whiskyglas hoch, als dieser auf ihn aufmerksam wurde. »Bisher ist Mr. Feighen noch nicht fündig geworden. Dafür legt er jedoch für jeden, der dich nicht mag, ein ausgesprochenes Interesse an den Tag. Du kennst das ja. Fang mit den Feinden eines Mannes an. Frag sie, ob der Betreffende immer noch seine Frau verprügelt, Schwangeren in der U-Bahn seinen Sitz nicht anbietet und nachts den Mond anklafft. Und ob er durch die Nachbarschaft streift und an den Sätteln aller Mädchenfahrräder schnüffelt.«

D'Agosta beobachtete, wie der Kellner eine frische Ration Bier und Whisky vor Jake Otto auf den Tisch stellte. Der Eifer, mit dem sich dieser nun darüber hermachte, zeigte D'Agosta an, dass für Jake Otto das Thema Tuckerman erledigt war, was man von ihm selbst keineswegs hätte behaupten können.

Er war der festen Überzeugung, dass Tuckerman sich Mollys Ermordung ebenso wenig entgehen hatte lassen wie die Terikos. Und Molly war auch der Grund, weshalb Tuckerman sich plötzlich für Simon zu interessieren

begann. Sie wusste zwar nicht, dass Simon ein Einbrecher war, aber nachdem sie ihn in Japan in Aktion gesehen hatte, dürfte ihr keineswegs entgangen sein, dass er nicht unbedingt ein harmloser Geschäftsmann war. Und das wussten mittlerweile auch; die yakuza und Tuckerman.

Seit Mollys Verschwinden vor zwei Tagen ging D'Agosta in allem nur mit grösster Vorsicht vor. Wenn sonst schon nichts, würde auf jeden Fall die Polizei bei ihm auftauchen, sobald Mollys Leiche gefunden wurde, und auf diesen Besuch wollte er lieber gut vorbereitet sein. Entsprechend hatte er das Telefon im Laden nicht mehr benutzt und bei Gesprächen mit Simon ausnahmslos den Hacker zwischengeschaltet. Aus diesem Grund hatte er es auch vorgezogen, sich nicht gerade im Astoria mit Jake Otto zu treffen. Wenn er auch von seiten der Polizei nichts zu befürchten hatte, war nach dem yakuza-Überfall von neulich doch erhöhte Vorsicht angeraten.

Er machte sich nun daran, sich von Jake Otto zu verabschieden. »Deinen Tip bezüglich Tuckermans weiss ich selbstverständlich sehr zu schätzen. Falls du in deiner neuen Stelle Schwierigkeiten haben solltest, lass es mich nur wissen. Ich kenne da ein paar Leute, die eventuell Verwendung für dich hätten.«

»Du kannst zumindest für die nächsten zehn Minuten meiner uneingeschränkten Dankbarkeit gewiss sein.«

D'Agosta nahm seine Brieftasche heraus, entnahm ihr vier Zwanziger und drei Zehner und stopfte sie in die Brusttasche von Jake Ottos Hemd. »Dieser kleine Plausch zwischen uns beiden hat selbstverständlich nie stattgefunden.«

»Was für ein Plausch? Und wer sind Sie überhaupt, sich hier an meinem Tisch breitzumachen? Meine Herren, das letzte Volk verkehrt hier in diesem Laden.«

Sie prosteten einander zu, Kaffeetasse gegen Bierglas. Aus der Musikbox dröhnte gerade der Hank-Cochran-Song >It Ain't Love, but It Ain't Bad<. D'Agosta war nicht wenig überrascht, als Jake Otto lauthals mitzusingen begann. Dieser Satansbraten wusste doch tatsächlich den ganzen Text auswendig. D'Agosta musste an Molly January und die

wenigen Stunden denken, die sie miteinander verbracht hatten. Nein, es war keineswegs schlecht gewesen.

Long Island City.

Im Keller einer verlassenen Kaugummifabrik stand Irwin Tuckerman mit dem Rücken zu der abbröckelnden Treppe, die nach oben führte. Eine verdammte Bruchbude war das hier. Sämtliche Fensterscheiben waren zerbrochen, ein Teil des Dachs hatte sich gesenkt, und natürlich war längst alles aus dem Gebäude geplündert worden, was noch irgend jemand brauchen konnte. Die Fabrik, zusammen mit dem dazugehörigen Gelände, gehörte Frankie Odori. Aber der liess das Ganze nur weiter vor sich hingammeln.

Aber das war Frankies Problem. Der Japse war sowieso in allen Dingen ein wenig entscheidungsfreudiger Schlappschwanz. Er hatte nicht mal den nötigen Mumm in den Knochen, um sich mitanzusehen, wie seine Leute Molly January fertigmachten. Tuckerman war dagegen nicht der Mann, der sich das hätte entgehen lassen. Er hatte sich in dem überschwemmten Kellerloch zwischen den Pfützen aus abgestandenem Wasser und Altöl, den schimmeligen Zeitungen und Rattenköteln, ein trockenes Plätzchen gesucht, um dem Schauspiel beizuwohnen.

Er hätte sich ja zu gern auch selbst über Molly January hergemacht, aber das ging natürlich nicht. Was hätten schliesslich die yakuza von ihm gedacht? Also tat er nichts weiter als zuzusehen, wie die vier sie immer und immer wieder vergewaltigten. Nach einer Weile hörte sie zu schreien auf und wimmerte nur noch leise vor sich hin. Als sie sich endlich ausgetobt hatten, zogen sie ihr mit Zangen die Zähne heraus. Und mit der Flamme eines Feuerzeugs machten sie sich über ihre Genitalien her. Das war die Rache für den Tod ihres Kameraden in Tokio. Damit musste man rechnen, wenn man auf der Abschussliste des gaijin stand.

Als die Japaner Molly January schliesslich mit den Elektroboren zu Leibe rückten, konnte Tuckerman seinen Blick gar nicht mehr abwenden. Er wollte ihr im Moment ihres Todes in die Augen sehen, aber er musste wegen des Bluts aufpassen. Mein Gott, alles war voll davon, und seine

Schuhe hatten dreihundert Dollar gekostet. Die Japse würden erst mal den ganzen Keller mit einem Feuerwehrschauch ausspritzen müssen, wenn sie fertig waren.

Tuckerman hielt inzwischen seine Polaroid bereit, und als es so aussah, als würde es Molly January nicht mehr lange machen, liess er es darauf ankommen und rückte, Kamera im Anschlag, ein Stück näher. Und als er dann näher kam, vergass er plötzlich seine Schuhe und begann, wie ein Wilder draufloszuknipsen.

Yokohama. August 1983

Rupert de Jongh fühlte sich in einem nie gekannten Mass aus der Fassung gebracht und bis zur Sprachlosigkeit verwirrt.

Eine höchst beunruhigende Gemütsverfassung, die er dermassen störend und unpassend fand, dass er darauf bestand, in seinem Garten allein gelassen zu werden, damit er ungestört nachdenken konnte. Vor wenigen Minuten hatte er das Foto von Kasumi und ihrem Mann, Arthur Kuby, erhalten, der sich inzwischen Oscar Koehl nannte. Zwar hatte ihm Detective Manoa das Foto bereits am Telefon beschrieben, aber dadurch war de Jongh dennoch nicht hinreichend auf den Schock vorbereitet gewesen, der ihn beim Anblick von Kasumis Gesicht überfiel. Er war empfindlich aus dem Gleichgewicht geraten.

Sie ist noch am Leben, hatte Manoa behauptet. Das hätte er einer Unterhaltung zwischen Alexis Bendor und Paul Anami entnommen, die er in dessen Haus belauscht hatte. De Jonghs erste Reaktion auf diese Nachricht war gewesen: Hirngespinnste, Fantastereien. Manoas Bericht hörte sich eher wie das Gefasel eines Irren an; jedenfalls nichts, das ein vernünftiger Mensch hätte ernst nehmen können. Entsprechend hatte der gaijin den Detektiv auch gewarnt, er solle es künftig bleiben lassen, mit einer Person, deren Gedächtnis ihm sehr teuer wäre, seinen Scherz zu treiben, wenn er nicht höchst unangenehme Konsequenzen zu gewärtigen beabsichtige. Aber Manoa hatte nicht locker

gelassen. Er hätte ganz sicher gehört, dass Alexis Bendor vorgehabt hätte, den gaijin mit Hilfe dieser Kasumi Koehl, die mittlerweile im Sterben lag, nach Los Angeles zu locken, um ihn zu töten. Mrs. Bendor wusste von einem Schwur de Jonghs, eine Locke von Kasumis Haar in Japan zu begraben. Und wenn der gaijin, um sein Versprechen zu erfüllen, nach Amerika kam, würde Alexis Bendor ihm dort auflauern.

Absurd? Ziemlich. Andererseits war Alexis Bendor keine gewöhnliche Frau. Einmal allen falschen Stolz beseite, war sie auf dem Gebiet der Chiffrierkunst sogar besser als de Jongh gewesen, der diesbezüglich sein Licht bestimmt ebenso wenig unter den Scheffel zu stellen gebraucht hätte. Letztendlich hatte er den Sieg über sie nur mit Hilfe ihres wankelmütigen Kollegen Michael Marwood davongetragen. Eines musste man ihr auf jeden Fall lassen. Sie war eine intelligente und erstaunlich couragierte Frau, die ihre Ziele mit ungewöhnlicher Hartnäckigkeit verfolgte. Hätte Kasumi den Krieg tatsächlich überlebt, wäre die Person, die sie am ehesten ausfindig gemacht hätte, zweifellos Alexis Bendor gewesen. Dieselbe Alexis Bendor, die immerhin auch von dem Versprechen wusste, das de Jongh damals vor vierzig Jahren Kasumi gegeben hatte.

Erst als Manoa den Namen Arthur Kuby fallen gelassen hatte, den er unter normalen Umständen keinesfalls hätte kennen können, hatte de Jongh angeordnet, dass das Foto und der Umschlag mit Kasumis Adresse unverzüglich nach Japan geschafft werden sollte. Ein Kurier sollte damit sofort von Honolulu aufbrechen; er würde am Flughafen von Tokio von einem Wagen abgeholt und direkt zum Haus des gaijin in Yokohama gebracht werden.

In seinem von Mauern eingefassten Garten sass de Jongh nun in einem leichten Sommerkimono auf einer Steinbank und betrachtete im roten Schein der untergehenden Sonne die Schwarzweissvergrößerung in seinen Händen. Hai, das war seine geliebte Kasumi. Alle Worte Manoas hatten nicht annähernd die Wirkung hervorrufen können, die der Anblick des geliebten Gesichts auf ihn ausübte. Ihr rechter Mundwinkel war im Anflug eines Lächelns leicht hochgezogen, und in ihrem Blick lag noch immer diese

süsse Traurigkeit. Die Zeit war ihr sehr gnädig gewogen gewesen. Ihre ausserordentliche Schönheit hatte nichts von ihrer unnachahmlichen Feinheit eingebüsst. De Jongh kamen die Tränen.

Kasumi war noch am Leben. Doch sie lag im Sterben.

De Jongh neigte das Foto etwas zur Seite, so dass das verblässende Sonnenlicht auch auf Arthur Kuby fiel, der sich in seinem neuen Leben Oscar Koehl nannte. Herr Kuby, der blonde Junge von der deutschen Spionageabwehr. De Jongh stiess ein verächtliches Schnauben aus. Mit dem guten Arthur hatte es die Zeit nicht ganz so gut gemeint wie mit Kasumi. Er hatte weniger Haare auf dem Kopf, dafür aber um so mehr Speck um Hals und Oberkörper, ganz zu schweigen von seinem Gesicht. Das Wissen, dass Kasumi all die Jahre am Leben gewesen war und sie mit diesem arroganten Spross aus einer wohlhabenden preussischen Familie verbracht hatte, erfüllte de Jongh mit nicht geringer Feindseligkeit gegen den Deutschen.

Alexis Bendor musste die ganze Zeit gewusst haben, dass Kasumi noch am Leben war. Und zusammen mit dem Schicksal und Arthur Kuby hatte sie sich gegen ihn, de Jongh, verschworen, ihn um das eigentlich ihm zustehende Glück zu betrügen. Aber Alexis Bertdor hatte bereits ihre gerechte Strafe erteilt; sie würde nicht mehr auf ihn warten, wenn de Jongh in Los Angeles an Kasumis Krankenbett erschien.

De Jongh erhob sich von der Steinbank und schritt durch den Garten. Hai, er würde nach Los Angeles fliegen, um Kasumi aufzusuchen und nach Japan zurückzubringen. Oder zumindest eine Locke ihres Haars, wie er ihr das einst feierlich versprochen hatte. Aber erst würde er sich durch seine Leute die Existenz von Mr. und Mrs. Oscar Koehl bestätigen lassen. Sowie ihre Adresse und den Namen der Klinik, in der Kasumi behandelt wurde.

Darüber hinaus galt es, Massnahmen zur Beseitigung von Simon Bendor einzuleiten. Er war untergetaucht, wenngleich anzunehmen war, dass er in Kontakt mit seiner Mutter gestanden hatte. Ein höchst gefährlicher junger Mann, dieser Mr. Bendor, und auf keinen Fall zu unterschätzen. Angenommen, nur einmal angenommen,

auch er wusste von Kasumis Existenz und lauerte de Jongh nun an Stelle seiner Mutter auf. Warum sollte er als treuer Sohn das von seiner Mutter begonnene Werk nicht zu Ende führen wollen? Er hatte schon bei einer früheren Gelegenheit nicht gezögert, sich aufs nachhaltigste für die Interessen einer Frau, in diesem Fall Erica Stylers, einzusetzen. Würde er dies also nicht um so mehr für seine Mutter tun?

Ein vorsichtiger Mann zählt jeden Stein, wenn er eine Brücke überquert. Und de Jongh würde jeden Stein auf der Brücke zwischen ihm und Kasumi zählen. Es galt, sich in die Situation des Gegners zu versetzen, einen Überraschungsangriff mit einem Überraschungsangriff zu beantworten. Inzwischen schien es de Jongh sogar höchst unwahrscheinlich, dass Bendor junior nicht in die Fussstapfen seiner Mutter treten und ihren Kampf zu Ende führen würde. Deshalb würde er versuchen, de Jongh eine Falle zu stellen. Doch de Jongh würde ihm zuvorkommen und vorher ihm eine Falle stellen.

Der Engländer trat an den Karpfenteich und blickte auf die dicken, grauen Fische hinab, die sich am Rand des Teichs drängelten und darauf warteten, von ihm gefüttert zu werden. Doch der gaijin war in Gedanken bereits mit seinem Plan befasst, wie er sich Simon Bendors entledigen würde, der ihm sicher schon in Los Angeles auflauerte.

Er erwartet, dass ich zu ihm komme, dachte der gaijin. Beziehungsweise zu Kasumi. Doch was wird er tun, wenn Kasumi zu mir kommt?

De Jongh bückte sich und tauchte seine Hand in das Wasser des Beckens. Er strich behutsam über die Rücken der Fische, die nicht im geringsten vor seiner Berührung zurückschreckten. Ja, so liess es sich machen. Zur Durchführung seines Vorhabens bedurfte es eines Krankenwagens und eines ebenso guten wie verschwiegenen Arztes, da de Jongh Kasumi von seinen Leuten aus der Klinik schaffen und an geheimen Ort bringen lassen wollte, wo er in Los Angeles auf sie warten würde. Und er würde sich dort mit genügend yakuza umgeben, um Mr. Bendor einen gebührenden Empfang zu

bereiten, falls er selbst dieses Versteck ausfindig machen sollte.

Die für Sonntagnacht anberaumte Ossoon-Feier würde wie geplant im Haus des gaijin stattfinden. Allerdings nicht zum Gedenken einer toten Kasumi, sondern als Bitte an die Götter, sie so lange am Leben zu lassen, bis de Jongh sie aufsuchte. Falls seine Leute in Los Angeles bestätigen konnten, dass Kasumi tatsächlich von den Toten auferstanden war, würde de Jongh unmittelbar nach Beendigung der O-Bon-Zeremonie in die Vereinigten Staaten reisen.

Nur Simon Bendor, der Sohn der Tigerin, stellte eine mögliche Bedrohung dieses Wiedersehens dar. Doch ein toter Tiger war so harmlos wie ein Lamm.

Honolulu • August 1983

In dem kleinen Büro hinter dem Antiquitätengeschäft, das Paul Anami und Simon gehörte, liess Erica Styler sich von Simon in einen anderen Menschen verwandeln. Ihre Tarnung musste perfekt sein, erklärte er dazu, weil sie sonst, wie er es ausdrückte, alle einpacken konnten. Als Paul, der ihm beim Schminken Ericas zusah, das hörte, griff er unwillkürlich nach seinen Tabletten.

Wenn es Erica nicht gelang, in zwei Stunden, ohne erkannt zu werden, das Lauhala Hotel zu betreten, standen Simons Chancen, die fünfzig Millionen des gaijin zu stehlen, gleich null. Das gleiche galt für seine Chancen, mit Raymond Manoa und Sir Michael Marwood abrechnen zu können. Wie war Erica bei dem Gedanken zumute, dass Simon diese beiden Männer töten würde? Es liess sie kalt. Marwood und Manoa gehörten dem Personenkreis an, der Molly auf dem Gewissen hatte. Es war Erica vollkommen gleichgültig, was Simon mit ihnen anstellte.

Die Tarnung. Sie musste sie alle hinters Licht führen Hollywood Frankie, die Reporter, die mit Marwood sprechen wollten, die yakuza, die ihr Foto gesehen hatten, Spieler, mit denen sie vielleicht schon einmal am selben Tisch gesessen hatte. Und vor allen Dingen musste sie sich

Zutritt zu Marwoods Suite verschaffen, was wiederum hiess, dass sie an seinem Leibwächter, Allan Bruce, vorbeikommen musste.

Nervös? Erica hatte solche Angst, dass sich ihr ganzer Körper am liebsten von innen nach aussen gestülpt hätte. Simon spürte das und hielt kurz in seinem Werk inne, um ihre beiden Hände zu ergreifen und ihr gut zuzureden, der Trick bestünde genau darin, trotz der Angst einfach weiterzumachen.

»Wie Alexis?« entgegnete Erica.

Er nickte. »Wie Alexis.«

Erica war richtig gerührt über seine Zuneigung zu seiner Mutter, dass sie für einen Augenblick sogar Molly vergass. Am Tag zuvor waren sie mit Paul Anami zu Simons und Alexis' Haus auf Mount Tantalus gefahren, um ein paar Sachen abzuholen, die Simon in den nächsten Tagen brauchen würde. Erica hatte ihn dabei beobachtet, wie er schweigend in Alexis' Zimmer auf und ab gegangen war, hier mit der Hand behutsam über eine Kommode, da über einen Schrank gestrichen hatte, über ein gerahmtes Foto von ihr und ihm, über eine Turnmedaille, die er vor Jahren gewonnen und ihr geschenkt hatte. Erica konnte diesen Anblick nicht ertragen. Mit Tränen in den Augen hatte sie sich abwenden müssen.

Sie stehen sich sehr nahe, hatte Paul ihr bestätigt. Die beiden sind ein Herz und eine Seele.

Als sie schliesslich das Haus wieder verlassen hatten, hatte Simon ein Foto seiner Mutter mitgenommen.

Die Nacht verbrachten sie dann in Simons Fitness-Center in Honolulu. Zum Abendessen gab es Obst und Rohkostsalat aus der kleinen SnackBar, und geschlafen hatten sie im Büro. Erica und Paul wurden dann schon bei Morgengrauen von Simon geweckt; er sagte ihnen, es wäre besser, wenn sie aus dem Fitness-Center verschwänden, bevor die ersten Clubmitglieder ankamen, und ausserdem kämen sie in der Stadt besser voran, solange der Verkehr noch nicht so dicht war. Bevor sie dann losfuhren, rief Simon noch unter seiner und Pauls Nummer an, um ihre Anrufbeantworter auf eine mögliche Nachricht Alexis' hin abzufragen. Doch sie hatte weder bei ihm noch bei Paul angerufen.

Und nun machte Simon im Büro des Antiquitätenladens Erica zurecht, während er sich das auf Band aufgenommene Gespräch zwischen Raymond Manoa und Frankie Odori anhörte, in dem sie ihren Plan, Alexis umzubringen, besprachen. Das Band machte Erica nur noch nervöser, doch sie brachte es nicht über sich, Simon darum zu bitten, es abzustellen. Schliesslich tat er das jedoch von selbst und schaltete statt dessen im Radio auf eine Nachrichtensendung um. Es dauerte eine Weile, bis Erica merkte, dass ihn die Nachrichten gar nicht interessierten. Vielmehr wollte er nur wissen, ob vielleicht bereits irgendein Hinweis auf Alexis' Verbleib gesendet wurde.

Die Tarnung.

Erica beobachtete, wie sich ihre Hautfarbe veränderte. Simon vollbrachte dies mit Hilfe einer dunklen Grundierungscreme, die er auf Gesicht und Hals auftrug und mit einer dicken Puderschicht am Verschmieren hinderte. Dann rasierte er ihre Augenbrauen und zeichnete sie mit einem Augenbrauenstift ganz anders nach. Etwas Lidschatten unter den Augen liess Erica um einige Jahre älter erscheinen; gleichzeitig wurde ihr Kinn durch das Auftragen von etwas dunklem Makeup voller. Dann trug Simon etwas Augenbrauenstift auf ihre Zähne auf, so dass diese ungepflegt und verfärbt wirkten. Ein Stück Schwamm zwischen Lippen und Zahnfleisch veränderten ihre Mundform.

Doch damit war Simon noch keineswegs fertig mit ihrem Mund. Mit Hilfe eines Konturenstifts verhalf er ihm zu grösserem Umfang, um die Umrisse dann mit einem von Alexis geborgten Lippenstift auszufüllen. Etwas Rouge auf die Nasenspitze verlieh Erica das Aussehen einer Frau, die dem Alkohol nicht gerade abhold zu sein schien. Darüber hinaus gab Simon der Nase durch geschickt angebrachte Schatten insgesamt ein anderes, längeres Aussehen.

Als nächstes wurde Erica um Büste und Hüften kräftig ausgestopft. Damit schlüpfte sie dann in ein langärmeliges, weites Strandkleid, wie man es in Hawaii an vielen älteren Damen beobachten konnte. Und schliesslich bekam Erica noch eine Perücke mit hüftlangem Haar aufgesetzt, der

Simon mit Haarspray einen gräulichen Schimmer verlieh. Paul schickte seinen Angestellten los, um Plateausohlschuhe für Erica

zu kaufen, damit sie ein paar Zentimeter grösser wirkte. Als sie sich dann endlich im Spiegel betrachtete, war sie sichtlich schockiert. Sie sah aus wie Quasimodo als Transvestit. Hässlich wie die Nacht. Und vor allem alt. Mein Gott, wie alt sie aussah. Simon hatte wirklich ganze Arbeit geleistet. Je länger Erica sich im Spiegel betrachtete, desto mehr faszinierte sie ihr neues Selbst.

»Und jetzt lass uns alles noch mal durchgehen«, forderte Simon sie schliesslich auf. »Sag mir, was du der Reihe nach zu tun hast, wenn du das Lauhala Hotel betreten hast.« Erica schloss die Augen und wiederholte die Anweisungen, die Simon ihr bereits vorher erteilt hatte. Als sie damit fertig war, nickte Simon zufrieden, um sich Paul zuzuwenden.

»Ich habe es mir anders überlegt«, erklärte er ihm. »Du wirst Hawaii verlassen.«

Der Japaner griff unwillkürlich nach dem Kreuz, das von seinem Hals hing. Unter seinem linken Auge machte sich der nervöse Tick wieder bemerkbar. »Wieso? Ich dachte, ich sollte hierbleiben, falls Alexis anruft.«

Simon sah zu Boden. Dies war der Punkt, an dem Erica bewusst wurde, dass er davon ausging, dass seine Mutter bereits tot war. »Wenn Manoa dran glauben muss, wird hier der Teufel los sein. Und deshalb möchte ich nicht, dass du hier bist, wenn es soweit ist.«

Er lächelte Paul an. »Das hättest du dir wohl auch nicht träumen lassen, worauf du dich eingelassen hast, als du mich damals aus dem Wasser gezogen hast, was?«. Sie umarmten sich.

Wegen ihres Makeups gab Erica sich alle erdenkliche Mühe, nicht in Tränen auszubrechen, was ihr jedoch nicht gelang.

Eine Stunde später stand Simon vor der Tür zur Präsidentensuite des Lauhala Hotels. Neben einer Polizeiuniform trug er eine rote Perücke und einen dazu passenden Schnurrbart. Seine Mütze hatte er sich tief in die Stirn gezogen, so dass sie fast den oberen Rand seiner Sonnenbrille berührte. In einer Hand hielt er ein Gerät, das

wie ein tragbarer Kassettenrecorder aussah, und zu seinen Füßen stand ein Aktenkoffer. Er sah nach links und nach rechts den Gang hinunter. Rechts war niemand zu sehen, doch auf der linken Seite entdeckte er ein paar Hotelgäste, die ihm jedoch keine Beachtung schenkten und am Ende des Gangs auf den Lift warteten. Um sicher zu gehen, klopfte er ein viertes Mal gegen die Tür. Keine Antwort. Also dann los.

Das Schloss. Ein harter Brocken. Es liess sich nämlich nicht mit einem Schlüssel öffnen, sondern mit Hilfe einer Nummer, die man in eine Tastatur, ähnlich der eines Tastentelephons, ein tippte. Nun musste man allerdings diese Nummer wissen. Und genau dafür hatte Simon das Gerät dabei, das wie ein Kassettenrecorder aussah.

Allerdings handelte es sich dabei um einen kleinen Computer, einen Random-Selector. Simon sah erneut nach links, wo immer noch zwei Hotelgäste auf den Lift warteten. Dennoch beschloss er, zur Tat zu schreiten.

Er schloss den Zahlenselector mit Hilfe eines Kabels an die Tastatur des Schlosses an und setzte ihn daraufhin in Betrieb, indem er mit dem Daumen auf zwei Knöpfe drückte. Währenddessen behielt er ständig die Anzeigetafel des Geräts im Auge, auf der wie bei einem Spielautomaten eine endlose Reihe von Ziffern aufleuchtete. Die einzelnen Zahlen folgten jedoch so rasch aufeinander, dass das Auge sie nicht erkennen konnte. Nach einer Weile blieb am linken Rand der Anzeige eine Fünf stehen. Nun setzte rechts von der Fünf von neuem die rasende Zahlenabfolge ein, bis diese sich auf eine Zwei einpendelte. Fünfzehn Sekunden später konnte Simon schliesslich die fünfstellige Ziffer ablesen, mit der sich das Schloss öffnen liess. Er verlor keine Zeit damit, sie in die Tastatur einzutippen, den Türkopf herumzudrehen und die Tür zu öffnen. Nachdem er das Verbindungskabel entfernt hatte, trat er nach drinnen und schloss die Tür hinter sich. Dann holte er aus seiner Gesässtasche ein Paar schwarzer Lederhandschuhe hervor und zog sie an.

Nicht übel. Hohe Decken, Kristalllüster, ein Flügel und eine kleine Bar im Wohnraum. Eine zweite Bar im Besprechungszimmer. Eine kleine Küche, zwei

Schlafzimmer, zwei Bäder, eines davon mit einer Sonnenbank ausgestattet. Und eine ausladende Veranda, von der man aus dem neunzehnten Stock auf zwei Swimmingpools und die dahinter sich erstreckende Lagune hinuntersah. Marwood liess es sich an nichts fehlen. Das Lauhala war eines der neuesten Strandhotels von Waikiki, umgeben von üppiger, tropischer Vegetation und mit einem herrlichen Ausblick auf Diamond Head und den Ozean. Das Restaurant auf dem Dach des Hotels, das man über einen an der Aussenseite verlaufenden gläsernen Lift erreichte, war das teuerste von Honolulu. Noch so eine Monstrosität, um die Sonne auszusperren, hatte Alexis' Kommentar dazu gelautes.

Simon sah in jeden Raum, wie es auch Marwoods Leibwächter Alan Bruce getan hätte. Das war schliesslich Bruces Job. Er würde die Augen offen halten, bei den Hotelangestellten seine Erkundigungen einziehen und überhaupt sein Bestes tun, um dafür zu sorgen, dass niemand seinem Geldgeber auflauerte, um ihm irgendwelchen Schaden zuzufügen. Solange Marwood von jemandem wie Bruce bewacht wurde, würde es nicht genügen, wenn Simon sich unter ein Bett verkroch oder hinter eine Couch duckte. Nein, dazu musste Simon sich schon etwas Besseres einfallen lassen.

Er trat auf den Balkon hinaus und sah zu den Koolau-Bergen hinüber. Er ertappte sich dabei, wie er ungewöhnlich lange zu ihnen hinüberstarrte, ohne dass er hierfür einen Grund angeben hätte können. Er spürte lediglich, wie eine tiefe Traurigkeit von ihm Besitz ergriff. Doch im nächsten Moment schüttelte er dieses Gefühl auch schon wieder von sich ab. Und wenige Augenblicke später hatte er ein Versteck gefunden, wo ihn Alan Bruce oder sonst jemand selbst im Traum nicht vermutet hätte.

Sir Michael Marwood stand mit Raymond Manoa auf dem Balkon des Lauhala Hotels, nippte an seinem Gin Tonic und zwang sich, Konversation zu machen. Der Diplomat wirkte erschöpft und niedergeschlagen. Der Flug von Hongkong war sehr anstrengend gewesen, woran auch der zur Kurzweil der Fluggäste gezeigte amerikanische Film nichts ändern sollte, der die übertriebenen Vorstellungen

Heranwachsender hinsichtlich der sie erwartenden geschlechtlichen Freuden zum Gegenstand hatte.

Übermüdung vorschützend, hatte Marwood erst vor wenigen Minuten die letzten Mitglieder seines inoffiziellen Empfangskomitees loswerden können. Botschaftsangehörige, die Geschäftsleitung des Hotels, Reporter. Er war nicht hier, um die verdammte Welt vor dem Untergang zu retten, sondern um ein wenig Urlaub zu machen und nebenbei auch noch eine kleine Erledigung für dengaijin zu machen. Und je früher er das hinter sich gebracht hatte, desto eher würde er seine Ruhe haben. Er würde den Drachen jagen, vielleicht ein paar Chopin-Etudes anhören und dann hier draussen auf dem Balkon zu Abend essen. Alan Bruce war indessen in einem der Schlafzimmer damit beschäftigt, auszupacken, Marwoods Heroin-Vorrat zu verstecken und die Briefmarken für Manoa bereitzuhalten. Und somit teilte Marwood die herrliche Aussicht auf das Meer und die landschaftlichen Schönheiten der Insel mit dem eingeborenen Detective Manoa allein.

Jahrelange Erfahrung an unzähligen Konferenztischen in aller Herren Länder hatte den Engländer gelehrt, stets auf die feinsten Nuancen im Verhalten seiner Gesprächspartner zu achten. Sein Eindruck von Detective Manoa? Der Hawaiianer befand sich noch in den Anfangsstadien menschlicher Evolution. Jeder, der Augen im Kopf hatte, konnte das sehen - die Grobschlächtigkeit in den Zügen seines Gegenüber, die kalte Wachsamkeit in seinem verschleierten Kobrabblick und nicht zuletzt seine unmöglichen Manieren. Dazu kam noch das völlige Fehlen jeglichen Mitgefühls, wenn er über Alexis Bendor sprach, die er erst vor wenigen Tagen ermordet hatte. Dieser Primitive kannte offensichtlich keine menschlichen Gefühle. Wenn der Kerl wenigstens über ein Fünkchen Anstand verfügt hätte, hätte er dieses Thema erst gar nicht zur Sprache gebracht.

Allein die Erinnerung an Manoas erstes Inerscheintreten liess Marwood innerlich zusammenzucken. Der Hawaiianer hatte sich in der Öffentlichkeit aufgeführt wie eine schlechte Karikatur eines amerikanischen Politikers auf Stimmenfang; er hatte dabei auch wirklich kein Klischee ausgelassen,

angefangen von freundschaftlichem Schulterklopfen über das unvermeidliche ständige Lächeln und Händeschütteln bis hin zu einem vertraulich um die künftige Wählerschulter gelegten Arm. Waren wir nicht alle gute Freunde? Marwood hatte dieses Theater kaum mitansehen können. Und als der Kerl sich dann auf diese Weise endlich seinen Weg durch die Menge auf Marwood zu gebahnt hatte, hatte er diesen grob am Arm gepackt und ihm ins Ohr geflüstert, dass er bereits vor drei Tagen Alexis Bendor aus dem Weg geräumt hätte. Voller Stolz. Einfach widerlich.

Auf dem Balkon gab Marwood sich nun Mühe, das Gespräch auf andere Themen zu lenken als ausgerechnet Alexis Bendor. Er stellte Manoa eine Reihe von Fragen über das Hotel, die wachsende Kriminalitätsrate in Honolulu, das Restaurant auf dem Dach des Hotels, Manoas Frau. Umgekehrt wies der Detektiv den Diplomaten auf Sehenswürdigkeiten der Umgebung hin Diamond Head, Pearl Harbor und sonstige herausragende Punkte im Umkreis des von Rupert de Jongh mit den La SerraBrothers erbauten Hotels.

Der Detektiv deutete nach Osten. »Das sind die Koolau-Berge. Dort liegt Mrs. Bendor begraben.«

Marwood verdrehte die Augen. »Ich bitte Sie. Müssen Sie denn ständig wieder damit anfangen? Lassen Sie die gute Frau doch endlich in Frieden ruhen.«

»Sie würde noch keineswegs in Frieden ruhen, Mann, wenn Sie nicht Ihr Teil dazu beigetragen hätten. Ich kann Ihnen vielleicht sagen: Die Alte war ein ganz schön harter Brocken. Sehen Sie sich das mal an.« Manoa deutete auf eine Schwellung unter seinem Backenknochen. »Sie hat mir mit meinen eigenen Handschellen eine verpasst. Darauf bin ich aber ganz schön sauer geworden, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Das kann ich mir unschwer vorstellen.« Marwood schluckte den Rest seines Aperitifs hinunter, um dann zu den Koolau-Bergen hinüberzusehen und zu flüstern: »Ich kenne sie schon sehr lange. Wirklich sehr lange. Eine ausserordentlich energische Frau. Sie liegt also dort oben?«

»Allerdings. An einer Stelle, wo sie niemand finden wird. Es gibt dort auf einer verlassenen Zuckerrohrplantage einen alten hawaiianischen Tempel.«

»Ich wäre Ihnen zu ausserordentlichem Dank verpflichtet, wenn Sie sich die genaueren Details ersparen würden. Davon möchte ich lieber nichts wissen.«

»Es gibt eine Menge Dinge, von denen Sie nichts wissen.« Wieder dieses breite Grinsen.

»Wie zum Beispiel?«

»Wie zum Beispiel, dass der gaijin nach Amerika kommt. Wussten Sie das?«

Marwood musste sich mit einer Hand am Balkongitter abstützen. »Unsinn. Es besteht absolut kein Anlass, weshalb er das tun sollte.«

Manoas selbstgefällige Art konnte einen wirklich auf die Palme bringen. Er sagte: »Haben Sie je von einer Frau namens Kasumi gehört?« Und dann erzählte er Marwood von der Japanerin, die in Los Angeles mit einem alten Kriegskameraden des gaijin verheiratet war, einem gewissen Arthur Kuby.

Marwood hatte Mühe, seine Verblüffung zu verbergen. »Und Alexis soll diese Frau aufgespürt haben? Mein Gott, diese Alexsis ist wirklich erstaunlich.«

»War, mein Bester, war. Die alte Dame gehört bereits der Geschichte an. Habe ich Ihnen übrigens erzählt, dass ich meinen Einstieg in die Politik plane? Ich wollte Sie da einiges fragen, wie man sich in so einem Fall am besten verhält.«

Marwood wich ein paar Schritte von Manoa zurück. Natürlich war Alexis Bendor tot, und mit ihr war auch ein Teil von Marwood gestorben. Es fiel ihm schwer, von ihr in der Vergangenheitsform zu denken. Sie war so lebendig, so voller Energie. Eine der wenigen Frauen, vor denen er wirklich Respekt verspürt hatte. Er wollte nicht länger an ihren Tod erinnert werden, und was Manoas Einstieg in die Politik betraf mochte ihn dieser Hinterwäldler um Himmels willen damit verschonen. Marwood trat vom Balkon in den Wohnraum, weil er es nicht mehr aushielt in der Nähe dieses Kretins, dieses mordgierigen Schwachkopfs. An der Tür bereits rief Marwood nach Alan. Laut.

Simon hing unter dem Balkon.

Er lag in einer primitiven Seilschlinge, die er um seine Hüften geschlungen und notdürftig an der Unterseite des Balkons befestigt hatte. Zusätzlich hatte er noch zwei kürzere Seilstücke über seinem Kopf am Balkon befestigt. Und nun war er am Ende seiner Kräfte. Hände, Arme, Schultern und Rücken schmerzten unerträglich von dem langen Hängen an den Seilen, und das neunzehn Stockwerke über dem Erdboden. Die Adern an Stirn und Hals waren weit hervorgetreten. Ausserdem war ihm leicht schwindlig von der Anstrengung, seine Atmung so weit zu kontrollieren, dass ihn die beiden Männer, die nur wenige Zentimeter über ihm standen, nicht hören konnten.

Simon konnte dagegen sie sehr gut hören, und zwar jedes Wort, das sie sprachen.

Er bewegte behutsam den Kopf hin und her, um die Tränen aus seinen Augen zu schütteln, die er nicht mehr zurückhalten konnte, als er die beiden über seine Mutter hatte sprechen hören. Und dann riss das Seil, das er sich um die Hüfte geschlungen hatte. Mühsam gegen eine Panik ankämpfend, schwang er nun nur noch an den zwei Seilen, an die er sich mit den Händen klammerte, über dem Abgrund hin und her. Das Gewicht seines Körpers zerrte so heftig an seinen Armen, dass er fast versucht war loszulassen. Nun waren nur noch die zwei kurzen Seilstücke zwischen ihm und dem Tod.

Eines davon löste sich wenig später ebenfalls aus seiner Halterung und sank an ihm vorbei in die Tiefe. Obwohl er die beiden Seilstücke ordentlich an der Unterseite des Balkons befestigt hatte, war sein Körpergewicht zu viel für sie gewesen. Er spürte, wie sich auch das zweite Seil zu lösen begann.

Unter Aufbietung aller seiner Kräfte zog er sich im letzten Moment mit beiden Händen so weit an dem sich lösenden Seil hoch, dass er mit seiner rechten Hand die Balkonumrandung zu fassen bekam. Und als sich das Seil dann endgültig losriss und in die Tiefe stürzte, klammerte er sich auch mit der linken Hand an der Balkonkante fest.

Er schwang einmal kräftig vor und zurück, so dass er sein rechtes Bein auf den Balkon schwingen und sich endgültig

so weit hochziehen konnte, dass er nur noch über das Geländer zu klettern brauchte, um sich auf der Stelle hinter eine Topfpalme zu ducken. Als er darauf für einen Moment schauernd die Augen schloss, sah er das Bild seiner Mutter vor sich. Doch im nächsten Augenblick nahm er bereits das Funkgerät von seinem Gürtel und setzte sich mit Erica in Verbindung.

»Jetzt«, flüsterte er leise.

Er hakte das Funkgerät wieder an seinem Gürtel fest und warf einen letzten Blick zu den nebelverhangenen Koolau-Bergen hinüber, um sich dann mit den Fingerspitzen die Tränen aus den Augen zu wischen.

Er spähte in den Wohnraum. Leer. Er wartete.

Nach einer Weile klopfte es an die Eingangstür. Nach kurzer Pause ertönte ein zweites Klopfen. Und ein drittes. Sekunden später trat von links Alan Bruce in den Wohnraum. Er trug noch Anzug und Krawatte und ass ein paar übriggebliebene Canapes. Vor der Tür blieb er kurz stehen, um seine Jacke zuzuknöpfen und sich das letzte Stück Essen in den Mund zu stopfen. Seine Hand lag am Griff seiner Waffe, als er fragte, wer da wäre.

Simon stand auf, holte seine schwarzen Handschuhe aus seiner Gesässtasche und zog sie an, um dann vom Balkon in den Wohnraum zu treten. Ganz langsam, als gehörte er hierher, ging er lautlos auf das Schlafzimmer zu. Währenddessen liess er Bruces Rücken keinen Moment aus den Augen und konzentrierte sich darauf, ungesehen zu bleiben.

Erica steckte das Funkgerät in ihre Umhängetasche, hob ein Schreibbrett von der Treppe auf und ging auf die Tür vom Treppenhaus zum Gang zu. Sie zögerte kurz und holte dann tief Luft, bevor sie die Tür öffnete und auf den Flur hinaustrat. Sie hatte ein Namensschild angesteckt, das sie als IDA RUBY auswies, und gab sich alle nur erdenkliche Mühe, den Eindruck zu erwecken, als arbeitete sie im Hotel. Ihre Augen sie waren hinter einer Sonnenbrille mit strassbesetztem Perlmutterrahmen verborgen wollten einfach nicht zu blinzeln aufhören. Jetzt gab es kein Zurück mehr.

Sie redete sich gut zu, das Ganze wäre wie beim Pokern. Solange man nur kühlen Kopf bewahrte, konnte einem nichts passieren.

Sie trat auf die Tür der Präsidentensuite zu und klopfte einmal, zweimal, dreimal, bevor ihr schliesslich jemand öffnete.

»Ida Ruby«, antwortete Erica auf Alan Bruces Frage. »Ich komme aus Mr. Berlins Büro. Das ist der Geschäftsführer.«

»Ich weiss, wer Berlin ist, Mädchen. Mich würde viel mehr interessieren, wer Sie sind.« Das unfreundliche Knurren seiner Stimme wurde durch den starken schottischen Akzent nur noch verstärkt.

»Ich bin Miss Ruby, seine Assistentin. Er sollte Ihnen eigentlich vorhin, als er Ihnen das Zimmer gezeigt hat, den neuen Code für Ihr Schloss sagen, aber offensichtlich hat er es vergessen. Übers Telefon will er Ihnen die neue Nummer nicht durchgeben. Ich hoffe, Sie werden das verstehen. Ich äh, er hat mir aufgetragen, sie Sir Marwood persönlich zu überbringen.«

Sie löste ein Kuvert von ihrer Schreibunterlage und hielt es vor das Guckloch. »Wir wechseln nämlich für jeden neuen Gast die Kombination eine Sicherheitsvorkehrung, die wir uns zum Prinzip gemacht haben.«

»Eine ganz schöne Schlamperei, wenn Sie mich fragen. Daran hätte dieser Trottel ruhig eher denken können. Ich hätte gute Lust, kurz mal bei ihm anzuläuten und ihm gehörig meine Meinung zu sagen, was ich von seinen Qualitäten als Geschäftsführer halte.«

Erica schloss die Augen. Und schlug sie wieder auf, als sie hörte, wie die Tür aufging.

Mit finsterner Miene, nicht den Anflug eines Lächelns auf den Lippen, stand Alan Bruce mit ausgestreckter Hand vor ihr. »Los, geben Sie schon her.«

»Ich muss Ihnen noch zeigen, wie das Türschloss funktioniert.« Sie hielt ihm das Kuvert entgegen, um es jedoch fallen zu lassen, als er danach griff. Bruce stiess einen leisen Fluch aus und bückte sich, um es aufzuheben.

Gleichzeitig holte Erica unter den auf ihrer Schreibunterlage festgeklebten Zetteln eine Injektionsspritze hervor, die Simon dort mit Klebstreifen befestigt hatte, trat einen

Schritt näher an den gebückten Leibwächter heran und stieß ihm die Spritze in die linke Seite seines Halses.

Die Spritze von seinem Hals hängend, schoss Bruce hoch, um Erica am linken Handgelenk zu packen und nach drinnen zu zerren. Erica schlug ihm mit der Schreibunterlage ins Gesicht und trat ihm gegen das rechte Fussgelenk, als er sie herumzuwirbeln versuchte. Seine rechte Hand hatte bereits seine Jackentasche erreicht, als er die Augen verdrehte und in die Knie sank. Erica nahm ihm die Waffe ab und schloss die Tür. Dabei drehte sie sich gerade noch rechtzeitig um, um zu sehen, wie der Leibwächter nach vorn sackte und mit einem Arm gegen einen nachgemachten Louis Quinze Beistelltisch schlug, so dass dieser mitsamt einer Vase mit Hibiskuszweigen unter lautem Krachen umstürzte.

Unmittelbar darauf ertönte aus dem Schlafzimmer eine Stimme. »Alan, was war das? Alan?«

Erica, mit dem Rücken zur Tür, griff in ihre Tasche und tastete nach der Magnum.

Dem Klang von Marwoods Stimme folgend, schlich Simon auf das Schlafzimmer zu. Er huschte über den mit Teppich ausgelegten Flur der Suite, und als er Marwood erneut nach seinem Leibwächter rufen hörte, presste Simon sich flach mit dem Rücken gegen die Wand. Er wartete. Aber nicht lange. Er war nicht bewaffnet; seine Waffen waren der Überraschungseffekt und gute Nerven. >Deine Nerven möchte ich auch mal haben, mein Junge.< Alexis.

Simon löste sich von der Wand und näherte sich weiter dem Schlafzimmer. Bevor er dessen offenstehende Tür erreichte, drückte er sich von neuem mit dem Rücken gegen die Wand, um einen vorsichtigen Blick in den Raum dahinter zu werfen. Marwood und Manoa hatten ihm den Rücken zugewendet. Sie standen vor dem Bett und sahen sich ein Einsteckalbum mit Briefmarken an. Marwood deutete auf eine spezielle Briefmarke und erklärte Manoa etwas dazu. Der nickte mit dem Kopf.

Simon rückte etwas von der Tür ab, schloss die Augen und legte die Hände mit den Handrücken aneinander, so dass die Finger auf den Boden zeigten. Dann verschränkte er die Finger und knickte seine Handflächen nach innen, so dass

die Finger zwischen ihnen eingeschlossen waren. Schliesslich streckte er die beiden kleinen und die Ringfinger aus. Tai, das vierte Zeichen im kuji no in. Es diente der Stärkung des Kampfgeists und förderte die Konzentration auf die bevorstehende Auseinandersetzung. Nachdem er die neun Linien in die Luft gezeichnet hatte, richtete er seine ganze Willenskraft darauf, nicht gesehen zu werden, keinen Laut von sich zu geben und doch seine Kräfte voll zur Entfaltung zu bringen. Dann dachte er noch kurz an seine Mutter, bevor er durch die Tür trat.

Marwood und Manoa. Beide Männer standen nach wie vor dem Bett zugewandt, ihre Aufmerksamkeit auf die Briefmarken gerichtet. Geräuschlos durchquerte Simon den Raum, bis er etwa einen halben Meter hinter den beiden stehenblieb; sie hatten sich noch immer nicht nach ihm umgedreht. >Manoa zuerst<, dachte Simon. >Er ist der Gefährlichere<

Blitzschnell schwang Simon sein rechtes Bein herum, so dass sein Schienbein gegen Manoas rechten Oberschenkel schlug. Dann sauste seine rechte Ferse auf die linke Achillessehne des Detektivs nieder, so dass sie riss und Manoa einen lauten Schrei ausstiess. Und als der Detektiv dann mit einem dumpfen Schlag zu Boden stürzte, trat Simon näher heran und hieb ihm mit der rechten Faust gegen die Schädelbasis. Ein wuchtiger Schlag, kräftig genug, um das Schreien verstummen, Manoa vollends zu Boden sinken und ihn fast das Bewusstsein verlieren zu lassen. Doch nicht stark genug, um ihn zu töten. Dazu war es noch zu früh.

Simon beugte sich über Manoa, riss die 38er Smith & Wesson aus dem Holster an seinem Gürtel und wandte sich dann Marwood zu.

Der wich einen Schritt zurück und flüsterte: »Gütiger Gott, nein.« Dann rief er nach Alan.

Simon richtete sich auf. »Alan wird nicht kommen. Legen Sie sich bitte auf den Boden. Mit dem Gesicht nach unten.«

»Sie sind kein Polizist. So viel ist gewiss. Ich werde die Geschäftsleitung benachrichtigen.«

»Auf den Boden, habe ich gesagt.«

Marwoods Blicke wanderten zur Tür. Gleichzeitig erschlafften seine Gesichtszüge. Simon machte sich nicht die Mühe, sich umzudrehen. Er sagte nur: »Erica, bist du's?« Sie trat in den Raum und hielt ihre Magnum mit beiden Händen auf Marwood gerichtet.

Der Diplomat, der plötzlich wesentlich älter wirkte, als er tatsächlich war, liess sich mühsam auf die Knie nieder, um sich dann unter sichtlichen Anstrengungen neben dem schmerzverkrümmten Manoa auf den Boden zu legen.

Keine Spuren, schärfte Simon sich ein. An Manoa keine Spuren. Er trat auf das Doppelbett zu und zog hinter dem Kopfteil seinen Aktenkoffer hervor.

Dann wandte er sich wieder Manoa zu und zog dem Detektiv Schuhe und Socken aus. Doch als er sich daranmachte, seinen Gürtel zu lösen, unternahm der kampfunfähige Detektiv einen schwachen Versuch, Simon von sich zu stossen. Darauf griff Simon lediglich zwischen die Beine Manos, um ein paar Sekunden lang kräftig seine Hoden zu drücken, so dass dieser mit zusammengebissenen Zähnen und heftig schwitzend nach Luft schnappte und wieder hintenüber sank.

Simon zog Manoa daraufhin seine Hose aus. Ebenso seine Boxershorts. Marwood, den Kopf vom Boden gehoben, sah ihm dabei mit entsetzter Faszination zu. Simon entnahm währenddessen seinem Aktenkoffer ein Etui mit mehreren Injektionsspritzen, unter denen er eine wählte, deren Kolben mit einer farblosen Flüssigkeit gefüllt war. Er beugte sich über Manoa und gab ihm unmittelbar über dem Penis eine Injektion. Die Nadel drang tief in das Fleisch unter seiner Schambehaarung ein, so dass der Detektiv laut aufschrie. Marwood schloss die Augen und liess seinen Kopf auf den Teppich zurücksinken.

Nachdem Simon die Spritze wieder in seinem Aktenkoffer verstaut hatte, zog er Manoa vollständig aus. Diesmal sollte er keinen Widerstand mehr leisten. Seine Augen waren von einem glasigen Schimmer überzogen und aus seinem Mundwinkel troff Speichel. Simon sagte zu ihm: »Die Injektion wird Sie nicht töten, aber sie wird Sie für acht bis zehn Stunden lahmen. Danach zeigt sie allerdings schlimmere Folgen. Sie greift das Gehirn an. Dann werden

Sie nicht mehr fähig sein, einen klaren Gedanken zu fassen.«

Manoa blinzelte mit den Augen und versuchte zu sprechen. Seine Blicke folgten Simon, der sich nun ganz dicht über ihn beugte, so dass sein Gesicht ganz nah über dem des Detektivs war. »Ich bin Alexis Bendors Sohn.«

Marwood hauchte: »Allmächtiger«, und drehte sich zur Seite.

Simon trat darauf hinter den nackten Manoa, fasste ihn unter den Armen und zog ihn aus dem Schlafzimmer in das angrenzende Bad. Nachdem er ihn auf die Sonnenbank gewichtet hatte, schaltete er die UV-Strahler ein. Nur das Beste für Manoa. Maximaleintensität. Maximale Zeitdauer. Simon beobachtete den Detektiv eine geschlagene Minute lang beim Nachdenken, und als er sah, dass Manoa begriffen hatte, nickte er. Du hast vollkommen recht, Freundchen, auf diese Weise wirst du deinen Abschied ins Jenseits nehmen.

Manoas nackter Körper unter der Höhensonne wurde langsam in ein oranges Licht getaucht, das sich allmählich zu tiefem Rot verfärbte. Simon beobachtete, wie der Detektiv alle Kraft zusammennahm, um seinen Mund aufzubekommen. Aber er brachte nicht einen Laut hervor.

John Kanna hatte Simon unter anderem auch in der Herstellung und im Gebrauch von Giften unterwiesen. Bestimmte Gifte haben eine tödliche Wirkung, hatte Kanna ihm zu verstehen gegeben, andere verursachen Lähmungen, greifen das Gehirn an oder rauben dem Betroffenen das Augenlicht. Gifte sind nicht weniger wirksame Waffen als ein Dolch oder ein Schwert. Oder deine Hände und Füße. Du

musst lernen, sie aus Fischen, Skorpionen, Apfeln, Pflaumen oder Mandeln selbst zu gewinnen. Gifte, die rasch wirken und keine Spuren hinterlassen. Simon hatte sie in Vietnam mit grossem Erfolg eingesetzt.

Er beobachtete, wie Manoa am ganzen Körper der Schweiß ausbrach und seine Haut sich immer röter färbte. Der Detektiv bedachte ihn mit flehentlichen Blicken, doch Simon wandte sich ab und verliess das Bad.

Wieder im Schlafzimmer beugte er sich über Marwood und drehte ihn behutsam auf den Rücken. Der Diplomat schluchzte. »Das mit Ihrer Mutter tut mir schrecklich leid. Glauben Sie mir, ich mochte sie sehr gern. Wir haben uns während des Krieges kennengelernt und haben uns blendend verstanden.«

Er leistete keinerlei Widerstand, als Simon ihm die Jacke auszog, seinen Krawattenknoten löste und seinen linken Ärmel hochkrempelte. »Eine aussergewöhnlich intelligente Frau«, fuhr Marwood fort. »Wirklich ganz aussergewöhnlich. Ich habe sie übrigens mit Ihrem Vater bekannt gemacht.«

Simon stiess den Diplomaten auf den Teppich zurück und griff nach dem Etui mit den Spritzen. Er entnahm ihm eine zweite Injektionsnadel und griff nach Marwoods linkem Arm. Ohne den geringsten Widerstand zu leisten, sprach Marwood weiter. »Ich hatte gar keine andere Wahl, wirklich nicht. Sie kennen de Jongh nicht. Diesem Menschen haftet etwas Teuflisches an; dieser Mann ist nicht von dieser Welt. Der Teufel geht umher wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlingen könne. Erster Petrusbrief, Kapitel fünf, Vers acht.«

Simon stiess dem Diplomaten die Nadel in die linke Armbeuge. Marwood verdrehte die Augen zur Decke und erstarrte. Simon brachte ihm noch zwei weitere Einstichlöcher bei, worauf Marwood sich aufsetzte und erst seinen Arm anstarrte, dann Simon.

»Heroin«, sagte Simon. »Ich weiss von meiner Mutter, dass Sie süchtig sind.«

Marwood runzelte erst die Stirn, doch dann lächelte er. »Tatsächlich? Wie sie das nur wieder herausgefunden hat? Wie dem auch sei sie war wirklich eine verdammt gerissene Frau.«

Marwood seufzte genüsslich. »Auf diese Weise habe ich es noch nie genommen. Ich ... «

Er zuckte zusammen, fasste sich ans Herz und rang nach Luft.

Paul hatte das Heroin mit Strychnin versetzt, das Alexis gegen die Ratten im Haus aufbewahrte. In wenigen Minuten würde es Marwoods Tod herbeiführen.

Simon raffte Manoas Kleider zusammen, trug sie ins Bad und hängte sie ordentlich über den Stuhl vor dem Schminktisch. Auch die 38er des Detektivs liess er dort zurück. Manoas Haut hatte inzwischen zu rauchen begonnen. Simon sah noch einmal auf die Einstellknöpfe der Höhensonne. Sie war nach wie vor auf volle Stärke eingestellt.

Simon ging wieder zurück ins Schlafzimmer und hievte Marwood auf das Bett, während Erica das Briefmarkenalbum in einen von Marwoods kleinen Koffern packte. Simon nahm seine Uniformmütze aus dem Aktenkoffer, setzte sie auf und deponierte drei Beutel mit Heroin, einen unten angekohlten Löffel und ein Einwegfeuerzeug auf dem Nachttisch neben Marwoods Bett. Schliesslich löste er den Gürtel des Diplomaten und schnallte ihn schon fest um dessen linken Oberarm, wie das jeder Fixer tat, bevor er sich einen Schuss setzte.

Der Engländer lag reglos auf dem Bett. Seine Augen waren geschlossen. Sein rechter Arm baumelte über die Bettkante. »Vierzig Jahre zu spät«, flüsterte Simon.

Im Wohnraum, wo Erica bereits mit dem Koffer in der Hand wartete, zerrte Simon Alan Bruce auf eine Couch zu und goss ihm Wodka in den Mund und über die Brust. Der Leibwächter war weder tot noch gelähmt. Er war nur bewusstlos und würde das auch noch ein paar Stunden bleiben. Die Gründe für sein Besäufnis zu erklären, würde noch sein geringstes Problem sein, wenn er wieder zu sich kam.

Danach trat Simon ans Telefon und wählte die Nummer der Rezeption. Er meldete sich als Alan Bruce und liess mitteilen, dass Sir Marwood bis auf weiteres nicht gestört werden und keine Anrufe durchgestellt haben wollte.

Dann trat Simon auf Erica zu, drückte ihre Hand und machte eine kurze Kopfbewegung in Richtung Tür. Sie verliess die Suite als erste. Simon wartete zehn Minuten, bevor er ihr folgte.

Los Angeles • August 1983

Joe D' Agosta und Simon Bendor standen unter einer Fächerpalme und sahen zum Eingang der Klinik hinauf, in der Kasumi Koehl im Sterben lag. D' Agosta, der nur ein kurzärmeliges, weisses Hemd trug, blickte zum Himmel hoch und sagte: »Ganz schön kühl heute abend. Vielleicht hätte ich mir aus New York doch einen Pullover mitnehmen sollen.« Sein Jakkett hatte er nämlich Erica geliehen, die sich auf der Eingangstreppe der Klinik mit Paul Anami unterhielt.

»Meine Güte, ich habe erst meinen Augen nicht getraut«, fuhr D' Agosta, an Simon gewandt, fort, »als ich Erica am Flughafen gesehen habe. Ich war völlig baff. Und dann verschwindet sie mal kurz in der Damentoilette und taucht ein paar Minuten später in altem Glanz wieder auf. Also wenn du mir nicht gesagt hättest, dass sie das ist, hätte ich sie nie erkannt.«

Simon blies in seine Hände, um sie zu wärmen. »Sie hat ihre Sache wirklich gut gemacht. Wenn sie nicht gewesen wäre, wäre mir dieser Coup nicht geglückt.«

»Ich muss schon sagen, du hast mich überzeugt. Du hast diese Kerle genau nach Plan aus dem Weg geräumt. So was soll dir mal erst einer nachmachen.« D' Agosta schüttelte den Kopf. »Das mit Alexis ist natürlich höchst bedauerlich. Sie war wirklich eine grossartige Frau, denn sie hat das alles ja nicht nur für sich selbst getan. Sie hat es doch auch für diese drei armen Teufel getan, die damals mit ihr zusammengearbeitet haben. Das finde ich das Grossartige an der ganzen Sache. Sie hat es auch für die drei getan.«

Als er die Tränen in Simons Augen bemerkte, beeilte er sich hinzuzufügen: »Was ich auch immer nur so viel reden muss. Tut mir leid. Ich hätte wirklich den Mund halten sollen.«

Simon schüttelte den Kopf. »Keineswegs. Ich glaube, was du eben gesagt hast, ist genau der springende Punkt. Man kann nicht nur für sich allein leben, wie ich das bisher getan habe. Hin und wieder muss man auch für jemand anderen etwas tun. Nur schade, dass mir das nicht schon früher

gekommen ist. Zum Beispiel, als sie das erste Mal an mich herangetreten ist, ich sollte ... «

Kopfschüttelnd senkte er den Blick zu Boden. »Ja, wirklich schade, dass mir das nicht früher aufgegangen ist.«

Nach einer Weile sagte D'Agosta, sie hätten in New York inzwischen eine Leiche gefunden, bei der es sich seiner Meinung nach eigentlich nur um Molly handeln könnte. Ein Fischerboot hatte sie aus der Jamaica Bay gezogen. Der Rumpf einer weissen Frau ohne Kopf, Arme und Beine. Alter zwischen zwanzig und fünfundzwanzig. Eine positive Identifizierung war bisher noch nicht möglich, aber D'Agosta hatte das untrügliche Gefühl, dass es sich dabei nur um Molly handeln konnte.

Simon warf einen verstohlenen Blick zu Erica hinüber. »Sag ihr bitte noch nichts davon, solange wir keine Gewissheit haben.«

»Vermutlich hast du recht«, seufzte D'Agosta. »Da ist übrigens noch etwas, das dich vielleicht interessieren könnte. Tuckerman haben sie gestern kaltgemacht. Zwei Kugeln aus einer Zweiundzwanziger. Mitten ins Herz.«

»Tatsächlich?«

»Die Waffe war mit einem Schalldämpfer versehen«, fuhr D'Agosta fort. »Mann, ich hätte mir wirklich einen Pullover einpacken sollen. Ich dachte, wir wären hier im sonnigen Kalifornien. Jedenfalls haben sie Tuckerman auf der Staten Island Ferry abgeknallt, als er wie jedermann sonst zur Arbeit in die Stadt gefahren ist. Mitten unter all den Pendlern. Kein Mensch hat etwas gehört oder gesehen. Tuckerman sass nämlich ganz hinten im Heck der Fähre und las das Wall Street Journal. So haben sie ihn zumindest gefunden.«

»Hatte Tuckerman denn keinen Leibwächter?«

D'Agosta zuckte mit den Achseln. »Hatte er schon, aber er arbeitete nur Teilzeit.« Er sah die Strasse hinunter zum Los Angeles Times Building, das einen ganzen Block einnahm. »Man kann schliesslich nicht ständig mit einem Leibwächter rumlaufen. So was kann sich manchmal als verdammt unpraktisch erweisen. Die Polizei geht davon aus, dass es jemand von Tuckermans Freunden oder einer seiner

Geschäftspartner oder Klienten war, von denen bekanntlich keiner unter die regelmässigen Kirchgänger zu zählen ist.« D'Agosta sah einen klapprigen Buick am Strassenrand halten. Zwei Mexikaner stiegen aus und halfen dann einer hochschwangeren Frau aus dem Wagen. Während die drei auf den Eingang zgingen, fuhr D'Agosta fort, seiner Meinung nach wäre Tuckerman aus dem Weg geräumt worden, weil er Erkundigungen über einen Hehler und einen Einbrecher einzuziehen begonnen hatte und die beiden mit einer vor kurzem entführten jungen Frau in Zusammenhang standen. So viel D'Agosta über die Sachen in Erfahrung hatte bringen können, hatte Tuckerman besagten Einbrecher im Verdacht, wenige Tage zuvor in sein Haus eingedrungen zu sein. Der Einbrecher war auch bereits mit der entführten Frau in Verbindung gebracht worden, weshalb D'Agosta es nicht für ausgeschlossen gehalten hatte, dass Tuckerman tatsächlich fündig geworden wäre, wenn er weiter gegraben hätte.

Simon sah zum Himmel hoch. »Wie du gesagt hast höchst interessant. Und was die Tatwaffe betrifft die liegt doch nicht noch irgendwo herum, oder?«

D'Agosta schüttelte langsam den Kopf. »Keine Sorge, die ist, fein säuberlich in ihre Bestandteile zerlegt, in einer Reihe von Gullis verschwunden.«

Simon grinste. »Grossartig.«

»Es war mir ein Vergnügen. Weissst du übrigens, dass wir beschattet werden?«

Simon massierte sich den Nacken und winkte Erica und Paul zu. »Klar. Von zwei Wagen. Der Toyota an der Strassenecke hinter dir. Und der Ford schräg gegenüber an der Bushaltestelle.«

»Nicht übel. De Jonghs Leute gehen ganz schön ran.«

»Und ob. Hast du was einstecken?«

D'Agosta tätschelte die 38er unter seinem Hemd. »Ich gehe doch nicht nackt auf die Strasse. Ich werde mir allerdings einen Ersatz für die hier besorgen müssen, aber das kann noch eine Weile warten.«

Simon reckte sich. »Also dann mal an die Arbeit.«

Simon und Erica betraten die Klinik Arm in Arm. Paul und D'Agosta folgten ihnen.

Im Schutz der Dunkelheit beobachteten die yakuza schweigend die Klinik.

Aus einem Krankenzimmer im zweiten Stock sahen Simon und Arthur Kuby auf einen dunklen Innenhof hinaus. Hinter ihnen schlief Kasumi unter einem Sauerstoffzelt.

»Er kommt tatsächlich nach Amerika?« sagte Kuby.

»Ja«, erwiderte Simon. »Er weiss, dass sie noch am Leben ist und mit Ihnen verheiratet.«

»Wie kommen Sie darauf, er könnte mich umbringen wollen?«

»Weil Sie ihm etwas weggenommen haben, das eigentlich ihm zusteht. Meine Mutter kannte de Jongh besser als irgend jemand sonst, und sie meinte, er würde Kasumi unter allen Umständen sehen wollen.«

»Und Alexis ist tot, sagen Sie?«

»Ja.«

Kuby wandte sich vom Fenster ab, um Simon anzusehen.

»Mit allem gebührenden Respekt, junger Mann, aber Sie und Ihre Mutter haben nicht das Recht, sich in unser Leben einzumischen.«

Simons Stimme war ein bedrohliches Zischen. »Sie haben sich bereits vor vierzig Jahren nachhaltigst in das Leben meiner Mutter eingemischt. Ohne dass Sie jemand darum gebeten hätte. Erzählen Sie mir also nichts, wozu ich ein Recht habe oder nicht. De Jongh kommt nach Los Angeles, um Ihre Frau zu entführen und Sie zu töten. De Jongh ist am Leben. Und er weiss, wo Sie sich aufhalten. Wie lange, stellen Sie sich vor, haben Sie demnach noch zu leben?«

Kuby liess die Schultern hängen. »Ihre Mutter war eine grossartige Frau. Mein herzlichstes Beileid. Sie war die energischste von uns allen; sie war die beste.«

Der Deutsche betrachtete seine schlafende Frau. »Die Unentrinnbarkeit der Geschichte. Da stünden wir also wieder einmal ganz am Anfang. De Jongh, Kasumi und ich, wobei ich wieder genauso viel Angst habe wie damals vor vierzig Jahren.«

Er sah Simon eindringlich an. »Was wollen Sie, dass ich tue?«

Yokohama • August 1983

Rupert de Jongh trat in den butsuma, den kleinen Altarraum im ersten Stock seines viktorianischen Hauses, und schob die Reispapiertür hinter sich zu. Über den mit Matten ausgelegten Boden schritt er in eine Ecke des Raums und legte Kasumis Fächer, den Puppenkopf und das Foto, das ihm Manoa hatte zukommen lassen, auf den butsudā, den Familienaltar. Er trug einen Sommerkimono aus weisser Seide, ein dazu passendes Stirnband und ein tabi. Seine leicht geblähten Nüstern waren das einzige Anzeichen seines Zorns.

Seine Ursache war die Angelegenheit mit den gestohlenen Briefmarken sowie der unerklärliche Tod von Marwood und Manoa. De Jonghs Telefon hatte nicht mehr zu läuten aufgehört, seit die Chinesen erfahren hatten, dass ihre fünfzig Millionen Dollar verschwunden waren. Er hatte sich gezwungen gesehen, ihnen diese unangenehme Neuigkeit mitzuteilen, nachdem von den Cayman Islands nicht der entsprechende Bericht eingegangen war, dass das Geld auf die Konten der dortigen Banken eingezahlt worden wäre. Verschiedene der Geschädigten, einflussreiche Persönlichkeiten, hatten de Jongh zu verstehen gegeben, dass sie das Geld binnen drei Tagen zurückerstattet haben wollten.

Unter anderem setzten sich auch zwei hohe japanische Regierungsvertreter im Auftrag zweier Chinesen, die de Jongh ihr Geld anvertraut hatten, mit ihm in Verbindung, um ihn darauf hinzuweisen, dass der Verlust der fünfzig Millionen die Beziehungen zwischen Japan und China beträchtlich belasten könnte. Um dies also zu verhindern, sollte de Jongh dafür sorgen, dass die verschwundenen Briefmarken schleunigst wieder auftauchten, da de Jongh sonst damit rechnen müsste, dass ihm die Unterstützung massgeblicher Regierungskreise entzogen würde. Um es einmal ganz unverblümt auszudrücken: de Jongh konnte sein Leben bereits sehr wohl verwirkt haben.

Der gaijin sollte freilich niemandem sagen, dass er mit ziemlicher Sicherheit wusste, in wessen Besitz sich die

Briefmarken inzwischen befanden. Dafür kam eigentlich kaum ein anderer in Frage als dieser Teufelskerl von Alexis Bendor's Sohn, die ihm selbst aus dem Grab heraus nicht aufhörte, Schwierigkeiten zu machen. Wer sonst ausser Simon Bendor wäre gerissen genug gewesen, die Briefmarken an sich zu bringen und gleichzeitig den Eindruck zu erwecken, als handelte es sich bei Marwoods und Manoas Tod um Unfälle. Marwood macht seinen Abgang, indem er seinem Hang zum Heroin etwas zu sehr nachgibt, während Manoa sich aus Gründen, die nur ihm und Gott bekannt sein mögen, unter so einer gottverdammten Höhensonne zu Tode röstet.

Erst hatte der gaijin noch Alan Bruce im Verdacht gehabt, auf diese Weise mal ordentlich abgesahnt zu haben. Deshalb hatte er Frankie damit beauftragt, ihm diesbezüglich auf den Zahn zu fühlen. Das hatte Frankie dann auch getan, was wiederum zur Folge hatte, dass auch Mr. Bruce dieser Welt Lebewohl gesagt hatte. Davor hatte er jedoch bis zuletzt standhaft darauf beharrt, vollkommen unschuldig am Tod seines Arbeitgebers und Detective Manoas zu sein. Für die hawaiianische und nicht weniger auch die amerikanische Presse war

diese Geschichte natürlich ein gefundenes Fressen gewesen, und entsprechend wurde sie als ein >Fall, umgeben vom Hauch des Geheimnisses< dargestellt, >wie er selbst der Fantasie einer Agatha Christie kaum besser entsprungen sein könnte<. Zwar war in diesem Zusammenhang bisher der Name der yakuza noch nicht gefallen, aber de Jongh fragte sich, sicherlich keineswegs ganz zu Unrecht, dennoch, wie lange das noch so bleiben würde. Wie um alles in der Welt hatte Simon Bendor nur von diesen Briefmarken erfahren?

De Jongh wandte sich vom Altar ab und starrte auf die herabgelassene Bambusjalousie des Fensters, das sich auf den Ausländerfriedhof hinaus öffnete. Vor wenigen Minuten war von dort laute Musik herübergedrungen. Das ohrenbetäubende Getöse aus mehreren Kassettenscheidern mit auf Band aufgenommener Osson-Musik. Ein grässliches Sakrileg. Ausserdem waren auf dem Friedhof auch noch mehrere Feuer entfacht worden, die noch dazu gefährlich

gross waren; sicher waren sie von diesen betrunkenen Horden angezündet worden, die an diesem Abend die Strassen von Yokohama unsicher machten. Es war während der ersten zwei Wochen der Bon-Feierlichkeiten zu schlimmen Saufereien gekommen, was in den noch folgenden zwei Wochen nur noch übler werden würde. Einheimische, Fremde, die in der Stadt lebten, Touristen. Alle zu wie die Strandhaubitzen.

Das Ossoon-Fest artete immer mehr zu einer Entschuldigung für ungezügelter Hemmungslosigkeit aus. Nacht für Nacht tanzten Hunderte von Menschen in den Strassen und Tempeln, auf Parkplätzen und in öffentlichen Grünanlagen. Mochten sie ruhig durch die Stadt tanzen, solange sie nur de Jonghs Haus auf dem Bluff nicht zu nahe kamen und vor allem den Ausländerfriedhof mieden, der mehr oder weniger unmittelbar an de Jonghs Garten angrenzte.

Der Eingang des Hauses wurde noch immer von zweien seiner Männer bewacht, aber drei von ihnen hatte er in den Friedhof schicken müssen, um diesem höllischen Lärm, der ihn in seiner Andacht vor dem Altar empfindlich störte, ein Ende zu bereiten. Aber vor allem wollte de Jongh diese verdammten Feuer gelöscht haben. Sie brannten einfach in zu grosser Nähe seines Hauses. Es brauchte nur der Wind einen Funken zu den uralten Holzbalken herübertragen, und was dann?

De Jongh hatte seine Bediensteten losgeschickt, um überall im Haus die Fenster zu schliessen, damit er Kasumis in aller Ruhe gedenken konnte, ohne sich aus seinem Andachtsraum räuchern oder von lärmender Musik die Trommelfelle zum Platzen bringen lassen zu müssen. Hai, sie war am Leben. Seine Leute in Los Angeles hatten bestätigt, dass sie dort im Krankenhaus lag und tatsächlich mit Arthur Kuby beziehungsweise Oscar Koehl, wie er sich inzwischen nannte, verheiratet war. Und sie hatten auch bestätigt, dass Simon Bendor darauf wartete, dass er, de Jongh, Kasumi besuchen kam. Mr. Bendor hielt sich zusammen mit seinen Verbündeten Joseph D'Agosta, Erica Styler und Paul Anami in der Klinik auf. Arthur Kuby hatte den Ärzten diesbezüglich ein höchst interessantes Märchen aufgetischt. Sie wären alle mit ihm oder seiner Frau verwandt, hatte er

erklärt, damit sie alle in derselben Etage Zimmer bekommen konnten.

Der Krankenwagen, der Kasumi zum gaijin bringen würde, würde ihm auch Simon Bendor in die Hände locken. Keinen Schritt von Kasumi zu weichen, war Bendors einzige Chance, des gaijin habhaft zu werden.

De Jongh würde noch in dieser Nacht Japan verlassen und am morgigen Abend in Kalifornien eintreffen, und dann würde es nicht mehr lange dauern, bis die Sache mit den Briefmarken bereinigt war. Ausserdem würde er entweder Kasumi oder zumindest eine Locke ihres Haars mit zurück nach Japan bringen, denn das war etwas, was er selbst tun musste, da er es gewesen war, der diesbezüglich einen feierlichen Schwur abgelegt hatte. Dieses Versprechen zu halten, würde immerwährenden Ruhm und Ehre in zahlreichen noch kommenden Leben bedeuten. Schliesslich kam er langsam in das Alter, in dem man an den Tod denken musste.

Mit dieser Chance wurde ihm eine grosse Ehre zuteil, eine zweite Möglichkeit, seinen Ruhm zu vergrössern. Eine Locke von Kasumis Haar nach Japan zu bringen, bedeutete für ihn eine grosse Ehrung all dessen, was ihm in dieser und der nächsten Welt lieb und teuer war. Er konnte sich in diesem Punkt kein Versagen erlauben. Hatte er diese Tat ruhmreich hinter sich gebracht, würde sein Name für unerdenkliche Zeiten in hohen Ehren gehalten werden. Damit würde er seinen Ruf als grosser Samurai verewigen. Im Vergleich dazu waren selbst fünfzig Millionen Dollar nichts. Kasumi war sein Schlüssel zur Unsterblichkeit, um dann im Jenseits alten Freunden wie Baron Kanamore aufrechten Blicks entgengetreten und sie wissen lassen zu können, dass er in Ehren gehalten, was ihm teuer war, und dass er ihnen, Japan, seinem yakuza-Haus und Kasumi keine Schande gemacht hatte.

Zazen. Meditation.

De Jongh sass auf einem zafu, einem kleinen, blauen Kissen, und verschränkte die Beine zum traditionellen Lotussitz linker Fuss auf rechtem Oberschenkel, rechter Fuss auf linkem Oberschenkel. Er hielt seinen Oberkörper

aufrecht, die Augen geschlossen, und die Handgelenke ruhten mit nach oben geöffneten Handflächen auf seinen Oberschenkeln. Er verlangsamte seine Atmung, indem er ruhig einatmete, aber den Atem heftig wieder ausstiess.

Er achtete darauf, dass sein Atem natürlich und vollkommen ungehindert ging, und intensivierte seine Konzentration, indem er alles aus seinem Denken ausschloss ausser Kasumi. Nichts, weder die Musik und das Lärmen aus dem Friedhof noch der Rauch der Feuer, sollte diesen Augenblick beeinträchtigen. Seine Seele streckte sich nach Kasumi. In seinen Gedanken waren sie plötzlich beide wieder jung eine Vorstellung, bei der ihm ganz warm ums Herz wurde und die ihn fast in leichten Schlaf gelullt hätte.

Minuten später schlug er die Augen wieder auf und betrachtete den Altar. Sein Blick glitt über die Reiskuchen, den Tee und die Bohnenmarmelade, die er als Opfergaben vor ihrem Bild aufgestellt hatte. Er sah den Puppenkopf, ihren Fächer und ein Foto von ihnen beiden, das vor einem ShintoSchrein aufgenommen worden war, bevor sie zu jener unheilvollen Mission in die Schweiz aufgebrochen waren.

Und er sah ihr Tagebuch und eine Locke ihres Haares.

Ungläubig schüttelte er den Kopf und rieb sich die Augen.

Der Schock liess ihn erstarren. Seine Hand zitterte, als er sie nach dem Tagebuch ausstreckte. Es war wirklich keine Sinnestäuschung. Dasselbe galt für das Haar. Er bildete sich das keineswegs ein. Er schlug das Tagebuch auf, blätterte in den Seiten mit ihrer kindlichen Handschrift und las ihre Worte, so dass Tränen in seine Augen traten. Plötzlich fiel zwischen den Seiten hervor etwas zu Boden. Er bückte sich, um es aufzuheben.

Ein Foto. De Jongh mit Frankies Söhnen.

Und in diesem Moment flüsterte hinter de Jongh eine Stimme: »Ich habe mich ihrer bedient, um an sie heranzukommen.«

Langsam drehte de Jongh sich herum, so dass sein Blick auf eine schwarz gekleidete Gestalt fiel, die über ihm stand. Zwar sah es der oyabun mit eigenen Augen, aber sein Verstand weigerte sich doch zu akzeptieren, dass ein Unbefugter in sein Haus eingedrungen sein sollte. Niemand war so kühn. Niemand. Er sah, er hörte, aber er weigerte

sich zu akzeptieren, was seine Sinne ihm sagten, und das war der Punkt, an dem ihn sein untrüglicher Instinkt im Stich liess.

»Feuer und Lärm«, sagte Simon. »Eine gute Ablenkung.«

Er packte de Jongh mit seiner linken Hand über der Brust an seinem Kimono und riss ihn bäuchlings zu Boden. Und im nächsten Augenblick kauerte er auch schon auf dem Rücken des Engländers, presste sein Knie zwischen seine Schulterblätter, drückte mit der linken Hand seinen Kopf gegen die Matte und stiess ihm mit der rechten einen Eiszerkleinerer bis zum Heft ins rechte Ohr.

De Jonghs Körper durchlief ein heftiges Beben, um dann ebenso rasch zu erschlaffen. Der gaijin gab noch einen kurzen Seufzer von sich und starb.

Simon zog den Eiszerkleinerer wieder heraus, wischte ihn an seiner Hose ab und vergewisserte sich, dass kein Blut aus de Jonghs Ohr drank. Als er sich überzeugt hatte, dass dem nicht so war, stand er auf. Er trat an den Altar, blies die Kerzen aus und schritt auf die Schiebetür aus Reispapier zu. Er schob sie behutsam auf, sah, dass der Flur verlassen war, und glitt in das schattige Dämmerlicht hinaus.

Er schlich zur Rückseite des Hauses, auf die Flammen und den Rauch zu, die er durch ein offenes Fenster sehen konnte. Fluchend hörte er de Jonghs Leute im Friedhof die Feuer löschen und die tragbaren Kassettenrecorder ausschalten, die er hinter Grabsteinen und in Baumkronen angebracht hatte.

Auf Zehenspitzen schlich Simon auf das Fenster am Ende des Flurs zu, kletterte ins Freie und tat, was er sein ganzes Leben lang getan hatte. Er rannte auf das Feuer und den Rauch zu, auf die Männer des gaijin, die sich zwischen den Gräbern und Grüften gegenseitig zuschrien. Er stürzte sich mitten in die Gefahr.

Nachwort

Koolau Berge, Oahu • September 1983

Das Gewitter setzte mit einem mächtigen Donnerschlag und einem warmen Regenguss ein. Mit dem Regen schienen plötzlich Dutzende kleiner Wasserfälle über die zerklüftete Felswand in die Tiefe zu stürzen. Im Westteil der Berggruppe zerstäubte ein starker Wind das in die Tiefe stürzende Wasser zu einem feinen Dunst, der den Fels wie ein dünner Schleier umhüllte. Im Osten flohen Mynah-Vögel, Tauben und Spatzen die Felswände, um im Blättergewirr des Regenwalds Schutz zu suchen. Sie stoben durch einen rötlichen Dunst davon, bei dem es sich um die vom Wind aufgewirbelte trockene rote Erde am Fuss der Felswand handelte.

An dieser Stelle wurde dieser rote Staub auch durch die Überreste der alten Zuckerrohrplantage geblasen, deren Ruinen streunenden Katzen, wilden Ziegen und den sogenannten poi-Hunden Unterschlupf boten. Allerlei Unrat Ananasschalen, von Wanderern weggeworfene Bierdosen, schwarz verfärbte, vertrocknete Bananenschalen, abgefallenes Laub aus dem Regenwald, alte Zeitungen wurde vom Wind in den von einer Steinmauer eingegrenzten Tempelbezirk geweht. Eine Zeitungsseite, die von Wind und Regen gegen die Seite des steinernen Altars in der Mitte geklatscht war, enthielt zwei Artikel über Japans führende yakuza-Organisation. Die Zeitung war eine Woche alt.

Der erste Artikel hatte das prunkvolle Begräbnis eines legendären Unterweltführers namens Yamaga Razan zum Inhalt, der auch unter dem Namen gaijin bekannt war. Über tausend yakuza hatten den Trauerfeierlichkeiten für Razan beigewohnt, der an einer Gehirnblutung gestorben war und als einflussreichster Unterweltboss Japans nach dem Krieg galt. Gerüchte, denen zufolge Razan aus England stammte, hatten sich nie bestätigen lassen. Er wurde in einem von Mitgliedern seiner Organisation bewachten geschlossenen Sarg bestattet. Diese Organisation mit dem Namen

Shinanui-Kai ist mit zehntausend Mitgliedern Japans grösstes Syndikat.

Wie aus gut unterrichteten Kreisen verlautet, befürchtet man in Japan infolge Yamaga Razans Ableben einen erbitterten Bandenkrieg, in dem konkurrierende Unterweltorganisationen der führerlosen Gruppe deren profitable Einnahmequellen aus Drogenhandel, illegalem Glücksspiel, Prostitution, Devisenschmuggel und dergleichen streitig zu machen versuchen werden.

Im zweiten Artikel über die yakuza wurden von dem grossen Interesse des amerikanischen Justizministeriums an einer Reihe auf Band aufgenommener Telefongespräche berichtet, die sich im Besitz der Zeitung befanden. Anhand dieser Tonbandaufnahmen liess sich eine Verbindung zwischen Shinanui-Kai und einer New Yorker Unterweltorganisation sowie mit einem koreanischen CIA-Agenten, einem englischen Diplomaten und einem Detektiv der Polizei von Honolulu herstellen, wobei die beiden Letztgenannten vor kurzem in Hawaii unter mysteriösen Umständen ums Leben gekommen waren. Nach Angaben der Tokioter Polizei könnte der Tod des Diplomaten und des hawaiianischen Polizeibeamten in Zusammenhang mit dem Diebstahl von wertvollen Briefmarken im Wert von fünfzig Millionen Dollar stehen, die auf bisher ungeklärte Weise wieder ihren rechtmässigen Besitzern zugestellt worden sind. Wie aus gut unterrichteten Kreisen der japanischen Unterwelt verlautet, sollen hochgestellte Regierungskreise sowohl in Japan wie in China darauf dringen, die Angelegenheit damit als abgeschlossen zu betrachten. Das Verschwinden von Frankie Shiba Odori, einem in New York ansässigen mutmasslichen yakuza, wird auf seine Weigerung zurückgeführt, dem zuzustimmen.

Der Regen wurde stärker und peitschte auf die Zeitunesseite ein, bis sie sich dunkel verfärbte, und dann riss sie der Wind los und wirbelte sie auf den Rand der Felswand zu.

Als die Zeitungsseite vom Wind ins Nichts hinausgetragen wurde, trat eine einsame Gestalt in einem Poncho und Fallschirmspringerstiefeln aus dem Regenwald. Sie blieb kurz stehen, um einen Kompass zu Rate zu ziehen, und ging

dann an den Ruinen der Zuckerrohrplantage vorbei über den schlammigen roten Boden auf die Umgrenzung des Tempelbezirks zu. Dort blieb die Gestalt stehen, um, die Augen mit einer Hand gegen den strömenden Regen geschützt, zu dem Altar hinüberzuspähen und nach kurzem Zögern auf ihn zuzuschreiten.

Die Gestalt erklomm die Plattform, auf welcher der Altar errichtet war, und kauerte davor nieder. Dann zog sie unter dem Poncho einen Brief hervor, um ihn im Schutz ihres vornübergeneigten Körpers kurz zu überfliegen. Der Brief von der Londoner Sunday Times war an Mrs. Alexis Bendor adressiert.

*Sehr geehrte Mrs. Bendor,
in Beantwortung Ihres Schreibens vom 16. Juli 1983, in dem Sie uns völlig zu Recht auf verschiedene Irrtümer in unserer Berichterstattung über die dritte Partie Kasparow gegen Kortschnoi hingewiesen haben, möchten wir folgendes richtigstellen: 5. Lc3 hätte lauten sollen Lxc3; 20. Dc4 hätte lauten sollen Dc4+.*

*Wir bedauern jegliche Unannehmlichkeiten, die Ihnen daraus entstanden sein sollten, und möchten gleichzeitig diese Gelegenheit wahrnehmen, Ihnen mitzuteilen, dass wir Ihr Interesse durchaus zu schätzen wissen und Ihnen auf diesem Wege Anerkennung für Ihre scharfe Beobachtungsgabe und Ihren Wahrheitsdrang aussprechen wollen. Noch einmal um Vergebung bittend,
mit freundlichem Gruss,*

*Philip Tibber
Feuilletonredakteur
Sunday Times, London*

Simon Bendor faltete den Brief zusammen und steckte ihn unter den Altar. »Du hattest also auch diesmal wieder recht«, flüsterte er. »Wie üblich.«

Er berührte den Altar und gab sich mit gesenktem Haupt lange seinen Tränen hin.